Kantharíden.

— — — procul hinc, procul eſt ſeveri:
Me legat in ſponſi facie non frigida virgo,
Et rudis ignoto tactus amore puer.

Ovid.

Rom, 1788.
bei Giovanni Toſſoni.

Der Floh.

Ein Beytrag zu den groſsen Begebenheiten aus kleinen Urſachen.

Quis vetet, appoſito lumen de lumine ſumi?

OVID.

Ausgeſtreckt an dem Ufer eines Bachs, der durch blumichte Wieſen floß, lag Minettgen, ein muntres zwölfjähriges Mädchen, dem man den Beruf, einſt für die Welt und deren Freuden zu leben, deutlich in den ſchwarzen Augen leſen konnte, ohne eine phiſiognomiſche Brille auf der Naſe zu haben. Sie hatte ſich ermüdet indem ſie Blumen zu einigen Sträußern pflückte, die ſie ihren Gespielinnen ſchenken wollte, den ſchönſten aber Carln, den ſie ſeit einiger Zeit lieber als jene hatte. Das war auch ganz natürlich, denn ihre Temperamente waren einander gleich, und er ſuchte auch ſie vor allen

andern. Mit jenen zärtlichen Geſchöpfchen die ſchon überlaut ſchrien, wenn er ihnen ein wenig derb die Hand drückte, gab er ſich ungern ab. Kam er aber mit Minetten zuſammen, dann giengs an ein Schwarmen. Sie jagten einander umher, er drehte ſie ein Dutzendmal im Kreiſe herum, warf ſie nieder, kutzelte ſie, lies ſich auch von ihr umpurzeln, und ſie nahmen einander nichts übel. — Die Gefühle des Mädchens waren erwacht; eine gewiſſe Sehnſucht, oder vielmehr Begierde nach einem Gute, dem ſie keinen Namen zu geben wußte, ward in ihr rege; einige dunkle Ideen gaben ihr zu erkennen, daß es das andre Geſchlecht ſey, das ihr Aufklärung, wo nicht gar Befriedigung ihrer geheimen Wünſche gewähren könnte; und da war ihr erſter Gedank immer Carl. Ihr Blut rann dann ſchneller, ihr wachſender, ſchon reizender Buſen hob ſich, ſie machte die kleinen engen Schrittchen, die an dem zarteſten Theile des weiblichen Körpers eine gewiſſe wohlthätige Reibung hervorbringen, und an welchen man bey Mädchen ihres Alters die angehende Reife derjenigen

jenigen ſüßen Frucht erkennt, nach welcher Götter und Menſchen lüſtern ſind. Ein kleines Manövre, das man um deſto leichter bemerken kann, je unbeobachteter ſie ſich dabey dünken. —

Minettgen band alſo Sträußer, dachte dabey natürlicherweiſe an Carln, dann an ſich, konnte gewiſſe Dinge nicht zuſammen reimen, die in ihrem kleinen Köpfchen aufſtiegen, ſann und ſann, und ſchlief endlich gar darüber ein. — Das war ein ſüſſer Schlaf. Morpheus umgaukelte ſie mit den wollüſtigſten Träumen. Die Bilder ihrer Einbildungskraft ſtellten ſich ihr im Schlafe weit lebhafter dar. — „Auweh!" rief ſie auf einmal aus und fuhr in die Höhe. Ein Floh, der ſie empfindlich geſtochen hatte, war die Urſach dieſes Schreyes. Das Mädchen war ſonſt herzensgut, ſie konnte dem kleinſten Würmchen nichts zu leide thun, aber jetzt war ſie auſſerordentlich böſe; nicht ſowohl des kleinen Schmerzes, als der wenigen Empfindungen wegen, aus denen ſie ſo plötzlich war geriſſen worden, und das war freylich keine Kleinigkeit. — Wer läßt ſich gern, wachend oder ſchlafend,

in seinen Phantasien stören? Und ein Mädchen! — Und diese Phantasien — so süß — so bezaubernd — und nun auf einmal ihnen, vielleicht auf immer, entrissen? — Mit nichts geringerm als seinem Leben sollte der Verbrecher büßen. Mit Wuth im Auge und dem entflammten Bestreben suchte sie ihn auf, um die grausame Strafe an ihm zu vollziehen. Er floh in die geheimsten Schlupfwinkel, auch da war er nicht sicher; sie wendete alle ihre Kräfte an, um seiner habhaft zu werden. Endlich verbarg er sich

in jenes reizende halboffne Rosenmündchen
das unberührt im stillen Thale lag,
und, lechzend nach Genuß, im ersten Schäferstündchen
der Wollust höchstes Erdengut versprach.

Wo auf dem engen Pfad Elysiums Gefilden
der Glückliche so froh entgegen geht
der ihn zuerst betritt, nach seinen unenthüllten
Mysterien voll süßen Taumels späht.

In dieses Heiligthum — denn heilig ist der Tempel
den die Natur für Männer eingeweiht:
auf den je mehr als je all ihrer Werke Stempel
so sichtbar aufgedrückt: Vollkommenheit —

In dieſes Heiligthum drang nun mit kühnen Schritte
der Schuldige der ſein Verbrechen fühlt,
und wähnte Sicherheit, weil nach der alten Sitte
man das Aſyl für unverletzlich hielt.

Minette wußte von dieſer Satzung nichts, und hätte ſie ſie gewußt, ſie würde ſie nicht geachtet haben, ſo zornig war ſie. „Warte, hier ſollſt du mir nicht entwiſchen" ſagte ſie, und bediente ſich eines Fingers ihn zu verfolgen. Mehr konnte ſie hier nicht thun, und ſogar dieſer fand Widerſtand. Endlich gieng es doch, da ſie ihr möglichſtes that. Sie war ſo erpicht auf die Sättigung ihrer Rache, daß ſie jedes Hinderniß überwand. Bald aber erlag ſie bey dieſer Beſchäftigung ganz andern Gefühlen. Ein ſüſſer, nie empfundner Zauber bemächtigte ſich ihrer, ihre Sinne ſchwanden, ihre Augen brachen, ihr Odem ward kurz, alle Nerven zuckten, ſie ſtieß kleine wollüſtige Seufzer aus. Beynahe hätte ſie den Gegenſtand ihres Zornes vergeßen, vergeben hatte ſie ihm ſchon halb, da er ihr Anlaß zu ſo großem Vergnügen geworden

war. — Da ſie zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, als daß ſie etwas um ſich her hätte bemerken ſollen, ſo war ſie auch Carln nicht gewahr worden, der ſie von ferne geſehen und ſich herzugeſchlichen hatte. So unſchuldig er war, ſo hatte ihn doch dieſer ſeltſame Anblick ganz außer ſich geſetzt.

„Ey, was machſt du denn da Minette?“ rief er auf einmal. —

Ohne eben ſehr über Carls unvermuthete Gegenwart zu erſchrecken, antwortete ſie gebrochen: „Je — da ſuch' ich — einen heßlichen — „Floh — der mich — ganz unbarmherzig — „gebißen hat.“ —

„Wart, laß mich ihn ſuchen.“ —

„Meinetwegen — nur nicht ſo derb Carl! — „Er wird wohl ganz hineingekrochen ſeyn — „Sieh doch, was haſt du denn da ſo gewaltig „ſtarkes? Hab ich das doch ſonſt noch nicht bey „dir geſehn — Weis mir es doch.“

Bey dieſen letzten Worten lies ſie ſelbſt den raſchen Vogel aus ſeinem Käfig, und da er ihr gefiel, ohne daß ſie ſelbſt wußte warum, ſo ſtrei-

cheite

chelte und liebkoste sie ihn. — Carl war für Vergnügen auſſer sich; gleichwohl fühlte er daß er noch ein weit größeres erreichen könnte. Die Natur selbst lehrte ihn es aufzusuchen. „Wart," sagte er, „mit dem Dinge da kann ich dir viel„leicht besser helfen." Minette war es zufrieden und ihm selbst zu dem Versuch behülflich; bald aber fieng sie einigemal laut für Schmerz zu schreyen an und bat ihn aufzuhören. Carl kehrte sich aber daran nicht. „Laß nur," tröstete er sie, „es ist der Floh der dich aus Angst sticht, „weil er sieht, daß er seinem Tode nicht entge„hen kann." Endlich sah sie gar Blut — „Ach „Himmel!" rief sie, „was hast du gemacht? „Nun werd' ich gewiß sterben." — „Nicht „doch — es ist das Blut von dem Floh, den „ich tod gemacht habe — Ach! Mädchen ach! „wie wird mir!" — — —

Hier sanken sie beyde vom Genuß erschöpft und von Anstrengung ermattet, in eine jener süssen wollüstigen Ohnmachten

die mehr als Lyäens Becher berauscht;
um die man willig alles vertauscht,

was von platoniſcher Liebe ein Schwärmer
einſt unſern Seelen einprägt —
in der das Herz viel wärmer
im wonnerfüllten Buſen ſchlägt.

Sie erholten ſich bald zu neuen Freuden, denn nun wurde das Spiel, das ſie ſo ſehr ergötzt hatte, von neuem angefangen. Das zweytemal gienge auf Minettens Seite ſchon beſſer. Sie duldete gern den kleinen Schmerz um die zehnfach größere Wonne. Das drittemal empfand ſie nur wenig. Eine tägliche Uebung machte ſie beyde endlich zu Meiſtern in dieſer ſo leichten als angenehmen Kunſt, und des Flohes wurde nicht mehr gedacht. —

Amors

Reiſe nach Deutſchland.

Forſe che Amor tra voi
Dimora ſconoſciuto,
E dagli oneri ſuoi
Spiccato aver de' l'ali,
E depoſto gli ſtrali,
E la faretra ancor depoſta e l'arco,
Onde Sempre vi carco,
E gli altri arneſi altera e trionfali.
Ma — — — — —
— conoſcere ai ſegni
Facilmente il potrete.

TORQ. TASSO.

Es war ja ſchon ein alter Brauch
Daß Götter unſre Erde
Beſuchten, denn ſie reiſten auch
So gern als wir. — „Es werde
Den Erdbewohnern auch bekannt
Daß wir ſie ſchätzen; Hand in Hand
Laßt uns mit ihnen wallen."

So sprachen sie — und wirklich kam
Bald einer nach dem andern.
Es taugte wohl in ihren Kram
So hin und her zu wandern;
Denn sie verbrachten ungenirt
Im Negligé und unfrisirt
Hier ihre Zeit im Sause.

Doch für manch armes Menschenkind
War dies die ärgste Plage
Und Hudeley — denn Götter sind,
Laut der beglaubten Sage,
Auf Erden nicht so mussierhaft
Wie im Olymp, und ihre Kraft
Bestand hier nur in Ränken.

Sie trieben's wahrlich ärger als
Ich es nur kann beschreiben,
Als die Franzosen in der Pfalz
Es immer konnten treiben;
Selbst weyland Pabst und Türke war,
So sehr die fromme Christenschaar
Sie schimpft, ein wenig besser.

Ein Jovs, ein Schalk vom erſten Rang,
Dazu kein Koſtverächter,
Verführte durch ſo manchen Schwank
Und Tücke, Weib und Töchter.
Er ſchielte, wo er gieng und ſtand,
Die Lorgnette in der Hand,
Den Mädchen nach der — Schürze.

Allein dabey blieb's nicht, wie's jetzt
Wohl pflegt dabey zu bleiben;
Der Stutzer den die Liebe hetzt
Mögt's gern auch weiter treiben,
Doch das vermag er nicht, er geht
En arriere, denn ihm ſteht
Nicht mehr — die Kraft zu Diemie.

Und trift ſich's daß ſein Liebchen ſich,
Auf ſein erbärmlich Flehen,
Einſt ihm ergiebt, wie jämmerlich
Wird er bey ihr beſtehen!
Er macht es dann wie Meiſter Fuchs,
Es war ja nicht ſein Ernſt, und flugs
Ergreift er Hut und Degen.

Da war euch Jovs ein andrer Mann;
Hatt' er gleich einen Harem,
Dem keiner glich, bis oben an
Gefüllt mit allen rarem
Was Schönheit hies, so war er doch
An Munterkeit und Stärke noch
Mehr werth als zwanzig andre.

Gefiel ihm nun ein Mädchen — Ha,
Wie wußt' er sie zu kirren!
Er war ein Gott, wie konnt' er da
In seinen Planen irren?
Bald half ihm Gold, bald Schmeicheley,
Bald gar ein wenig Hexerey,
Husch hatt' er sie beym Kragen.

So buhlte er mit Danaen,
So kapert' er Europen,
Und Kadmus schönes Töchterchen,
Und Leden, Antiopen.
Frau Juno, der dies nicht gefiel,
Spielt' ihm zwar drob der Streiche viel
Und hudelt ihn nicht wenig;

Doch das half nichts; ihm war's ein Feſt
Die Männer zu betrügen,
Und Mädchen, noch ſo tugendveſt,
Durch Schalkheit einzuwiegen;
Und überall, wo man ihn nur
Geſehn, blieb ſeines Daſeyns Spur —
Ein Baſtard oder Hahnrei. — —

Zwar Vater Bacchus lobeſan
That einſt der Welt viel Dienſte,
Er war ein guter Sauſkumpan,
Und lehrte ſeine Künſte;
Er klärte vieles auf, und doch
Macht' er die Köpfe düſtrer noch
Durch das unbändge Sauſen.

War man zuvor, wie ſich's gebührt,
Fein erbar, keuſch und nüchtern,
Durch keinen mächtgen Reiz verführt,
Zu allem Böſen ſchüchtern,
So war man nun wie raſendtoll,
Denn alles ſchwelgt' und ſoff ſich voll,
Und jedes Laſter blühte.

Sobald ins Capitolium
Der Rebensaft geſtiegen,
So ſtieß man alle Mädchen um,
Die Mütter ſahn's und — ſchwiegen.
Auf offnem Markte tanzte man
In Contretanzen nackt, und kaum
Schier wider alle Wände. — —

Der Ehrenmann Apoll ergriff
Hienieden ſeine Leyer
Und ſang: „Durch manchen böſen Kniff
Seyd ihr jetzt Ungeheuer,
Ihr Menſchenkinder alle, drum
Kommt her, ich will nun wiederum
Den Göttern gleich euch bilden."

Er that's; durch ſeinen Götterhauch
Lehrt' er die Menſchen dichten;
So wurden ſie wahrhaftig auch
Zu lauter — armen Wichten;
Sie ſtrömten in Empfindung aus
Wie Waſſerbäche; Nacht und Graus
War nun in ihren Scheiteln.

Sie wähnten ihr Geſang ſey ſchön
Wenn niemand ihn verſtünde,
Und weihten ihre Epopeen
Und Elegien dem Winde.
Prometheus Funken glaubten ſie
Zu haben, denn ſie ſprühten wie
Veſuv — doch gab's kein Feuer.

Man ſang dem lieben keuſchen Mond —
Das war euch zum Erbarmen!
Faſt blieb er keine Nacht verſchont,
So trillte man den Armen.
„Ach lieber Mond, ach ſieh herab,
„Auf meine Leiden, wie ins Grab
„Mich meine Lulla ſtürzet!"

Bey einigen hatt' Empfindeley
Den Menſchenſinn verdrungen,
Die ſprachen wie die Cherubey
In lauter fremden Zungen.
Die andern kehrten alles um
Und machten das gerade krumm,
Die nannte man Genieen.

Wenn einer ein fein Stückchen pfiff,
So dudelten es hundert
Ihm nach; das war ein feiner Kniff,
Drob man ſich ſehr verwundert.
Und Zank und Streit gab's hinter drein;
„Ach" ſchrie man, „Herr, ach ſieh darein,
Erlös uns von dem Uebel!" — —

Einſt gab es im Olympus Streit —
Denn der war da nicht ſelten —
Drey Damen voller Eitelkeit
Begannen ſich zu ſcheiten.
Die Königin des Himmels bot
Ertheren Trotz, und dieſe droht
Minerven zu zerfetzen.

Auf einmal kam's Trifolium
Von Jupiters Gerichten
Auf unſern Ball hernieder, um
Den hohen Zwiſt zu ſchlichten.
Sie ſtritten wer die Schönſte ſey,
Und ſtellten ohne Scham und Scheu
Sich nackend hin vor Paris.

Die Ocularinſpection
War treflich anzuſehen,
Noch hatte keines Menſchen Sohn
Was reizenders geſehen.
Prinz Paris riß die Augen auf,
Die Zunge ſtockt' in ihrem Lauf,
Er glühte wie ein Zunder.

Zwar wollten ſie durch ihren Streit,
Blos die Beweiſe führen,
Doch ſuchten ſie auch allerſeits
Den Richter brav zu ſchmieren.
Die eine bot ihm Macht und Ruhm,
Mit Weisheit, ihrem Eigenthum,
Wollt' ihn die andre ſchmücken.

Doch Venus ſprach: „Ein Weib wie ich,
Die Schönſte dieſer Erden,
Erkennſt du für die Schönſte mich,
Soll dir zu Theile werden;
Komm, ſieh mich an und zaudre noch
Wenn du's vermagſt" — und deckenhoch
Sprang Paris jetzt für Freuden,

Und rief: „Dir ſey der Preis. Fortan
Soll alle Welt ſich neigen
Vor dir, und Opfer himmelan
Soll'n dir zu Ehren ſteigen.
Nun, Göttin, löſche meine Glut,
Gewähre mir das höchſte Gut,
Ein Weib, dir gleich an Schönheit."

Sie hielt auch Wort. In Griechenland
Ward ſeines Herzens Sehnen
Befriedigung, und er befand
Sich herrlich bey Helenen.
So treflich ihm nun das behagt,
So lag doch, wie das Sprüchwort ſagt,
Der Knüppel auch beym Hunde.

Denn als er nun mit ihr entfloh,
Da brannt's in allen Ecken,
Da ſchrie man: „Zeter Mordio!
Weh dem trojaniſchen Gecken!
Auf, Griechen, auf! Laßt dieſe Schmach
Uns rächen, ſetzt dem Räuber nach,
Wir wollen ihn caſtriren!"

Nun gab's zehn Jahre, wie bekannt,
Mord, Schrecken, und Verheerung,
Es wütete bey Trojas Brand
Die Fackel der Verzehrung.
Es fielen Helden ohne Zahl,
Und fielen gern — denn dazumal
Gab's Narren so wie heute. —

Das war denn nun die Herrlichkeit
Die auf der Welt regierte,
Wenn Götter so von Zeit zu Zeit
Das Unglück zu uns führte.
Doch sah man es mit Ehrfurcht an,
„Was Gott thut, das ist wohlgethan,"
Sang man, und kroch zu Kreutze. —

Doch gieng es auch nicht immer so,
Denn Zeiten ändern Sitten.
Sie gaben auch incognito
Bisweilen hier Visiten;
Da lenkte Politik den Lauf,
Drum führten sie sich höflich auf,
Und hielten hinterm Berge. —

Nach dieſem Muſter richten ſich
Auch jetzt der Erde Fürſten,
Die alleſamt ſo mächtiglich
Nach — Seelennahrung dürſten,
Die finden ſie zu Hauſe nie,
Und dieſerhalb flankiren ſie
Umher in alle Länder.

Auch, ſagt man, tiefe Politik
Bezeichne ihre Schritte;
In Dunkel hülle ſich ihr Blick,
In Dunkel ihre Tritte,
Die Sucht nach Ruhm und Größe ſey
Der Grund von jeder Streiferey
Die ſie nur unternähmen.

Wenn Kayſer oder König ſich
Von ſeinem Sitz erhebe,
So ſey es auch gleich fürchterlich
Und alle Welt erbebe,
Als wenn am finſtern Horizont
Ein Himmelszeichen gräßlich thront,
Und Schrecken weit verbreitet.

Exempla odiosa sunt,
Drum ist es gut man schweiget:
Doch ist es allen Menschen kund
Und hat sich längst gezeiget:
Daß nie ein Recht für Tyranney,
Für Unterdrückung sicher sey —
So weit die Parenthese.)

Gott Amors Reise brachte nicht
Den Menschen Schimpf noch Schaden,
Aus Neugier theils und theils aus Pflicht
Durchzog er seine Staaten.
Wie könnt er auch, da alle Welt
Vor seinem Throne niederfällt,
Im eignen Busen wühlen? —

„Von mancher Revoluzion
Und andern großen Dingen
Erhielten wir die Nachricht schon
Auf Famas leichten Schwingen,
Doch was man uns seit ein'ger Zeit
Aus Deutschland meldet, dünkt mir weit
Mehr als das andre wichtig."

„Denn da vernimmt man ein Geſchrey
Von übergroſſer Gährung;
Nun iſt mir gar nicht wohl dabey;
Wer leiſtet mir Gewährung,
Daß, da man alles reformirt,
Man den Tribut der mir gebührt
Nicht freventlich verſaget?"

„Drum geh mein Sohn, durchzieh das Land,
Und muſtre Volk und Sitten,
Beſchütze die mit ſtarker Hand
Für unſre Rechte ſtritten.
Sieh ob wie ſonſt mit Innbegier
Germaniens Bewohner mir
In tauſend Tempeln dienen."

So ſprach Cythere. Amor ſchwang
Für Freuden ſeine Flügel;
Er küßte ihre Hand und ſank
Herab auf Deutſchlands Hügel;
Und eilte ſonder Raſt und Ruh
Der Reſidenz des Kayſers zu;
Da ſah er ſeltne Dinge.

Viel ſchwarze Kutten hiengen da
Gepaart mit Nonnenſchleyern,
Ein Feſt wie man noch keines ſah
Begann dies Volk zu feyern.
Die Mönche ſchrien: „Strick iſt entzwey.“
Die Nonnen jauchzten: „Wir ſind frey,
Laßt uns die Welt genießen.“

Sie tanzten einen Reihentanz;
Es war in ihren Handen
Kein Skapulier noch Rosenkranz,
Nichts von den Inſtrumenten
Die heißes Blut und Einſamkeit
Dem Zellendienſt der Nonnen weiht,
Die für Bedürfniß ſchmachten.

„Wir brauchen ſie hinfort nicht mehr
Bringt Schweſtern, bringt ſie alle
Herbey und feyert hoch und heer
Dies Feſt mit Jubelſchalle.“
Geſagt, gethan. Sie weiheten
Dem Orkus ſie; hell loderten
Sie auf in Feuerflammen.

„Wir ſchmachteten wie Tantalus
Einſt an der Freuden Quelle,
Fluch der Natur, Fluch dem Genuß,
Das Feu'r im Buſen, Hölle;
Stets Wunſch und nie Befriedigung,
Gefühl, und keine Sättigung
Der Lüſte die uns lockten."

„Und wenn die Lockung ſiegte, die
Wir ſtets mit Muth bekämpften,
So war's kein Wunder, wenn wir ſie
So gut wir konnten, dämpften.
Denn kein Gelübde, kein Gebot,
Kann, was uns auch die Kirche droht,
Natur und Trieb erſticken."

„Doch nun iſt unſer Band gelöſt;
Heil, Heil dem frohen Tage!
Kreut, Schweſtern, euch, wir ſind erlöſt,
Gestillt iſt unſre Klage.
Uns iſt erlaubt der Männer Kuß,
Nun laßt im ſüßeſten Genuß
Das Leben uns verliebeln."

So

So ſangen ſie und mochten ſchier
Vor Wollust ſich bepinkeln;
Sie ſämmten nicht und keſſen hier,
Dort, und in allen Winkeln
Sich den gewichten Gürtel, der
Vom zwölften Jahre Centnerſchwer
Sie drückte, willig löſen.

Die Mönche waren auch nicht faul,
Sie gingen raſch zu Werke,
Das Volk ſtand da mit offnem Maul
Bewund'rend ihre Stärke;
Denn dieſe waren längſt an Fait
Im — Lieben, wie der ſelige
Voltair' uns klar beweiſet.

Den Damen als Gewiſſensrath
Stand mancher hoch am Brete,
Und dienete mit Rath und That
Im Beichtſtuhl und im Bette.
Die Donna lobte ſeinen Fleis
Und hätte ihm um keinen Preis
Das mindeſte verſaget.

Man fütterte mit Eyern sie,
Mit Torten und Pasteten,
Damit sie sonder Zwang und Müh
In allen Leibesnöthen
Den Damen ihre Thätigkeit
Beweisen konnten, allezeit
Sie wieder füttern konnten.

Mit Wucher gaben sie zurück
Was sie empfangen hatten;
Voll Kraft im krit'schen Augenblick
Fand Nachlaß und Ermatten
Bey ihrer Arbeit keinen Raum.
Das stets gewohnte Spiel war kaum
Geendet, gieng's von forne.

So kam's daß in der Liebesbahn
Wohl eingehetzt sie waren,
Im haut goût und im Schlendrian
Gleich tüchtig, gleich erfahren.
Nun fand ihr Wissen freyes Feld,
Man stritt um sie, denn alle Welt
Wollt' ihre Künste proben.

Des

Des freute ſich Cytherens Sohn
Und klatſchte in die Hände:
„Heil dieſer Reformation!
Sie droht der Macht kein Ende
Die mir gehört, mein Tempel bleibt,
Dem Tempelunfug den man treibt
Zum Trotz, unangetaſtet.“

„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,
Nichts wird es je erſchüttern.
Wenn jedes Reich in Trümmern fällt
So bau' ich aus den Splittern
Ein neues das nach mir ſich nennt,
Si fractus orbis, ferient
Impauidum ruinae.“

„Der Vorfall den man itzt geſehn
Dient klärlich zum Beweiſe.
Ob höhrer Macht erzitterten
Die Klöſter — Haufenweiſe
Kam dann der Mönch' und Nonnen Brut
Zu meiner Fahne, Gut und Blut,
Leib, Leben mir zu widmen.“ —

Auf einmal hörte man von fern
Ein ſchreckliches Getümmel.
Es ſtanden ein'ge hundert Herrn
Und viele tauſend Lümmel
En ordre de bataille da
Die armen Mönche Sonica
Mit Strumpf und Stiel zu freſſen.

Das war die ſchnurrigſte Armee
Die man bey meiner Seele
Noch je geſehn — das luſtigſte
Und ſchönſte pêle-mêle.
Da ſtand, den Degen in der Hand,
Wohlangethan mit Stern und Band,
Ein Cavalier vom Hofe;

Und neben ihm ein Kutſcher zart,
Der ſchwang die Peitſche zierlich.
Ein ſpitz Herrchen ohne Bart,
Ganz fein und ſo manierlich;
Bedienten, Läufer, Portiers,
Friſeurs und duftende Abbés,
Schauſpieler und Studenten.

Der Wehr und Waffen mancherley
Bekam man hier zu ſchauen;
Der eine wollte, meiner Treu,
Mit ſeinem Spieſe bauen,
Mit händebreitem Säbel ſtach
Ein andrer in die Luft, und ach!
Der Narr fiel auf die Naſe.

Mit Stecken, Prügeln, Knitteln war
Der Trupp gar wohl verſehen,
Statt Fahnen ließ die Heldenſchaar
Geflickte Hemden wehen.
Da ſah man Nadeln vom Chirurgen
Statt Pfeilen, und die Deichſel von
Medems Drachenwagen.

Zerſtumpfte Federn in der Faust,
Voll Schmutz bis an die Ohren,
Kam auch ein Trupp daher gebraust;
Das waren die Autoren
Von Wien, die jener Freyheitsbrief
Herben aus ihren Winkeln rief,
Und die wie Pilze wuchsen

Sie dienten jetzt zur Freyparthie,
Und nun war's Heer beysammen.
Der ganze helle Haufen schrie:
„Haut, Brüder, haut zusammen
Was unsrer Wuth sich widersetzt;
Wer überbleibt, der soll zuletzt
Im Donaustrom ersaufen." —

„Wir waren einst, wie jeder weis,
Die Lieblinge der Damen,
Durch unsre Kraft, durch unsern Fleis
Sie zu bedienen, kamen
Wir hoch in ihrer Gunst empor,
Und sie gewährten hiebevor
Der Minne Sold uns willig."

„Doch Undank ist der Lohn der Welt.
Kaum kriecht aus ihren Löchern
Der Mönche schwarze Brut, so hält
Man von uns armen Schächern
Nichts mehr, denn alle Weiber ziehn
Nur ihnen nach: die Wangen glühn —
Und auch gewiß was andres."

„Kam

„Kam ſonſt ein ſolcher Schlingel her
So war's zu überſehen,
Denn Einer konnte doch nicht mehr
Als höchſtens unſer zehen;
Allein nun ſind faſt alle frey,
Und buhlen ſonder Scham und Scheu
Mit unſern Dulcineen."

„Drum auf, ihr Brüder, ſäumet nicht
Die Scharte auszuwetzen.
Weh dem, dem's hier an Muth gebricht,
Wir haun ihn ſelbſt in Fetzen.
Gebt dieſen Buben ihren Lohn
In vollem Maaße — kein Pardon
Soll ihnen angedeihen." —

So ſprach ihr Feldherr, und das Blut
Stieg allen ins Geſichte;
Sie jauchzten und ihr Heldenmuth
Verſprach die ſchönſten Früchte —
Pauz! flog ein volles Dintenfaß
Den Mönchen an die Köpfe — das
War das Signal zum Treffen.

Die Erde bebte fürchterlich,
Die Sonnenſtrahlen hüllten
In Rabenſchwarze Wolken ſich,
Und Aquilonen brüllten.
Die ganze Schöpfung ſtarrete,
Voll banger Ahndung harrete
Die Welt des blutgen Kampfes.

Die Zeitungsſchreiber ließen ſchon
Die Alliirten ſiegen,
Und propften die Relation
Der Schlacht voll derber Lügen.
Viel tauſend Todte zählte man —
Ein Strom von Menſchenblute rann —
Gemahlt auf bunte Leinwand.

Doch bey der Leinwand blieb es auch,
Und bey den Zeitungslügen;
Das Feuer löſte ſich in Rauch
Und die Karthaunen ſchwiegen.
Denn ach! Ein großer Queerſtrich kam
Dazwiſchen, und die Sache nahm
Ganz eine andre Wendung. —

So wie den Roms Bevölkerung
Ein Heer Sabiner Weiber
Sich muthig zur Vertheidigung
Der vielgeliebten Räuber
Einſt aufwarf, und mit Heldenmuth
Der Männer und der Väter Wuth
Von ihren Buhlen lenkte;

So ſtürzte jetzt in einem Nu
Ein Trupp von ſchönen Kindern
Die Waffen in der Hand herzu,
Das Blutbad zu verhindern;
Und dieſe Amazonenſchaar,
So reizend als noch keine war,
Verſteinerte die Krieger.

Den Morgenglanz verdunkelte
Die Röthe ihrer Wangen,
Aus ihren Augen funkelte
Stolz, Liebe, Muth, Verlangen
Nach Streit und Sieg. Wie Donner ſchlug
Ihr Blick danieder. Adlerflug
Schien ihres Ganges Schweben.

Und augenblicklich trennten ſie
Die Heere, und ein Zeichen
Hieß Felder, Wälder, Menſchen, Vieh,
Kurz alles rundum ſchweigen;
Und eine Donna wohlgeſtalt,
Trat nun hervor, ihr Stimmchen ſchallt
Von einem Pol zum andern.

Und dieſe haranguirte nun
Wie folgt, die Alliirten:
„Ihr armen Wichte, euer Thun
Und Weſen — eurer Würden
Und Titel unbeſchadet — iſt,
Ihr Eſelsköpfe, daß ihr's wißt,
So dumm daß ihr uns dauert."

„Was wollt ihr hier mit Spieß und Schwerd?
Geht heim, kocht euch ein Süppchen.
Ihr alle ſeyd nicht ſo viel werth" —
Und hier ſchlug ſie ein Schnippchen —
„Ihr wolltet gern und könnt nicht mehr,
Da führt euch nun der Satan her
Um andrer Luſt zu ſtören."

„Wir

„Wir kennen euch, das merket fein,
Von innen und von auſſen,
Drum ſchweigt mit euren Pralereyn,
Uns macht ihr keine Flauſen.
Ihr ſeyd ja längſtens abgenutzt,
Und euer Licht iſt ausgeputzt,
Jetzt tappt ihr nur im Finſtern."

„Wie könnt ihr doch ſo albern ſeyn,
Ihr unverſchämten Bengel,
Selbſt eure Schwachheit auszuſchreyn?
Deckt lieber eure Mängel
So gut ihr könnt mit Lappen zu,
Und laßt den frommen Mönchen Ruh,
Sonſt wollen wir's euch zeigen."

„Denkt ja nicht mehr an Liebeleyn,
Ihr könnt's nicht mehr mit Ehre,
Schließt euch in eure Kammern ein
Und ſingt das Miſerere.
Doch habt ihr noch viel überley,
So kommt nur her —— bey meiner Treu,
Wir wollen euch kuranzen;"

„Daß euch die Luſt auf dieſer Stell
Zum Streite ſoll vergehen;
Dann könnt ihr euer Eſelsfell
Mit Wein und Kräutern bähen.
Ihr aber" — und hier drehte ſie
Zur ſchwarzen Schaar ſich um, und die
War nun ganz Ohr und hörte —

„Ihr aber, die zum Liebesſtreit,
Wo beyde Theile ſiegen,
Zu dieſem nicht geſchaffen ſeyd,
Laßt Wehr und Waffen liegen.
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
So fürchtet euch doch drum nicht ſehr,
Man ſoll kein Haar euch krümmen."

„So lange unſer Herz noch ſchlägt
Sollt ihr es ganz beſitzen,
So lange unſer Arm ſich regt
Woll'n wir euch tapfer ſchützen;
Drum fürchtet nichts, bleibt alle hier,
Kriecht unter unſre Röcke, wir,
Wir wollen für euch fechten." —

Doch so weit kam's nicht, denn man sah
Schon einen nach dem andern
Von den Verbundnen hie und da
Verdutzt nach Hause wandern;
Wuth, Aerger und Verzweiflung trieb
Sie alle fort; das Schlachtfeld blieb
Den Mönchen und den Weibern.

Laut triumphirend giengen die
Von dannen und — zu Bette.
Und careſſirten spät und früh
Einander um die Wette.
Die Mönche hatten Sperlingsmuth,
Und ſtillten ihrer Damen Glut,
Die wie die Täubchen girrten.

Aus dieſem Beyſchlaf keimen dann
Die glänzendſten Geſchlechter;
Man ſieht es ſchon den Buben an
Daß ſie Geſetzverächter
Und große Geiſter werden, die
Die ganze Welt einſt ſonder Müh
Aus ihren Angeln heben. —

Geſchlichtet war der große Streit,
Doch glühte noch verborgen
Ein Funkchen, das der blaſſe Neid
Und bittre Nahrungsſorgen
Zur Flamme anzublaſen drohn,
Und Aufſtand und Rebellion
War wieder zu befürchten.

Wiens Nymphen die blos vom Ertrag
Verliehner Reize lebten
Schrien jetzt aus einem Munde: „Ach!
Was ſoll wohl aus uns werden?
Wir ſind nun auſſer Brod geſetzt,
Denn unſre Stellen ſind beſetzt;
Wer ſchützt uns nun für Mangel?“

„Die Nonnen thun was wir gethan —
Und da der Reiz der Neuheit
Mehr Glück macht als der Schlendrian,
So bleibt uns nur die Freyheit
Zu hungern, oder knall und fall
Zu fliehn wie nach dem Sündenfall
Herr Adam und ſein Hauskreuz.“

„Doch

„Doch ſoll die Deſperation
An der wir laboriren
Nach unſerm Abzug unſern Hohn
Noch rächen, und verlieren
Wir gleich das Spiel, ſo bleibt uns doch
Der Ruhm nach unſerm Hintritt noch,
Daß wir wie Helden ſtritten."

„Was ſchwarze Bosheit je erfand,
Für was das Reich der Hölle
Ein Weiberherz empfänglich fand,
Das komme jetzt zur Stelle
Und ſteh' uns bey, um augenblicks
Die Räuberinnen unſers Glücks
Megäriſch zu verfolgen." —

Allein die weiſe Polizei
Schlug kräftig ſich ins Mittel;
Sie hörte bald das Mordgeſchrey
Und ließ durch ihre Büttel
Die armen Dirnen heerdenweis
Zuſammenholen, ihren Fleis
Und Demuth zu probiren.

Man ließ, gar ſchnurrig anzuſehn,
Die Köpfe ihnen ſcheren:
So mußten ſie, da half kein Flehn,
Die Gaſſen täglich kehren.
Da ſchwiegen ſie; das heiße Blut
Ward kühl, es fiel ihr Heldenmuth —
Gott Amor reiſte weiter;

Und kam ins nachbarliche Land
Wo Finſterniß noch wohnet,
Wo Barbaren und leerer Tand
Im dicken Schädeln thronet.
Da lebt die Liebe vom Genuß
Der Sinne — kein Canonicus
Könnt' ohne ſie beſtehen.

Wo man ſo wohl des Leibes pflegt
Und kaum die Seele kennet,
Wo nie ein Herz gefühlvoll ſchlägt,
Nach Sättigung nur rennet,
Wie hier; da gilt Bacchantenwut
Für alles, und der Liebe Glut
Wird niedriges Bedürfniß.

Es weilte Deutſchlands Genius
Noch nicht in Böhmens Gränzen,
Durch Dunkel, wie im Tartarus
Sah man kein Licht noch glänzen.
Man lebt, nimmt ſich ein Weib und ſtirbt,
Gibt gern den Pfaffen und erwirbt
Sich ſo das Recht zum Himmel.

Die Stunden theilt man ordentlich
Fein zwiſchen Tiſch und Bette;
Sonſt hält man nichts für weſentlich —
Wie Glieder einer Kette
Hängt ſo ein Tag am andern, und
Nichts ſtört die Ordnung — jedes Pfund
Zum Pflanzenleben wuchert.

Mit angefülltem Wanſte wirft
Ein galmender Adonis
Auf ſeine Schöne ſich und ſchlürft —
Das Werk digeſtionis
Zu fördern — aus dem Becher, den
Die Liebe ſchuf, um Erdenweh'n
In Götterluſt zu wandeln.

Prälaten, Domherrn und der Troß
Der Kirche, den ſie nähret,
Schwelgt ſtets in andrer Weiber Schoos,
Beſtraft die Lay'n und lehret:
Daß ſeine Zucht und Ehrbarkeit
Ein Mittel ſey, die Seligkeit
Ohnfehlbar zu erlangen.

Es hält die Heucheley den Thron
Der Dummheit unerſchüttert,
Spricht feinerer Empfindung Hohn
Für die die Schlafſucht zittert.
Die Scherze und die Grazien
Fliehn dieſe wilden Gegenden,
Unwirthbar für die Liebe.

Selbſt in der Hauptſtadt, wo doch ſonſt
Geſchmack und Anſtand thronen,
Sucht man die kleinſte Spur umſonſt;
Stolz, Eigendünkel wohnen
Hier in Palläſten, falſche Scham
Verpanzert Herzen, ſtreut den Gram
In weichgeſchaffne Seelen.

Nur in obſcuro treibt man dort,
Bey düſterm Lampen-Schimmer,
Ein Werk--wie nennt man's wohl?--Aufs Wort
Freund Amor nimmt es nimmer
In ſeinen Schutz. — Nach Räuber Art
Der auf den ſichern Wandrer harrt,
Verſteckt in hohlen Wegen;

Paßt da manch Nymphchen, ihren Reiz
Huſch, huſch an Mann zu bringen.
Wer's nie gemeint ſieht ſich bereits
Verſtrickt in ihren Schlingen.
So wird der Liebe höchſtes Gut
Herabgewürdigt — Natterbrut
Kriecht unter ihrem Fittig.

Genug davon. — Es floh in Eil
Aus jener rauhen Wüſte
Der Liebesgott; ein beſſrer Theil
Germaniens begrüßte
Mit Freuden ihn. Am Elbgeſtad
Wo prachtvoll eine Fürſtenſtadt
Ihr ſtolzes Haupt erhebet,

Ließ er ſich nieder — rings um ihn
Frolockten die Gefilde,
Ein allbelebend Feuer ſchien
Bey ſeiner Ankunft milde
Den Puls der ſchaffenden Natur
Zu warmen, jede Creatur
Mit Alltraft zu beſeelen. —

In dieſem Staate fand er zwar
Sein Anſehn ſchier vernichtet,
Dem wilden Feu'r der Liebe war
Kein Tempel hier errichtet.
Der Fürſt gab keinen Freyheitsbrief
Der Wolluſt, kein Exempel, ſchlief
Allein bey ſeinem Weibe.

So wollt' er daß Enthaltſamkeit
Im Lande Sitte wäre,
Nicht geiler Trieb und Ueppigkeit
Den Keim der Tugend ſtöre:
Allein es hatte Volk und Land,
Mit ſtillen Freuden längſt bekannt,
Cytheren ſtets gehuldigt.

Ihr heißes Blut, ihr immer Drang
Gab ihren Wünſchen Flügel,
Zerriß die Bande, überſprang
Die Schranken, brach das Siegel —
Man kennt des Lebens Glück, man liebt
Was reizend iſt und wird geliebt,
Man freyt und läßt ſich freyen.

So bald die Fackel der Vernunft
In dunkle Hölen reichet,
Ihr Abglanz die bejahrte Zunft
Der Thoren ſchnell verſcheuchet,
Und jeder aufgeklärte Sinn
Die Hülle durchbricht, die vorhin
Zur Blindheit ihn verdammte;

So athmet Frölichkeit und Scherz,
Der Geiſt, um Götterfreuden
Zu buhlen, ſteigt er himmelwärts
Und in ihm ſelbſt verbreiten
Die Muſen und die Grazien
Gefühle, die zum wonnigen
Genuß das Leben zaubern.

Und ſchon verlängſt errichtete
Man hier den Muſen Tempel,
Verehrte ſie, vernichtete
Den Völkern zum Exempel
Der Dummheit Thron — die Binde fiel,
Man eilte ſtracks zum hohen Ziel
Das uns die Gottheit ſteckte.

Und ſo gedieh im ganzen Land
Die ſchöne Saat der Liebe
Zur Reife; jedes Herz empfand
Entzückt die ſüſſen Triebe.
Die wärmſte Sehnſucht loderte
In weichen Buſen, foderte
Tribut mit Flammeninbrunſt. —

Am Hofe geht's wie's immer pflegt
An Höfen herzugehen,
Man findet wenn man ſucht; kaum hegt
Man einen Wunſch, ſo ſtehen
Wohl tauſend Mittel ſchon bereit
Ihn zu erfüllen; keine Zeit
Wird da umſonſt verſchwendet.

Troß dem, wozu die Mode je
Hat die Vernunft verführet,
Troß Gallatag und Aſſamblee,
Wo Steifheit präſidiret;
Die Liebe herrſcht, das Herzchen ſchlägt
Im eingeſchnürten Buſen, hegt
Die ſüſſeſte Empfindung.

Es ſchützt' auch wohl ein Reifrock nie
Vor Amors ſpitzen Pfeilen,
Denn höchſtens nur bedeckt er ſie
Und doch geſchieht's zuweilen
Daß allzugroßes Feuer nicht
Sich bergen laßt, die Schranken bricht,
Den ganzen Bau zertrümmert.

Auch fand der hohe Reiſende —
Denn das war ſehr natürlich,
Incognito begaffete
Er alles, um ausführlich
Einſt ſeiner werthen Frau Mama
Zu referiren was er ſah,
Und Dank von ihr zu erndten —

Er fand der meiſten Damen Gunſt
Veränderlich und flüchtig,
Die Liebe nach Syſtemen-Kunſt
Geformt, die Schwüre nichtig,
Im Schwange die Coquetterie,
Die ſüßen Bande ſtets durch ſie
Geknüpfet und zerriſſen.

Sie ſchmiedeten der Sclaven viel
An ihre Siegeswägen,
Und machten aus der Lieb' ein Spiel
Um Aufſehn zu erregen.
Das Dämchen trug die Naſe hoch,
Wenn unter ihrem ſanften Joch
Ein neuer Buhler ſeufzte.

Doch hatten ſie daneben auch
Gar viel geheime Schliche
Und hielten nach der Spieler Brauch
Wohl auf die meiſten Stiche;
Denn Bilder ſind nicht allemal
Zum Stechen gut, die klein're Zahl
Iſt oft von größerm Nutzen.

Daher entluden ſie ſich gern
Des ſteifen Zwanges Bürde,
Wenn keiner ihrer ſüſſen Herrn
Mit Sehnſucht ſie umgirrte,
Und überlieſſen williglich
Dem wohlerprobten Ritter ſich,
Der That mit That belohnte.

Allein das Schäferſtündchen ſchlug
So oft, um manchen Rittern,
Trotz ihrer Kräfte hehrem Flug,
Das Leben zu verbittern;
So wurde wer zu hitzig ſtritt
In Amors Kriegen invalid,
Sein Ruhm erhielt kein Denkmal.

Denn niemals war Genügſamkeit
Der dort'gen Damen Sache —
Sie ſahen ſtets mit Lüſternheit
Den Sperling auf dem Dache —
„Wär' ich das Sieben," ſeufzten ſie,
„O welche Kraft! Warum verlieh
Sie die Natur nicht Männern?"

Den frommen Seufzer mußte wohl
Der Cicisbeo hören,
Und er entrichtete den Zoll
Der Liebe, um mit Ehren
Sich zu behaupten wo er ſtand,
Erſchöpfte ſich, und dennoch fand
Man ſein Beſtreben unnutz.

Beſonders die viel Sprödigkeit
Und Kaltſinn affectirten,
Mit heuchleriſcher Frömmigkeit
Vor aller Welt ſich zierten;
Im tête - à - tête waren die
Nicht zu erſätt'gen, ſetzten nie
Wollüſt'ger Ford'rung Grenzen. —

Seit jener großen Buhlerey
Die Mars und Venus trieben,
Wobey Vulkan ein Hirſchgeweih
Mit Recht verdiente, blieben
Die Mädgen ſtets den Kriegern hold,
Die Uniform galt mehr als Gold,
Als Stutzer-Schmeicheleyen.

So gieng's auch hier. Stets war der Sieg
Gewiß, wenn dieſe Helden
Von fern ſich zeigten und zum Krieg
Sich in die Waffen ſtellten;
Doch der erkämpften Siege Zahl
Vernichtete auch allzumal
Die Kraft durch ſtete Spannung.

Denn jedes Ländchen mußten ſie,
Wenn ſie es occupirten,
Stets wohl verſorgen, durften nie,
Wenn ſie auch Mangel ſpürten,
Ihn merken laſſen, ſonſt entriß
Man's ihnen und ein andrer ließ
Sich dann von neuem huld'gen. — —

Freund Amor hatte nun genug
Geſehn; nach neuen Scenen
Begierig, lenkt er ſeinen Flug
In eine von den ſchönen
Und weltberühmten Städten, die
Apoll beſchützt, wo es ihm nie
An ſüſſem Weihrauch mangelt.

So närriſch es auch in der Welt
Bisweilen pflegt zu gehen,
Wo jeder ſeinen Platz erhält
Um ſich darauf zu drehen,
Und andre, wenn er ſonſt nur kann,
Hinweg zu drängen, bis ihn dann
Die Reihe trift, zu wandern;

So gieng's doch in den Mauern, wo
Jetzt Amor reſidirte,
Am tollſten zu; kein Ding war ſo
Verwirrt, es exiſtirte
Hier — die Laterna magica
Zeigt manchen Unſinn, dieſen ſah
Man hier — und in Natura.

Der Widerſprüche ohne Zahl
Bekam man zu Geſichte;
Es präſentirte überall
In ihrem ſchönſten Lichte
Die Thorheit ſich; doch wiederum
Behauptet' ihren hohen Ruhm
Auch die Vernunft nicht minder.

Die drollige Carricatur
Die dieſe Miſchung zeugte,
Und die auf jede Creatur
Hier ihren Einfluß zeigte,
War lieblich anzuſehn und lieh
Schon manchem Autor Stoff, der nie
Sonſt Autor worden wäre. —

Hier iſt die Herrſchaft contreband
Die Amorn ſonſt gebühret,
Und die er über Meer und Land
Von je her exerciret;
Bey Nacht und Nebel ſchlich er ſich
Drum in die Stadt, und öffentlich
Ließ er ſich niemals ſehen.

Man hätt' ihn ſonſt wohl vor Gericht
Für einen Vagabunden
Erkläret und dem armen Wicht
In vier und zwanzig Stunden
Die Stadt zu meiden auferlegt,
Wohl gar, wie's da zu gehen pflegt,
Ihn als Recrut geſtellet.

Denn der hochweiſe Magiſtrat
Hat gar ein wachſam Auge
Auf Zucht und Ordnung, daß die Stadt,
Nach hergebrachtem Brauche,
Den andern ein Exempel ſey,
Das Völklein aller Laſter frey
Der Erbarkeit ſich widme.

Drum iſt, was Amors Farbe führt,
Und ſich zu ihm bekennet,
Stets in die Acht erklärt; nie wird
Das Daſeyn ihm vergönnet.
Auf alle die bey Tag und Nacht
Die hohe Polizei erjagt
Harrt Kerker und Verbannung.

Nicht als ob die gelahrten Herrn
Den ſüſſen Trieb nicht kennten,
Für Tugend, aller Lüſte fern,
Nur ihre Herzen brennten;
Nein, au contraire, ſie wiſſen wohl
Was ihnen ſchmeckt, doch niemand ſoll
Es auſſer ihnen koſten

Ein seltnes Monopolium
Mit Amors Zeitvertreiben! —
Es soll ein Privilegium
Für sie nur seyn und bleiben,
Stets in geheimen Buhlerein
Zu schwelgen, nur den äussern Schein,
Wo möglich, zu vermeiden.

Allein sie mögen noch so schlau
Die Kniffchen prakticiren,
Man kennt sie doch, und weiß genau
Was sie im Schilde führen;
Bald plaudert's wo ein Naseweis,
Bald scheint der Mond, wenn sie sich leis
Ins Haus zum Liebchen schleichen.

Es nehmen ihre Weiber sich
Das Ding auch sehr zu Herzen
Und lamentiren öffentlich
Von übergroßen Schmerzen
Die sie ob jener losen Zucht
Empfinden, und mit gleichem sucht
Es jede zu veracten.

Oft hallen alle Wände ſchier
Von ihrem Schreyn und Lärmen,
Daß ihre Herren für und für
Um andre Dirnen ſchwärmen,
Daß alle Thätigkeit und Kraft
Im Ehebette längſt erſchlafft,
Weil ſie ſie anders brauchten.

Und wenn nun gar das Heyrathsgut
Um das er einſt ſo freyte,
Der liebe Herr Gemahl verthut,
Den Nymphen es zur Beute
Wohl überläßt; dann denke man
Ob Satan ärger toben kann
Als dieſe Weiber toben.

Doch dies Geſchrey krümmt ihnen nie
Auf ihrem Haupt ein Härchen;
Und wär's noch ärger, würden ſie
Der ganzen Stadt zum Märchen,
Wie's auch geſchieht — ich wette drauf,
Die Sache blieb in ihrem Lauf,
Bis einſt zum jüngſten Tage.

Denn dieser Herrn ihr Wahlspruch ist:
So soll es seyn — und Gründe,
Die man wohl hie und da vermißt,
Zu heischen, wäre Sünde —
So ordnen und befehlen wir,
Ist Grund genug, wenn so wie hier
Die Weisheit selbst regieret.

So haben sie denn auch geruht
Den Lüsten zu gebieten,
Und der Natur, dem heissen Blut,
Silentium beschieden.
Und ausser ihnen überhaupt
Sey's keinem, wer's auch sey, erlaubt,
Cytherens Fest zu feyern.

Zwar mancher wackre Musensohn
Der sich daran nicht kehrte,
Macht' ihnen durch die Rechnung schon
Gar manchen Strich und störte
Sie oft im ruhigen Besitz
Der Donna, die nur wenig Witz
Ihn vorzuziehn bedurfte.

Denn Jünglinge wie Puppen giebt
Es hier genug — ſie ſollen
Der Weisheit Schätze ungetrübt
Aus ihrer Quelle holen —
Aus Oſt und Weſt, von Nord und Süd
Kömmt manches Mutterkind und zieht
Als Salomo der zweyte

Dann wieder in ſein Vaterland
Wo er den Vätern lehret,
Daß Bildung, Kenntniß und Verſtand,
Und was dazu gehöret,
Nur in den ſel'gen Mauern weilt
Wo er geweſen, und man eilt
Die Söhnlein hin zu ſenden. —

So wie ihr Schatz von Wiſſenſchaft
Sich täglich hier vermehret,
So wird auch ihre Jugendkraft
Allmälich aufgezehret;
Denn, wie bekannt, die Damen ſind
Für höheres Verdienſt nicht blind
Das ſchöne Schenkel zeigen.

Und der Genuß verbotner Frucht
Iſt immer dreymal ſüßer
Als jeder andre, drum verſucht
Man alles, um von dieſer
Zu koſten, denn man weiß daß da
Die Herren von der Curia
Sich baß darüber ärgern.

Zwar wird manch Stündchen dem Apoll
Entzogen, und den Muſen,
Und dafür heißer Liebeszoll
Dem ſchönſten vollen Buſen
Entrichtet; doch das erſte kann
Mit dieſem auch, wie jedermann
Wohl weiß, gar leicht beſtehen.

Die armen Jungen wären ja
Auch herzlich zu beklagen —
Wahrhaftig, mancher würde da
Sein Leiden kaum ertragen,
Wenn die honetten Damen ſich
Nicht ihrer mehr als mütterlich
Annähmen, für ſie ſorgten.

Denn jenes feile Lumpenpack
Das Eulen gleich nur pfleget
Zu wandeln, und stets einen Sack
Voll Unglücks mit sich träget;
Das ist ja kaum des Anblicks werth
Und dient nur höchstens zum Desert
Jan Hagels Bacchanalen.

Und Freudenmädchen bessrer Art
Die allenfalls mit Ehren
Zu Cypriens geheimer Fahrt
Noch zu gebrauchen wären,
Sind, wie gesagt, hier relegirt,
Und ihre Zunft ist infamirt,
Ihr Orden klar vertilget.

Allein der Hahnrevorden blüht
Dafür auch desto besser,
Fast jeder neue Morgen sieht
Die Zahl der Glieder grösser;
Und Jungferschaften sind so rar,
Daß man davon im zwölften Jahr
Oft keine Spur mehr findet. —

Schnell

Schnell fiel es dem Senate ein:
Man ſollte viſitiren,
Und jeden, auf Verdachtes Schein,
Gleich ins Gefängniß führen —
Da lief denn unſer Held, was er
Nur laufen konnte — „ach! hieher,"
Sprach er, „komm ich nie wieder."

Der deutſchen Städte Königin
Sah' er von fern, und freute
Sich ihres Anblicks, denn für ihn
War hier ein Feld zur Beute.
Das wußt' er längſt, doch fand er mehr
Als er es ſelbſt gehofft, ſo ſehr
Stand hier ſein Dienſt in Ehren.

Denn wirklich iſt's ein Canaan,
Ein wahres Eldorado
Für unſern kleinen Herzensmann;
Als ob ein zweyter Plato
Ihm eine eigne Republik
Errichtet hätte, wo ſein Glück
Von Tag zu Tag ſich mehrte.

„Hier bin ich wie zu Hauſe, hier
Wird niemand mich vertreiben,
Die Viſitatien ſoll mir
Gewiß vom Halſe bleiben.“
So jauchzt' er frölich und durchrann
Die Tempel wo ihm jedermann
Sein Scherflein willig opfert.

Im Paradies iſt alles gleich,
Wie uns die Schrift belehret;
Und ſo wird auch in Amors Reich
Die Eintracht nicht geſtöret.
Da gilt nicht Stolz, nicht Adel, noch
Geburt — der Liebe ſanftes Joch
Macht alle Menſchen Brüder.

So liebt auch hier wer lieben kann,
Und ſteter Wechſel nähret
Den Reiz, ſo lang auf dieſer Bahn
Die Kraft zum Laufen währet —
Und Männer, Weiber, Jünglinge,
Entzücken dem ſchönen Frühlinge
Des Lebens leute Stunde.

Wenn Pfaffengeiz ein rauhes Band,
Die Herzen unauflöslich
Zu feſſeln, als Geſetz erfand,
Das ſtets für unumſtöslich
Gehalten ward, da Vorurtheil
Und Alterthum wohl gar zum Heil
Der Seelen es verlangte;

So hat man hier ſchon langſt gewußt
Die Ketten zu zerbrechen
Und ſich nach ſatt genoßner Luſt
Des Ehſtands frey zu ſprechen.
Die Weiber ſind res mancipi,
Man handelt und verhandelt ſie
Nach eigenem Belieben.

Bey dieſem Handel ſtehn ſie ſich
Nicht ſchlimm, denn ihre Herzen
Sind nun einmal veränderlich
Und Liebesdrang und Schmerzen
Kennt keine die nur mannbar iſt —
Des ſel'gen Werthers Leiden lieſt
Man nur in Venustempeln.

Ist's gar ein alter Knasterbart
Der mehr von Louisdoren
Als Lieben hält, der's Weibchen zart,
Vom Jüngling auserkohren,
Ihm überläßt; wahrhaftig da —
Und wär' es selbst Lukrezia —
Wird sie sich nicht bedenken. —

Ein jeder hier auf Erden treibt
Sein Werk nach eigner Weise;
So auch im Lieben — einer bleibt
Im vorgeschriebnen Gleise;
Ein andrer nicht, und Sokrates
Mit seinem Alcibiades
Dient ihm hierinn zum Muster.

Für die nun die des Mädchens Kuß
Und ihren Reiz nicht achten,
Und lüstern nur nach dem Genuß
Des hübschen Jünglings schmachten;
Für diese ist hier auch gesorgt,
Ein Heer von schönen Jungen horcht
Auf ihren Wink gefällig.

So bleiben keine Lücken, die
Nicht ausgefüllet wären,
Die die verdorbne Phantaſie
Befriedigen und nähren;
So ſehr auch dieſe wilde Brunſt
Die gütige Natur verhunzt
Und gröblich ſie beleidigt. —

Urplötzlich kam, als Amor hier
Sich reiſefertig machte,
Merkurius als Staatscourier
Aus dem Olymp, und brachte
Depeſchen ihm und den Befehl
Von ſeiner Mutter, möglichſt ſchnell
Zu ihr zurück zu kehren.

Sie konnte ihre Neubegier
Unmöglich länger zwingen,
Und wollte wißen, was er ihr
Wohl Neues würde bringen —
Denn eine Göttin möchte auch,
Nach unſrer Erdentöchter Brauch,
Nicht mehr als alles wißen.

Gehorſam ihrem Winke flog
Er durch die Luft und raubte
Ihr einen Kuß, da ſie ihn noch
Von ſich entfernet glaubte;
Drauf, wie natürlich, mußt' er ihr
Erzählen, was ſo eben wir
Erzählt, und ihr nun wißet. —

Kömmt ihm vielleicht die Luſt noch an
Zu einer zweiten Reiſe,
So wollen wir — ein Wort ein Mann! —
Auf eben dieſe Weiſe
Sie euch berichten. — Nun ſo lebt
Indeſſen frölich und ergebt
Euch Amors weiſer Führung. —

Julus und Rhea.

Ein

musikalisches Drama in einem Akt.

— — — carmina morte carent.

OVID.

Perſonen.

Julus Aſkanius. Grazien.

Rhea Sylvia. Nymphen.

Genii.

Eine einſame angenehme Gegend. Im Hintergrund ein Felſen von dem das Waſſer ſich in einen kleinen Bach herabſtürzt und eine Caſcade formirt. Vorn eine kleine anmuthige Grotte, in welcher Rhea liegt.

Rhea, erwacht oben vom Schlummer und richtet ſich freudig in die Höhe.

Erhört! — Erhört! —
Von wannen kamſt du Zauberton? —
Wer täuſcht mit leerer Hofnung noch die arme Sterbliche, die ohnedies des Grams zu viel im Buſen trägt? —
Wer iſt ſo grauſam, mir die Wonne vorzuſpiegeln die mich flieht? —
Die Wonne deren ich nie theilhaft werden kann? —
Es war ein Traum —

So ſelig träumt' ich nie —
Auf Fittigen der Phantaſie
Trug Morpheus meine Wünſche hin nach Elyſium.
Sie wurden mir gewährt,
Mein heiſſes Flehn erhört,
In Freudenchören ſchwebten die Seligen um mich herum. —

O kehr zurück du goldner Traum —

Sey meiner Seele Labſal —

Kehr wieder Zauberey und ſpiegle meinen Sinnen im Freudenrauſch allmächtge Wolluſt vor —

Noch einmal dieſes Wort — dies himmliſche Entzücken — dies überſtrömende Gefühl — noch einmal nur! — —

Doch weh — weh mir! —

Es war ein trügendes, zu wolluſtvolles Bild — gab der erzwungnen Ruhe, in die mich ſonſt noch bange Seufzer wiegten, den letzten Todesſtoß —

Nur Anblick, nicht Genuß ward mir gewährt —

Und kaum erblickt, entſchwand in düſtrer Ferne dies ſchöne Bild —

Entſchwand auf ewig mir —

Ach

Ach nimmer, nimmer, fürcht' ich, kehrt es zurück! —

Doch Götter wie? — Wer wagt' es? —

Wer begränzte je euer Allmacht Flug? —

Und eine Sterbliche entehrt durch niedre Zweifel

so frevelvoll den Ruhm der euch gebührt —

Hier lieg' ich tiefgebeugt im Staub' und flehe:

Verzeihet mir! —

Im Staube lieg' ich hier und flehe: Gewähret

diese Bitte mir —

Dies Bild — dem Reich der Phantasie zu schön —

entreißt es ihr — und haucht mit eurem

Munde ihm Dasein, Wirklichkeit, ihm Seel'

und Leben ein — — —

Ha welche Wollust liegt in dem Gedanken:
Der Freude Becher ist für mich gefüllt!
Wie will ich euch, Olympbewohner, danken
Wenn ihr dies brennende Verlangen stillt! —

Am Urquell alles Seyens mich zu nähren,
Unsterbliche, an Wonn' euch gleich zu seyn,
Vergönnet mir, die ihr in hohen Sphären
Euch freuet, wenn sich eure Kinder freun. —

Doch ach, wohin verirr' ich mich im Sinnenrausch? —

Und diese Trunkenheit — ist sie dahin — vermehrt sie nicht der Leiden bitterstes Gefühl? —

Die lüsselnde, so süße Schwärmerey, die aus dem öden Chaos sich Welten schaft — vernichtete sie nicht des Denkens Rückkehr — wie selig wär der Mensch! —

Wär' ihre Gränze Eigenheit — wär' ich nie mehr ich selbst — wie selig ich! — —

Doch ach umsonst ist dieser Wunsch —

Verloss'n bin ich — elend — bestimmt in meiner Brust auf ewig eine Glut die mich verzehrt zu nähren —

Hier ist genug — genug — selbst eines Gottes Lust zu sättigen — und eines Gottes werth —

Die Quelle rein — noch nie getrübt —

Und sie versiegt —

Mein Blut schwärzt düstrer Gram —

Mein Reiz entflieht — entfliehet ungenossen —

Denn ach! Ein eisernes Gebot bannt jedes Mitgeschöpf aus meinem Kreis —

Hab' ich es nicht erfüllt? —

Nicht dir genug gedient, grausame Vesta! —

Hell

Soll nur der Tod die harten Bande lösen, die mich fesseln? —
Entlaß mich, theure Göttin! —
Gib der Natur mich wieder wie du mich empfingst —
Gerecht ist ihr Befehl — ein heiliges Gesetz ihr Wink —
Ihr Trieb den Sterblichen zur Bahn bezeichnet —
Sie folgen willig ihm —
O könnt' auch ich's! —
Erbarmte sich ein Jungling meiner Pein — entlediate der Fesseln mich die längst so schwer mich drücken! —
Wie lang hab' ich geseufzt! — Wie lange werd' ich's noch! —
Erwacht ist mein Gefühl —
So heiß, so innig drängt es sich zum Quell des Lebens —
Empört das seidne Haar das sein Gestade schmückt —
Durch jede Ader rinnt mein Blut so schnell — und jede Nerve zittert —
Nicht länger berg' ich es —

Nicht

Nicht länger widerſteht der ſchwache Damm dem Strom, wenn er mit neuer Kraft ſich in die Ufer drängt —

Erlöſung mir — Erlöſung von der Marter die mich zerfleiſcht —

Ach Zevs! — Allmächtger Zevs! — Hör dein Geſchöpf — es fleht —

Schaff dieſen Schmerzen Lindrung —

Dem einſamen verlaßnen Mädchen ſende ihr einzges höchſtes Gut —

Den Jüngling deſſen Kraft und Schönheit ihrem Kummer ein längſt gewünſchtes Ende macht —

Der dieſer ſchweren Bürde ſie gern entledige —

Die Pforte muthig öfne, die brauſende Begierden ſchon zu zerſprengen drohn —

Der jede Regung fühlt die mich durchbebt —

Und der beym Mitgefühl all meine Leiden in einem Nu verſcheucht —

Der gern empfängt — und williger noch giebt was ich bedarf — —

Erhöret mich ihr Götter des Olymps —

Gewährt mir Armen Hulfe —

Hulf oder Tod —

Donner und Blitz. Rhea ſpringt auf.

Wie? — Die Stimme Jupiters? — Er will? —
Doch was? — Ich ſprach von Tod —
Vielleicht gewährt er mir um was ich bat —
Schon ſaugt vielleicht mein Mund des Todes Hauch —
Und meines Lebens noch unaufgeblühte Knoſpe welkt —
Wohlan, ich faſſe Muth —
Es war mein Wunſch —
Wenn mich dein kalter Arm ergreift — ich folge gern —
Vielleicht erwartet mich in ſeligen Gefilden ein beſſres Loos — — —
Ha — was iſt das? — Was rauſcht in dem Gebüſch? —
Ein Menſch — er eilt hieher —
Ihr Götter! — Meine Bitte — wär ſie erhört? —
Kaum wag' ich den Gedanken — und doch —
Er kömmt —

Sie geht einige Schritte zurück.

Julus,

Julus, ohne Rhea zu ſehn.

Was iſt die Allgewalt die mich unwiderſtehlich
in dieſe Fluren treibt? —
Welch' unſichtbare Gottheit zog mich hieher? —
Schwebſt du um mich, ſo ſage — was ſoll ich
thun? —
Befiehl — kein Erdenſohn war je euch mehr ge-
horſam — Unſterbliche —
Iſt meiner Wallfahrt Ende hier? —
So ſcheint's —
Mich brachte Aeolus auf ſeinem Fittig —
Mir leuchtete Aurorens goldne Fackel auf mei-
nem Pfad —
Ich reitte ſchnell einher —
Und hier — hier ſteht mein Fuß — — —
Doch was erblickt mein Aug? —
Dort lauſcht auf meinem Blick ein Mädchen —
ſanft und ſchön —
In irdiſchem Gewand — erborgt vielleicht, zu
decken ihre Gottheit —
Sie wandelt hindurch —
Die Grazie die ſie umgiebt — wie himmliſch
ſchön iſt ſie! —

Ihr

Ihr kleinſter Zug ein Reiz — ihr kleinſter Reiz ein Gut, um das ein Sterblicher Elyſium vertauſchte —

Iſt's Wahrheit? — Zauberey? — Iſt's Täuſchung? —

Welcher Taumel füllt meine Seele ſchon? —

Wie ihrer Augen Glanz ein nie empfundnes Feuer in meinen Buſen ſtrömt! —

Kaum hab' ich ſie geſehn und ſchon erwacht iſt jedes ſchlafende Gefühl —

Noch wußt' ich nie was Liebe war — und ſchon beherrſchet ſie mein Weſen ganz —

Auf Julus! Hin zu ihr — das ſüßeſte Geſtändniß der Siegerin zu thun —

Doch halt! — Iſt nicht die That zu kühn? —

Nah' ich mich ihr? —

Noch wank' ich unbeſtimmt —

Es ſey — ein holdes Lächeln bürgt mir für ihren Zorn —

Einladend winkt die Sanftmuth — ihre Züge ſind leſerlich auf ihr Geſicht geprägt —

O du, der Liebe große Göttin, ſey mir hold! —

Schenk deinen Beyſtand mir —

Ich folge deinem Ruf —

Zu Rhea.

Verzeih dem Sterblichen der 's wagt ſich dir zu nahn —

Denn faſt bin ich's gewiß — du biſt der Erden-töchter keine —

Und doch — birgt dieſe reizende Geſtalt der Gottheit Majeſtät — ſo gieb ſie auf —

Sie birgt ſie nicht genug —

Rhea. Der Menſchheit ganze Laſt trag' ich —

Doch ihre Freuden kenn' ich nicht, —

Julus. Wie? — Unglücklich — und ſo ſchön? —

Dein ganzer Bau ein Ideal von himmliſcher Vollkommenheit —

Du Meiſterſtück der ſchöpferiſchen Natur — die ihren Ruhm an dir vollendete —

Doch nein — die Götter ſelbſt — ſie bildeten dich alle —

Zu arg für einen war dies Werk — nur einen Zug ſchuf jeder dir — und wendete an ihn

ganz

ganz ſeiner Allmacht Kraft — er ſpiegelte zufrieden ſich in ihm — und ſah ſich ſelbſt —
Wie unausſprechlich reizend iſt dein Anblick! —
Wie entzückend! —
O dich zu ſehn — der Schönheit Erſtgeborne dich —
Welch neidenswerthes Glück! —

Rhea. Findſt du mich wirklich ſo? —

Julus. Nicht ich allein — der ganze Erdkreis wird mit mir aus einem Munde dir huldigen —
Wer würde wohl das Opfer dir verſagen das mit ſo vielem Rechte dir gebührt? —
Die fernſten Zonen würden's nicht — ſähn ſie von Aug zu Auge dich — —
Doch hört' ich recht? —
Beklagteſt du nicht dein Geſchick? —
Unglücklich könnt du ſeyn? —

Rhea. Ich war's — bin's nun nicht mehr —

Julus. Nicht mehr? —
Und ſo geſchwind verändert dein Schickſal ſich? —

Rhea. Die trübe Wolk' entflieht dem milden Sonnenstrahl —
Durch deine Ankunft scheuchtest du all den Gram hinweg, der schon so schwer und bange mein Herz erfüllt —
Kaum duldete ich's noch —
Schon sank die letzte Hofnung — und schnell ward sie belebt —
Ein nie gesehnes Licht sah ich in dir —

Julus. Ist's möglich? — Wie? —

Rhea. Wer brachte dich hieher? —

Julus. Dies weiß ich nicht —
So schnell entfliegt der Stein der Schleuder nicht und schneidet durch die Luft, als ich hieher gedrängt mich fühlte —

Rhea. Es war der Götter Werk —
Erkennst du ihren Wink? —

Julus. Ich bet' ihn an —

Rhea. Unsichtbar leiteten sie deinen Schritt —
Mein heisses Flehn — mein inniges Gebet erwarb dich zum Gefährten mir —

Du biſt's — doch ſehnſt du dich vielleicht zurück? —
Beklageſt dich, daß du es warſt den Zevs zum
Troſt im Leiden mir auserkohr? —

Julus. Thät' ich dies je — träf' auch in fer-
ner Zukunft dein Vorwurf mich —
Sehnt' ich mich je zurück —
Beklagt' ich je das Loos das mir zu Theile ward —
So forder' ich auf mein Haupt der Götter Rache —
Macht mich zu eures Zornes Gegenſtand — und
jede Quaal des Orkus ſey meines Undanks
Lohn —
Doch fürchte nichts von allem dem —
Von deiner Seite weich' ich nie —
Dein Genius, dein Schatten wird nicht ſo treu
dir ſeyn als ich es bin —
An deinem Blicke hangt unabgewandt mein Aug
— und dieſen Blick tauſch' ich um Welten
nicht — —
Nun ſag mir, holdes Mädchen, wer du biſt —

Rhea. Mein Nam' iſt Rhea — die Tochter
Numitors — der Veſta Dienſt durch heiliges
Gelübd geweiht —

Der unfruchtbaren Keuschheit kaltem Dienst —

Julus. Was hör' ich? — Wie? — Der Vestia Priesterin? —

So ist's schon Frevel sich vertraulich dir zu nahn? —

Die mindeste Berührung Tod? —

Rhea. Ach nein! — Die Götter werden nicht ihr eignes Werk zerstören —

Sind sie mehr streng als gütig, so bin ich's die ihren Zorn verdient — und schuldlos du — —

Noch hindert mich die Scham — der jungfräulichen Sitte Begleiterin —

Wie gern erzählt' ich dir was du nicht weißt — was du noch nicht vermochtest zu errathen — und kaum des Dinges Anfang doch nicht finden —

Ich bin bestürzt — verwirrt —

Julus. Warum bestürzt? —

Spricht meine Rhea nicht mit mir — der den geheimsten Wunsch von ihren Lippen saugt und ihn schnell zu erfüllen eilt? —

Mit

Mit dem der in der ganzen Schöpfung nichts kennt, nichts denkt als ſie? —
Entdeck mir alles — ſprich —
Wir ſind allein — nur Zephyr fächelt uns mit ſeinem Hauch —
Dein kleinſtes Wort berg' ich in meiner Bruſt —
Kein ungeweihtes Ohr dringt bis dahin —
Auf! — Faſſe Muth! —
Verbrechen kann's nicht ſeyn —

Rhea. Verbrechen nicht —
Es wäre denn daß die Natur den Menſchen ſtrafbar ſchuf — nicht edel und nicht gut —
Und dies — dies kann nicht ſeyn —
Ich bin ein Mädchen — ſchwach wie mein ganz Geſchlecht — das trotz Gelübd und trotz erzwungner Pflicht ſich nie verleugnen kann —
Begierdenvoll und lüſtern nach jenem Gut, das durch Verbot noch gröſſern Reiz erhält —
Mein Blut iſt heiß — das Herz in meinem Buſen ſchlägt voll Gefühl und Zärtlichkeit —
Voll Sehnſucht ſchmachtet' ich nach einem beſſern Schickſal —

Der durſtge Wandrer lechzt nicht nach der Quelle
ſo —
Ich haßte meinen Stand — verwünſchte jenes
Joch das ſchon ſo lang auf meinen Schultern
lag —
Ich ſah rund um mich her Geſchöpfe im Genuße
ſo ſelig ſich des Daſeyns freun —
Für mich nur ward zur Wüſte dieſe Welt —
Entled'ge mich — bat ich mit Inbrunſt Zevs —
entled'ge meiner ſtrengen Pflichten mich —
Er hörte mein Gebet —
Du kamſt auf ſein Geheiß —
Das übrige — errathe ſelbſt —
Sie verbirgt ſchamhaft ihr Geſicht.

Julus, ſchließt ſie in ſeine Arme.

O meine Rhea! — Beſte! —
Dank, ewgen Dank für dies Geſtändniß dir —
Noch faſſ' ich meines Glückes Umfang nicht —
Noch dünkt es mir ein Traum — all das Ent-
zücken das mir in ſo vollem Maaſſe ward —
Ich bin der Götter Liebling — ich! —
Sie geben mir das Kleinod ihrer Schöpfung zum
Zeichen ihrer Gunſt —

Dich,

Dich, Rhea, dich! —

So ward ein Sterblicher noch nie geehrt! —

Um meine Schläfe windet
Den Lorbeerkranz
Ihr Jünglinge und Mädchen —
Zum Reihentanz
Kommt her — an meiner Wonne
Nehmt frohen Theil
Und singt in Jubelchören
Mir dreymal Heil! —

Doch nicht verschwendet iſt, o Theure, deine Gunſt —

Auch ich ſo rein, ſo keuſch wie du —

Noch nie ward meiner Nerven Kraft im Arm der Buhlerin geſchwächt —

In meinen Adern rollt das reinſte Blut —

Und Unſchuld ziert mich noch — des Himmels anerſchaffenes Geſchenk —

Noch waren meine Sitten — entfernt vom Laſter — unverderbt —

Noch fröhnten meine Sinne den ſtürmiſchen Begierden nie —

Die nun die Erſtlinge von mir — dir meine Rhea —

Die deinen mir —

Rhea. So gern — ſo willig — als ich dieſen erſten heilgen Kuß dir, trauter Jüngling gebe —

Sie küßt ihn.

Julus. Und ich mit dieſem hier dir meine ganze Seele —

Komm, meine Rhea, komm — laß uns nicht länger ſäumen —

Der Liebe Göttin heiſcht
Das Opfer unſrer Jugend —
Empfang' es holde Göttin
Und lächle deinen Segen
Auf deine Kinder herab. —

Nun auf! — Geliebte! —

Wie? — Du birgſt dein Antlitz mir? —

Laß mich es ſehn! —

Kein neidiſcher Augenblick verhülle mir forthin den hohen Reiz —

Noch röther mahlt die Wangen deine Scham —

O wie

O wie so herrlich trift sie das Gefühl der Unschuld,
die nun allmählich sinkt —
Die sinkend sich noch sträubt — doch höhres
Glücks gewiß nicht den Verlust betrauert —
Nur bey dem nie gebrachten Opfer bebt und
zagt —
O dieser Blick — er facht in meinem Busen ein
nie empfundnes Feuer an —
Komm laß in deinem Arm mich s löschen —
Doch löschen nicht — verzehren soll sie mich,
die schöne Glut, bis nichts von meinem Da-
seyn mehr übrig ist —

Er umarmt sie.

Rhea. Gehemmt ist meiner Zunge Lauf —
Ich sammle für Entzücken das mich durch-
strömt —
Mein Auge bricht — und brechend sagt es dir
daß du allein es bist der neues Leben ihm wie-
der giebt —

Julus. Sieh — was ist das? —

Eine Wolke senkt sich nach und nach unter
Donner und Blitz herab und läßt sich auf
der Erde nieder.

Eine Stimme.

Vollbringt, vollbringt der Götter Willen.
Sie neigen sich zu euch herab —
Laßt diese Wolke euch umhüllen.
Nur sie sey eurer Unschuld Grab. —

Julus. Wie? — Gute Götter wie? —
Ihr sendet selbst den Altar, auf dem das Freudenopfer euch lodern soll? —
Ihr schenkt die Wonne uns die wir erfleht? —
Ihr theilt sie selbst mit uns und ladet huldreich zum Genuß uns ein? —
Dank euch — o meine Rhea! Sag ihnen Dank mit mir —
Auf diesem majestätschen Thron den Zevs sich selbst zum süßen Werk erkiest —
Auf dem schon manche Göttin den Tribut gezollt den Liebe heischt — den sie von uns jetzt fordert —
Auf diesem sollen wir — Entzücken ohne gleichen — geniessen aller Fülle unsers Glücks —
Komm — sonder Aufschub — komm —
Ihr Wink ist uns Befehl —
Sie nähern sich der Wolke, die sie umhüllt.

Rhea.

Rhea. O wie ſo mächtig rollt ein wonnevoller
Schauer durch meine Adern hin! —
Elyſium! — Ich athme deine Luft —
Schon wandelt meine Seele im himmliſchen
Gefild —
Ha dieſer Freude Trunkenheit — kein Erden-
glück gewährt ſie ſo! —
Ein Theil der Menſchheit iſt ſie nicht — denn
nie empfand ich ſie —
Aus ihrer Gaben Fülhorn gewählten ſie die
Götter mir —
Wie unausſprechlich iſt der Verſchmack dieſer
Wonne! —

Julus. Und unausſprechlicher ſie ſelbſt —
Doch jeder Augenblick den wir noch länger wei-
len zeiht Undank uns —
Iſt Läſterung der Wohlthat die uns ward —
Sieh — Phöbus Strahl erhellt die Gegend
ſchon —
Sein Glanz vergröſſere des Opfers Werth! —
Entkleide dich — o laß mich alles ſehen was
neidiſches Gewand noch meinem Blick ent-
zieht —

Nicht

Nicht deiner Schönheit kleinſter Theil ſey ihm verhüllt —

Nach einem ſpäh' ich ſchon nach jedem neuen Reiz! —

Und angeſehn und umarmen ſoll keiner mir entflohn —

Bewundern will ich ſie — anbeten — ihnen huld'gen —

Indem er ihr den Gürtel auflöſt und ihn emporhebt.

Der Venus jungfräulicher Gürtel — ſieh — er iſt erlöſt —

Neue Erwartung, Furcht und Scham verwirren meine Sinnen —

Ach! — Ich vermag nicht aufrecht mehr zu ſtehn —

Weg ſich — an deiner Bruſt gelehnt ſchlägt minder ängſtlich mir das Herz —

Je näher dir, je größer wird mein Muth —

In deinen Armen nur, o Theurer, fand ich Schutz —

Julius. Ha welche Meiſterzüge der Natur! — In deinem Bau, in deinem Reiz verſchwendet —

So ſchön war Aphrodite nur als ſie dem Meer entſtieg —
Und eine Sterbliche war'ſt nie —
Vollkommenheit des weiblichen Geſchlechts —
dich ſo zu kuſſen, ſo an dieſes Herz zu drücken — iſt Seligkeit —
Und mehr als dies — und deine höchſte Kunſt —
wie nenn' ich ſie? — —
Du ſeufzeſt — ha! — Wie hoch dein Buſen ſchlägt! —
Bereit' ihn zum Empfang — all deine Adern zum Empfang —
Dies iſt dein Sieger — ſieh —
Stolz hebt er ſchon ſein Haupt empor —
Er freut des nahen Zieles ſich — das er gewiß erreicht —
Schon drängt er ſich hinzu —
Er kömmt — er kömmt — o Mädchen nimm ihn auf —
Du Priap ſtärke mich —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Rhea.

Rhea. Ach — welcher — Schmerz — wie grauſam — ach — halt ein — halt ein —
Er — tödtet mich — Barbar — e ſche — ne — ſchone —
Deine Wut — zer — reißt — zerſprengt mich —
Ha — ich unter — liege — dem Schmerz —
Nicht mehr —
Ach doch — doch — welche Wolluſt —
Der Himmel — liegt in ihr —
Noch länger — ewig — ewig — dies Gefühl — unendlich — dieſe Luſt —
Noch mehr — noch mehr — ach — alles! —
Das ſchwache — Entzücken — berauſcht — verzehrt mich — ganz —
Ich ſterb' — in deinem Arm — ich — ſterbe — hier —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Julus, ſpringt auf.

Es iſt vollbracht —
Gelöſt auf ewig nun der Veſta Gürtel —
Der Götter Wille nun erfüllt — —
Ha! — An meinen Händen Blut —

Das

Das reine — keuſche — jungfräuliche Blut von meiner Rhea —
Gefloſſen aus dem Roſenmund der Wollust öfnete —
Mein Innerſtes durchdrang dein Schmerz — ich fühlt' ihn heftiger als du —
Doch ſieh — dies Blut iſt Zeuge deiner Tugend — meines Glücks —
Des Siegers herrlichſte — beneidenswerthe Beute —
Die Spolie die den Triumph bekränzt — die ſeinem Ruhm das ſchönſte Denkmal ſetzt —
Dank euch ihr Mächte des Olymps! —
Für meine Schöpfung Dank —
Für meine Kraft —
Für dieſe Reizbarkeit die durch die kleinſte Nerve der Wonne Regung führt und tauſendfach ſie mehrt —
Für meiner Rhea Jungferſchaft — —
Ha! — Ich beneid' euch nicht — ich bin ein Gott —
Nie mehr ein Gott als jetzt — da ich der Menſchheit Größe ganz empfand — —

Nun

Nun meine Rhea nun — noch nicht erwacht
vom freudenreichen Taumel? —
Von ihr Genusses Stärke noch nicht erholt? —

Rhea heint in die Höhe und beyde kommen aus der Hölle hervor.

Rhea. Ja Theurer — kein Wunder wär's
wenn ich zu schwach mich fühlte —
Zu schwach am Danke dir —

Julius. O schweig vom Dank —

Rhea. nur eine Sterbliche wie ich — die aus
dem Wollustbecher nie getrunken — war der
Reitz noch zu stark —
Doch nicht zu stark für dieses Herz — das nur
von Liebe zu dir glüht — ganz dein ist —
ganz —
O lehre mich die Kunst dir zu gefallen —

Julius. So wie du bist bet' ich dich an — leb'
ich in dir — und werde mein Leben dir —
Auf ewig fesselt mich — ich schwör's beym
Zeus — dein Reitz —
Nichts trennt uns als der Tod — —

Doch

Doch wie? — Noch drängen Perlentropfen
aus deinem Liebesgrottchen ſich hervor —
und flieſſen ſanft an dir herab —
Willſt du ſie ſäen um dereinſt ſie tauſendfach zu
erndten? —

Rhea. So reichlich träufelte auf mich des Him-
mels Segen — daß ihn mein Schoos zu
faſſen nicht vermochte — ſo ſehr ich auch
nach ihm gegeizt —
Doch nichts — auch nicht ein Tröpfchen dieſes
Nektars ſoll verlohren gehn —
Vervielfacht werde mir dies köſtliche Geſchenk —
vermindert nie —
Des Menſchen Staub ſoll nie die Erde ſaugen —
Und nie zertrete deſſen Ferſe ſeines Bruders
Bild —
Sieh hier — ich ſätt'ge mich an ihm —
Er füllt mit Wohlſchmack meinen Mund —
Er kühlt meinen Gaum — erweitert meine
Bruſt — mischt ſich mit meinem Blut —
Dringt mit wohlthät'gem Schauer in meine
Nerven ein —

So ist die Wonne mein — ich hab' ihn ganz — in jedem Theile meiner selbst hab' ich ihn ganz genossen —

Julus, vor sich. So ist es wahr was ich gehört —

Ist eines Mädchens erster Wunsch — seit ihrer Triebe Glut erwacht — gestillt — dann löst sich ihre Zunge — entwickelt ihrer Seele Kraft — die Gabe der Vernunft — sich von sich selbst — *)

Nun komm und laß in jenem Quell uns baden — meine Rhea —

Hold ladet uns sein Murmeln ein —

Wenn jede seiner kleinen Wellen um uns tanzt — auf unsre Busen hüpft — und dicht an uns sich schmiegt —

Dann athmet unsre Seele neue Kraft — und zur Empfangniß jeder Freude erwacht von neuem das Gefühl —

Die Stärke kehrt zurück in die erschlafften Glieder —

Der

*) Qui aperit vulvam, aperit et mentem.

Der ſtumpfe Sinn — durch häufigen Genuß erſchöpft — fühlt mächtig ſich gereizt —
Es lodert heftiger die halbverloſchne Flamme —
Erregt die Lüſternheit nach jenem Gut — das ich mit dir genoß — das immer zu genießen mit ſehnſuchtsvollem Drang mein ganzes Weſen ſtrebt —

Rhea. So komm — wir wollen Arm in Arm uns auf den Wellen ſchlängeln —
Und Wolluſt trunken aus dem Welluſtbad —
Bis trunken wir vom Taumel — die wonnigſte Empfindung uns über unſers Daſeyns Kreis erhebt — —

Sie gehen nach dem Bach und baden ſich darinn, während der Zeit die Muſik fortgeht. Endlich kommen ſie wieder hervor.

Julus. O Liebling der Natur! — Wie mütterlich war ihre Hand als ſie dich ſchuf —
Mit kühner Stirne biet' ich Ewigkeiten Trotz —
Bringt eine Sterbliche hervor — und damit in ihren Kreis die ganze Quelle der Vollkommenheit —

Legt einen Strom von Seligkeit in ihren Schoos —

Zu einen Schoos den schöner nicht auf Ida einst Paris sah —

Vollendet alle Kunst — beraubt die ganze Schöpfung —

Erborgt aus Plutos Reich die Kraft der Zauberey —

Verpfuscht — entstellt Jahrhunderte hindurch die Menschheit —

Nehmt alle Reize ihr und gebt sie nur der einen — von der mit lautem Jubel der Erdkreis rühmen soll —

Sie ist die Schönste — sie —

Und schämt euch eures Werks — wenn sich dann im Triumphe euch meine Rhea zeigt —

Rhea. O zu verschwenderisch ertheilt mir deine Zunge Lob — zu schmeichelhaft erhebst du mich —

Denn ohne dich — was wär' ich Aermste wohl? —

Ein Schatten bin ich nur zu deinem Licht —

Hätt'

Hätt' ich dich nie geſehn — wär' ich verlaſſen — elend —
Nun hab' ich dich — und bin das glücklichſte Geſchöpf das je die Erde trug —
In deinen Armen nur bin ich's —
O nimmer, Beſter, nimmer wind' ich aus dieſen Armen mich —
Und ſterbend will ich noch die Götter flehn — daß du es ſeyſt der meines Lebens letzten Hauch empfangt —
Daß in des Todes banger Stunde dein Arm mich hält —

Donner und Blitz.

Eine Stimme.

Hinauf, hinauf zum Götterſitze!
Euch ebnet Zevs die ſtolze Bahn.
Er ſah von des Olympus Spitze
Gefällig euer Opfer an —
Die Wolke trag' euch durch die Lüfte
Mit ſchnellem Lauf zu ſeinem Thron.
Dort athmet ewig Roſendüfte!
Dort winket euch der ſchönſte Lohn! —

Rhea. Was hör' ich? — Dieſer hohe Ruf gilt uns? —

Schnell laß uns ihm gehorchen —
Uns ladet Jupiter zum Göttermahl —

Sie treten in die Wolke.

Julus. Horch! — Eine reizende Muſik —
Sie nähert ſich —
Ha — welch ein Freudenzug! —
Iſt dieſes nicht ein ſchmeichelhafter Traum der meine Sinnen täuſcht — iſt's Wirklichkeit —
O dann Heil uns! — Heil meine Rhea dir! —
Wir ſind — wir ſind vergöttert —

Ein Haufe Grazien, Nymphen und Genii nähern ſich mit Guirlanden und Blumenkränzen, mit welchen letztern ſie Julus und Rhea krönen: einige tanzen um ſie herum, andere ſingen, während dem das vergötterte Paar auf der Wolke allmälich gen Himmel fährt, bis es beym letzten Geſang ganz verſchwindet. —

Chor der Grazien, Nymphen und Genien.

Triumph dem Sieger! Triumph der Beſiegten!
Euch ſchmücket die Göttin der Liebe mit Kränzen,
Wir feyern dies Feſt mit frölichen Tänzen,
Und ſingen dir Julus und Rhea Triumph!

Eine

Eine Grazie.

Wenn im unentweihten Scheoſe
Unſchuld über Unſchuld ſiegt,
Mit noch nie empfundner Wonne
Buſen ſich an Buſen wiegt;
O dies freudenvolle Opfer
Iſt den Göttern Wohlgeruch,
Und ſie nähren zur Belohnung
Dieſer Herzen ſanften Zug.

Chor.

Triumph dem Sieger! Triumph der Beſiegten!
Euch ſchmücket die Göttin der Liebe mit Kränzen,
Wir feyern dies Feſt mit frölichen Tänzen,
Und ſingen dir Julus und Rhea Triumph!

Zwey Nymphen.

Der Liebe Glück das ihr ſo ſchön empfunden
Verherrlicht eure Tage nun —
Bald werdet ihr mit Glorie umwunden
In ſeligen Gefilden ruhn.

Chor.

Triumph dem Sieger! Triumph der Beſiegten!
Euch ſchmücket die Göttin der Liebe mit Kränzen,
Wir feyern dies Feſt mit frölichen Tänzen,
Und ſingen dir Julus und Rhea Triumph!

Zwey Genii.

Für Stunden die ſo ſchnell verfloſſen
Erwartet euch die Ewigkeit —
Für Freuden die ſo ſchön genoſſen
Iſt euer Lohn Unſterblichkeit.

Chor.

O wie iſt Liebe ſo mächtig!
Sie feſſelt alles was lebt —
Sie iſt's die uns aus dem Staube
Zum Gröſten der Weſen erhebt.

Die
neue Meſſaline

Trauerſpiel in einem Akt.

Nach dem Franzöſiſchen.

Caſtos ſequitur mala paupertas.

SENECA.

Perſonen.

Cantareth, Vater der Meſſaline.

Vitibinker, Fitzaldo, Vabam, Hyacinth, } Prinzen, Meſſalinens Liebhaber.

Bella, Meſſalinens Kammermädchen.

Soldaten von der Leibwache.

Die neue Meſſaline.

Erſte Scene.

(Zimmer in Meſſalinens Pallaſt.)

Meſſaline. Bella.

Bella.

Die Nachricht, Prinzeſſin, die man Ihnen vom König, Ihrem Vater, gebracht hat, iſt gegründet. Man hat ihn auf einer benachbarten Inſel geſehn, und er kömmt nun, nach beynahe zehnjähriger Abweſenheit, in dieſe Stadt zurück, um ſeine Kinder zu umarmen. — Allein was ſoll ich von dem Verdruß denken in den ich Sie verſunken ſehe? Immer irren Sie unruhig im Pallaſt umher, hören mich nicht an und ſchlieſſen Ihre Augen zu, als ob Sie ſich fürch-

fürchteten dem Lichte des Himmels zu begegnen. Züge des tiefſten Schmerzes lieſt man deutlich auf Ihrem Geſicht — glauben Sie mir, die Traurigkeit ſteht den Damen von Ihrem Alter nicht wohl. — Aber wie? Sie ſeufzen? Was haben Sie denn für Geheimniße?

Meſſaline. Ach! wenn ich auſſer mir vor Verdruß bin, ſo hab' ich gewiß Urſach genug dazu. — Du kennſt den Prinz Biribinker — dieſer Mann, den ich für einen Helden hielt, den ich bewunderte, den mein Herz anbetete — ach es iſt ein Elender!

Bella. Wodurch hat er Ihnen mißfallen? Warum ſind Sie ſo gegen ihn aufgebracht?

Meſſaline. Weil — weil — o nur ſein Tod kann die Beleidigung abbuſſen die er mir anthat — Seit dem Tage an dem ich ihn zuerſt ſah hielt ich mich für unausſprechlich glücklich, dies weißt du — Sein ganzes Anſehn, ſeine ſtarken breiten Schultern, ſeine lange vielverſprechende Naſe, alles dies nahm mich für ihn ein — o ich hatte ihn nur zu gut ins Auge gefaßt. — Er überraſchte mich als ich eben auf

einer

einer Rasenbank schlief — seine Hand — sie fand den Weg zu dem Mittelpunkt meiner Reize — meine leichte Kleidung hinderte ihn nur wenig — Cupido's Liebling schlug mächtig an die Pforten seines Kerkers — er entließ ihn und zeigte mir ihn in seiner ganzen Größe — mit einem Wort, Bella, wir vollbrachten das süße Geschäft der Liebe. — Welch Vergnügen empfand ich bey den Proben seiner Stärke! Ihr Götter welche Freude genoß ich! Pyrrhus empfand sie nicht größer als er Troja in Flammen sah. — Es schien als wollt' er sich nie wieder aus meinen Armen reißen — immer blieb sich sein Feuer gleich — er gewann in meinen Umarmungen neue Stärke — nach dem süssesten Genuß war er stets zu neuem Genuß bereit — er überschuttete meinen Schoos mit dem köstlichsten Balsam so reichlich, als wäre die Quelle nie versiegend aus der er floß. — Dieser Prinz nun, dessen Eifer nie erschlassen zu wollen schien, dessen Stärke ohne Beyspiel keine Begierden in mir aufsteigen ließ ohne sie in dem Augenblick zu dämpfen in dem sie entstanden, der meiner Wol-

luſt die thätigſte Mannkraft entgegen ſetzte, war heute durch ein unbegreifliches Schickſal ſo ſchwach wie ein Kind — ſeine Nerven ohne Spannung — der beſte Theil ſeiner ſelbſt, der ſonſt nichts als Kampf und Sieg athmete, und immer bereit war in die Pforte der Liebe einzudringen, die ihm zu Ehren ſich öfnete, vermocht' es nicht — er der ſonſt unaufhaltſam nach dem Ziele rennte, konnte heute nicht einmal den Lauf anfangen. — Dies iſt mein Geheimniß Bella — hab' ich nun nicht Urſach betrübt zu ſeyn?

Bella. Mehr als zu viel Prinzeßin — was für ein ärgerer Schimpf hätte Ihnen widerfahren können? Allein ſo unerhört, ſo ſchmerzhaft er auch für Sie iſt, ſo laſſen Sie darum den Muth nicht ganz ſinken, laſſen Sie aus Scham und Traurigkeit über Biribinkers Schwäche das reizende Kleinod nicht ungebraucht liegen das Sie beſitzen — fahren Sie fort damit zu wuchern. Thäten Sie nicht beßer, wenn Sie, um ſich für Ihren Verluſt zu entſchädigen —

Meſſaline. Ich verſtehe dich — von Stund an will ich darauf denken. Zu lange hab' ich

ſchon

schon den niederschlagenden Schmerz in meinem Busen genährt — nur der Genuß der Liebe soll künftig meine Schritte leiten — Ströme des süssen Nektars will ich in mich saugen, um durch sie die verlornen Augenblicke zu ersezen. — Aber es kömmt jemand — ihr Götter, wer mag das seyn?

Bella. Es ist Prinz Biribinker — er tritt schon herein.

Messaline. Sag' ihm Bella, daß in dem Zustand worin ich jetzt bin, ihn sehen und ihn hassen eins sey. (geht ab.)

Zweyte Scene.

Biribinker. Bella.

Biribinker. Sie will mich nicht sehn — sie flieht mich — o wollüstiges Weib, ist das der Lohn für meine ganze Zärtlichkeit? — Aber sage mir, warum gieng sie fort?

Bella. Wie mein Herr? Das wissen Sie nicht? — Rühmen Sie sich nicht mehr Ihrer übergrossen Zärtlichkeit, Sie haben sie bis zur Schwachheit getrieben.

Biri-

Burbmker. Das geſteh' ich gern — es iſt aber kein Wunder wenn ein neunmal hinter einander abgeſchoſſener Bogen ein wenig ſchlaff wird.

Bella. Und doch iſt es das was die Prinzeſſin zum äuſerſten Zorn reizt. Ach vielleicht würden Sie, mein Prinz, wenn Sie ein Frauenzimmer wären und einen ſolchen Schimpf erlitten hätten, einen weit gröſſern Verdruß empfinden, ſich noch weit mehr ſchämen. — Aber rächen Sie ſich, wählen Sie ſich eine andere Geliebte — die Prinzeſſin verlangt Ihre Opfer nicht mehr, verſchmäht Ihren Weihrauch und ſucht andern; ſuchen Sie nun einen andern Altar und verſchmähen Sie den ihrigen. — Wenn Sie wollen ſo biet' ich Ihnen den meinigen an — vielleicht hat er lange nicht ſo viel Reize als jener — ich weis auch wohl daß ein Krieger wie Sie edlere Waffen verlangt — aber unterſuchen Sie nur erſt den Werth deſſen was ich Ihnen anbiete, und bedenken Sie, daß jede Veränderung des Gegenſtandes der Begierde die ſchlummernde Begierde von neuem erregt.

Biri-

Biribinker. Ich würde deinem Rathe folgen, wenn du bey dieser Gelegenheit dem Triebe der Natur etwas weniger Gehör gegeben hätteſt. Ohne Zweifel iſt es dieſer der dich beſtimmt, ſo mit mir zu reden, daher entſchuldige ich deine Ausſchweifungen, aber entferne dich — Ich könnte mich an dir wegen deiner unerhörten Kühnheit rächen; doch ich verzeihe dir, nur geh und verlaß mich. Du biſt genug geſtraft da ich deine Anerbietungen verachte, da ich deine Lüſte nicht befriedige, denen ich, wenn ich wollte, ſogleich genug thun könnte — geh.

(Pella geht ab.)

Dritte Scene.

Biribinker allein.

Jetzt erſt empfind' ich deine Macht, o Liebe! Spät oder früh zeigſt du es, daß du uns bezähmen kannſt. Bisher hatte ich Meſſalinen nur als ein Mädchen angeſehen, mit dem ich mir die Zeit vertreiben, bey dem ich meine Begierden nach Gefallen ſtillen könnte; jetzt bemerke ich täglich neue Schönheiten an ihr, und

je mehr ich die größte derselben betrachte, je stärker wird meine Liebe. Bella bietet sich mir selbst an, aber trotz aller ihrer Lockungen fühle ich immer mehr, daß diese Elende niemals ihre Stelle ersetzen wird. — Nur Messalinen lieb' ich, und um ihrem Zorn Grenzen zu setzen, will ich alle meine Kräfte aufbieten, ihre Wollust zu befriedigen.

Vierte Scene.

Biribinker. Ein Soldat von der Leibwache.

Der Soldat. Prinz! Messaline, im tiefsten Schmerz versunken, hat mir befohlen, jedermann aus den Pallast zu entfernen — sie kömmt hieher —

Biribinker. Genug — ich fliehe, um ihr den Anblick desjenigen zu entziehn, den sie haßt.

(gehn ab)

Fünfte Scene.

Messaline. Fitzaldo. Hyacinth. Baham.

Messaline. Kommt, ihr mit Ruhm gekrönte Helden, nehmt alle Platz! Eure Thaten

sind

ſind mir ſchon bekannt, aber die Wahl ſetzt mich in Verlegenheit; und da ihr euch alle erbietet, das Vergnügen der Liebe mit mir zu theilen, ſo mag das Loos allein denjenigen beſtimmen, der es in meinen Armen genießen ſoll. — Doch was ſag' ich? Das Loos? Wie thöricht wäre dies! Nein, hierin will ich mich nur auf meine Erfahrung verlaſſen. Derjenige von euch, welcher ſich am raſcheſten zum Kampfe zeigen wird, ſoll mein Bette beſteigen und mich aufs beſte bedienen. — Auf brave Krieger! reizt eure Mannkraft, beſtrebt euch muthig und ehrenvoll um meinen und meiner Reize Beſitz, tretet den Lauf an und ringt nach dem Preiße, ſo eifrig, daß Ueberwinder und Ueberwundene eure Thaten rühmen. — Unterwerft ihr euch alle dieſem Geſetz? Antworte zuerſt, Fitzaldo.

Fitzaldo. Ich bin es zufrieden, denn ich kenne die Stärke meiner Mannheit. Zwar iſt ſie vielleicht unter dieſen dreyen die kleinſte, aber was hindert dies, wenn ſie nur deinen Wonnekelch mit Fluthen balſamiſchen Thaues überſtrömt? —

Hyacinth. Haltet ein — laßt uns vorher ausmachen, wer den Reihen im Liebestanz mit Meſſalinen eröfnen ſoll.

Meſſaline. Derjenige, welcher von euch am erſten dazu bereit ſeyn wird.

Die drey Prinzen zugleich. Sieh — das ſind wir alle drey.

Meſſaline. O welche glückliche Vorbedeutung! Welcher entzückende Anblick! Ich muß alſo etwas beſſers erfinden, um dieſen Handel zu endigen. — Hyacinth, reiß einige von dieſen ſeidnen Härchen aus, die das Geſtade der Wolluſt beſchatten.

Hyacinth. Ich habe deren.

Meſſaline. Du auch Fitzaldo.

Fitzaldo. Es iſt geſchehn.

Meſſaline. Gut. Nun iſt es an dir Baham. Trage kein Bedenken, ſie mir auszureiſſen; ſie ſtehen ſogleich wieder wie Phönix aus ihrer Aſche auf — Nun zählt ſie. Wie viel haſt du, Hyacinth?

Hyacinth. Neunzehn.

Meſſaline. Du Fitzaldo?

Fitzaldo. Vier mehr.

Meſſaline. Und wie viel hat denn der ſtumme Baham, deſſen Zunge gelähmt zu ſeyn ſcheint, mit ſeiner rauhen Hand ergriffen?

Baham. Sieben und zwanzig — Und ihr ſollt Zeugen ſeyn, meine Herren, daß meine Thaten reden, obgleich mein Mund ſchweigt.

Meſſaline. Dieſe verlang' ich auch nur und keine Worte; darum laßt uns die Zeit nicht mit unnützen Geſprächen verſchwenden. Baham ſoll zuerſt die Süſſigkeit meiner Umarmungen koſten, alsdann Fitzaldo, und endlich Hyacinth. Auf! Laßt uns dem Gott Priap dieſes Opfer bringen. Folge mir Baham, dieſes Bett ſoll uns zum Kampfplatz dienen, komm — beginne muthig den Streit. — — Schon ſchwinden meine Sinnen — in ſüſſer Ohnmacht dahin — ich bin in Entzücken verſunken — theilſt du es nicht mit mir?

Baham. Ach! — Laß nur — laß —

Meſſaline. Himmel! Was ſeh' ich? Deine Kraft hat dich ſchon verlaſſen? Ich traute dir wenigſtens herculiſche Stärke zu, und du biſt

ein

ein armſeliger Wicht — dein elendes Werkzeug kann ſich nicht mehr aufrecht erhalten, da es noch kaum die Schranken betreten hat — Fort von hier — verlaß mich Elender — Daß dich die Hölle verſchlingen und die Furien dir den Hals umdrehen möchten! — Komm Fitzaldo — nimm du ſeinen Platz ein — Aber woher kömmt bey euch dieſe Kälte, indeß ich über und über in Feuer bin? Wo iſt denn dein Opferſtahl?

Fitzaldo. Hier Prinzeßin.

Meſſaline. Groſſe Götter! da komm ich aus dem Regen in die Traufe — Deine Lanze iſt ſchon geſunken noch eh ſie nach dem Ziele ſtach? — Himmel! Wie traurig iſt mein Schickſal! (zu Hyacinth.) Wie? Und auch dir fehlt es auf einem ſo ſchönen Schlachtfeld an Muth?

Hyacinth. Ich hatte deßen, Prinzeßin, aber — Vergänglichkeit iſt das Loos aller Dinge — er iſt dahin.

Meſſaline. O das iſt zu viel auf einmal! Zu viel Schmach mußt' ich heut' erdulten! — Flieht, Nichtswürdige — fort aus meinen Augen! — Ihr fühlt den Trieb der Natur nicht,

wenn ich alle meine Reize vor euch entblöse? — Fort, sag' ich, fort — fürchtet meine Rache — fürchtet die Heftigkeit meines Zorns.

(Die drey Prinzen gehen ab.)

Sechste Scene.

Messaline allein.

Wuth und Verzweiflung zerreißen mein Herz. O grausame Venus, war ich zu dieser Schmach aufbehalten? Hab' ich deswegen in deinem Tempel und auf deinen Altären geopfert um der Gegenstand des Unvermögens der Sterblichen zu seyn? — Du siehst mich heute von vier Schändlichen hintergangen die mir ihren Dienst versagt haben, und du machst nicht die Rache des weiblichen Geschlechts zu deiner eignen? Ist es denn nicht auch der größte Schimpf für dich, daß sie mich alle dahin gebracht haben, mit meiner eignen Hand ein Feuer mißlich zu dämpfen, das zu löschen sie gebohren sind, und meine eignen Reize zu schänden? — Räche dich, räche mich — Bitte Jevs um seine Donner und schlage damit ihre schlaffe Mannheit zu Staub — Er-

de thue dich auf unter ihren wankenden Schritten — Göttin der Hölle, erfinde neue Quaalen — bringe grauſende Hölen hervor und ſtürze ſie aus Abgründen in Abgründe die ſie verſchlingen, damit ſie erfahren wie ſchwer das Laſter beſtraft werde. Vollzieh' an ihnen den Willen des Schickſals und mache daß ſie nach ihrem Tode mit unreinen Metzen ſich vermiſchen, deren bis ins Innerſte vergiftete Scham auf ihren Gliedern nichts als Beulen und Geſchwüre zurücklaſſe — daß ihr Körper ſtets mit ſcheuslichen Unaeziefer bedeckt ſey — daß der Stoff zum Menſchen bey ihnen in Eyter und Unflat verwandelt werde — daß ein unaufhörlicher Krebs ſelbſt ihre Seele peinige — und alle dieſe Martern mögen ihnen beweiſen, was das heißt, ſich bey einem Frauenzimmer unvermögend zeigen. —

Siebente Scene.

Meſſaline. Ein Soldat von der Leibwache.

Der Soldat. Prinzeßin! Der König, Ihr Vater, iſt in dieſem Augenblick angekommen —

das

das Volk drängte ſich mit Gewalt an das Ufer um ihn zu ſehn — man hört nichts als Freudengeſchrey. Jetzt kömmt er hieher — verbergen Sie ihm doch, wenn es möglich iſt, auf einige Zeit nur die Betrübniß die auf Ihrem Geſicht herrſcht. (ab.)

Achte Scene.

Cantareth. Meſſaline.

Cantareth. O meine Tochter, wie freu' ich mich dich wieder zu ſehn! — Zehn Jahre ſind es, daß ich von dir getrennt bin, und nun genieß' ich wieder das ſo lang entbehrte Vergnügen —

Meſſaline. Halten Sie ein mein Vater! Alle Ihre Liebkoſungen ſind an mir verſchwendet — Man hat Sie auf das empfindlichſte beleidigt — das grauſame Schickſal hat während Ihrer Abweſenheit Meſſalinen nicht geſchont. — Ich bin unwürdig Sie zu ſehen und mich Ihnen zu nähern und darf künftig auf nichts denken als mich vor Ihren Augen zu verbergen.

(geht ab.)

Cantareth. So ſonderbar empfängt mich meine Tochter — Was ſoll ich davon denken? — Sie verläßt mich ſchnell — Hierunter muß ein Geheimniß ſtecken. — Da kömmt Bella — von dieſer will ich ſuchen es zu erfahren — An wen mag das Billet ſeyn das ſie in der Hand hat?

Neunte Scene.

Cantareth. Bella.

Bella. Ew. Majeſtät, es iſt an den Prinz Birbinker.

Cantareth. Sag mir, warum flieht denn meine Tochter vor meinem Anblick? Fürchtet ſie meine Zärtlichkeit? Ihr Geſicht glüht von Zorn — ihre Augen rollen fürchterlich umher — Was treibt ſie denn? Womit beſchäftigt ſie ſich?

Bella. Mit den höchſten Genüſſen der Liebe. Sie läßt ſich — herab, um über alle Männer zu ſiegen.

Cantareth. Das iſt ein ſehr angenehmes Geſchäft das uns glückliche Stunden gewährt. Ich bin weit davon entfernt dieſen ſüſſen Zeitvertreib

vertreib zu verdammen; aber muß man darum seine ganze Zeit und Sorgfalt darauf verwenden? Meine Tochter mag etwas weniger diesen sinnlichen Genüßen nachrennen, mag sich um Tugenden bewerben, damit ihres Namens einst rühmlich in der Geschichte gedacht werde.

Bella. Ew. Majestät verzeihen — es führen verschiedne Wege auf die Bahn der Ehre; aber die Befriedigung der Triebe, die die Natur in uns legte, ist eine Tugend, die uns den glorreichsten Namen erwirbt — es ist die Tugend der Götter. Ja sie kennen keine andre, es ist ihr einziges Vergnügen und soll auch das unsre seyn. Kann man uns tadeln wenn wir ihrem Beyspiel folgen? — Wie? Wir wären Frauenzimmer, hätten alles was uns dazu macht, und sollten uns dessen nicht bedienen? Legen Sie Ihre irrige Meynung ab, großer König! Die Opfer, die wir Cytheren bringen, sind unsre größten Verdienste — durch sie allein können wir in den Tempel des Nachruhms gelangen.

Cantareth. Du hast recht. — Deine Vernunftgründe sind so stark, deine Reden so ein-

drin

dringend, daß mein ganzes Blut dabey in Bewegung gerathen iſt — das Feuer drängt ſich zum Urquell des Lebens und treibt mich mit Allgewalt an, deinen Lehren zu folgen. — Ich muß ſogleich zu meiner Maitreſſe eilen.

Bella. Nehmen Sie ſich nur in Acht, daß Sie ihr nicht Beweiſe eines unvermögenden Alters ſtatt Proben der Liebe geben.

(Der König geht ab.)

Zehnte Scene.

Bella allein.

O Liebe! würdige mich nun deines Schutzes und begünſtige das Vorhaben, das du mir eingabſt. Laß Biribinkern nichts von dem Betruge ahnden, damit ich endlich die längſt gewünſchte Wolluſt in ſeinen Armen genieſſe — Da kömmt er ſchon — o dürft' ich ihn gleich an mich reiſſen, um ihn nicht eher wieder zu entlaſſen, bis er alle meine Wünſche erfüllt hätte!

Eilfte Scene.

Biribinker. Bella.

Bella. Ich habe Befehl Ihnen dieſen Brief zu übergeben Prinz —

Biribinker. Wo iſt er?

Bella. Hier. — (vor ſich) Nun, Gott der Liebe, deinen Beiſtand, damit er von meiner Liſt nichts argwohne.

Biribinker (lieſt). „Angebeteter Prinz! Wenn dein Herz mich noch wie ehemals liebt, o ſo beſchwör' ich dich, gieb mir ſogleich einen Beweis davon. Erwarte mich in dieſem Zimmer, ich will dahin kommen, um dir tauſendmal zu ſchwören, daß ich mit ganzer Seele die deinige bin. Mein Vater iſt angekommen, damit er uns nun nicht von ungefehr überraſche, ſo ſorge dafür, daß alles aufs beſte verſchloſſen ſey, und daß man uns weder ſehen, hören noch belauſchen könne." — (Biribinker, deſſen Bewegungen immer ſichtbarer geworden ſind, zieht endlich ſein Liebesinſtrument hervor.) O Gutigkeit ohne Beyſpiel! Wie, liebenswürdigſte Prinzeßin! du

nimmſt

nimmſt dich meiner noch an? Deiner Muſchel ſeltne Reize zu koſten, gewährſt du dieſem Verlaſſnen wieder? Und du mein Liebling und du — —

Bella. Gerechter Himmel, wie ſchön er iſt! O dreymal glücklicher Käfig der dieſen Vogel in ſich hat!

Viribinker. Maſt du denn meine Periode zu ſo ungelegner Zeit unterbrechen? Ach, wie überläſtig iſt oft ein Kammermädchen! — Und du mein Liebling und du! Glücklichſter unter allen die je einen Mann zierten! Beginne nun den lebhafteſten Kampf und thue dich zu meiner Ehre durch unüberwindliche Stärke hervor, und weil man ſie niemals erſättigen kann, ſo ermüde ſie ſo, daß ſie entkräftet dahin ſinkt und mir endlich bekennt, daß ich allein im Stande ſey die Lüſternheit die Cythere in ihrem Schoos hegte zu befriedigen. — Geh ſogleich Bella und ſag' ihr daß ich ſie hier mit Ungeduld erwarte um auf ihrem laubumkränzten Altar den ſüßeſten Weihrauch zu opfern.

(Bella geht ab.)

Zwölfte Scene.

Biribinker allein.

Bella ſchielte dich gewaltig an — du machteſt ihren Appetit rege — es iſt wahr, ich hätte ſie gleich aufs Bette werfen ſollen, doch dazu iſt noch Zeit — wenn ich Meſſalinen werde genug gethan haben, kann ich mir ja wohl mit ihrer lieben Bella die Zeit verkürzen. Sollte ich mich dadurch erniedrigen? Im mindeſten nicht. Ich mache mir eine Ehre daraus alle Frauenzimmer zu liebkoſen die mir vorkommen, und immer im Stande zu ſeyn es mit noch mehrern aufzunehmen. Und überdies giebt es gewiß funfzig Männer für einen, die, wenn ſie ihre Geliebte befriedigt haben, ſich auch des Kammermädchens erbarmen. — Aber die Stunde meines Glücks ſchlägt — ich höre ein Geräuſch — es nähert ſich — ich muß die Vorhänge zuziehen, das Dunkel der Nacht iſt den Liebenden günſtig — Darf ich den Eingebungen meines Herzens trauen, ſo iſt dies meine Prinzeßin

Drey-

Dreyzehnte Scene.

Biribinker. Bella als Prinzeßin verkleidet.

Bella. Ich hintergehe Sie nicht, theuerſter Prinz! Mein Verſprechen iſt erfüllt — hier bin ich.

Biribinker. Aber was bedeutet denn das? Was iſt das für ein Packet das Sie da tragen? — Ich möchte wiſſen —

Bella. Gemach, mein Herr! Es ſind ohngefähr ſechs und dreyßig große Schnupftücher.

Biribinker. Vier mehr wären gerade vierzig geweſen. Aber was wollen Sie damit?

Bella. Ich habe ſie mit Fleiß mit hieher gebracht, um mich nach geendigtem Liebesſtreit wieder abzutrocknen, denn ich liebe die Reinlichkeit.

Biribinker. Große Götter! wofür ſehen Sie mich an? Sie glauben alſo die Stärke meiner Mannheit ſo groß, daß Sie mit dem Ueberfluß derſelben alle dieſe Schnupftücher anfüllen können? Entledigen Sie ſich dieſes Wahns Madame, und ſuchen Sie anderwärts dergleichen ergiebige

giebige Quellen, und Männer die das beſſer zu leiſten vermögen was Sie von ihnen fordern, als ich.

Bella. Muß mich der Verräther auf dieſe Art erniedrigen? Du möchteſt dich gern dem Vergnügen der Liebe überlaßen, aber du vermagſt es nicht — bey meiner Nebenbuhlerin mußteſt du ſchon mit Schande abziehen und beſtundeſt ſo ſchlecht — ich weiß es wohl Treuloſer. — Nun ſo erkenne mich dann, es iſt Zeit — ſieh wer ich bin, ſieh zu welcher Unternehmung die Liebe mich verleitet hat — Du biſt erſtaunt? — Ich wollte dich überraſchen — nun rächt mich dein Erſtaunen, und bald, vielleicht in dieſem Augenblick, wirſt du noch eine viel wichtigere Sache erfahren.

Letzte Scene.

Die Vorigen. Zwey Soldaten von der Leibwache.

Erſter Soldat. O Prinz! —

Zweyter Soldat. Mein großer Prinz, ich muß Ihnen berichten.

Erſter Soldat. Hören Sie mich an.

Zweyter Soldat. Geruhen Sie mich lieber zu hören.

Erſter Soldat. Dieſer kann ſeine Mutterſprache nicht.

Zweyter Soldat. Der liſpelt wenn er ſpricht.

Erſter Soldat. Ich beſitze die Gabe, ſehr gut zu erzählen.

Zweyter Soldat. Ich habe eine Stimme wie ein Caſtrat.

Biribinker. O hört auf — ihr betäubt mich.

Zweyter Soldat. Alles aus Eifer, gnädigſter Prinz.

Biribinker. Ich will mit einem Wort euren Streit endigen. Du ſollſt die Erzählung anfangen, und du ſie beſchließen; ich werde hören wer von euch beyden den andern übertreffen wird. Bringt mir aber vorher einen Stuhl damit ich recht mit Bequemlichkeit zuhören kann.

Erſter Soldat. Kaum hatte die Prinzeßin dieſes Zimmer verlaßen, ſo ſahn wir ſie mit

Wuth

Wuth im Auge umhergehn. Sie trat endlich in der heftigsten Gemüthsbewegung in unsre Wachstube und sagte zum Capitain, indem sie ihre übrigen Kleider in Stücken riß und sich auf eine Bank stellte: Zieht mir das Hemd aus. — Er that es und sie legte sich sogleich nieder und streckte sich aus. Wir verschlangen mit unsern Augen ihren vollen Busen, ihre schlanken Hüften, ihre schneeweißen Schenkel, die liebenswürdigen Hemisphären, den sanft erhabnen Venusberg und das reizendste Liebesgrottchen. Ach Prinz, ich kann nicht daran denken, ohne daß alle Gefühle in mir rege werden. — Ich feyere heute, sprach sie, Cytherens Fest; jeder von euch mache sich dazu bereit und nähere sich. Ich gebe euch mein Wort, daß euch deswegen nichts Uebels widerfahren soll, haltet euch an mein Versprechen; kommt nur, macht euch zum Opfer fertig und bringt euren Weihrauch auf diesen Altar. — Wir betrachteten sie alle mit staunender Bewunderung, endlich gieng unser Capitain uns mit seinem Beyspiel vor, und trank sechsmal aus dem Wollustbecher ohne abzusetzen. Man

befahl uns alsdann uns aufzuknöpfen, wir thaten es, und jeder, nach seinem Range, legte sich auf sie, schwelgte in ihren Reizen und goß Fluthen von Nektar in ihren Schoos. — Die Menge der rüstigen Krieger schreckte sie nicht ab, sie hielt stets ihren Ritter fest in ihren Armen, erleichterte durch die wollüstigsten Bewegungen seinen Sieg, beschleunigte durch die künstigsten Manoeuvres den kritischen Augenblick und verband mit ihrem Muth eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Endlich, nachdem jeder nach seinem Appetit sie genoßen und wieder genoßen hatte, wuschen wir uns. Nun wollte auch die Prinzeßin aufstehn, aber — o Wunder ohne gleichen, das man kaum glauben, das so lang' ich lebe nie aus meinem Gedächtniß kommen wird! — Sie wendete alle ihre Kräfte an um sich von der Bank zu erheben; umsonst, sie war zu schwach dazu; denn die Ströme männlicher Kraft, die um sie her geflossen waren, hatten ihre Lenden und Hüften gleichsam an das Bret angeleimt, so daß sie sich von keiner Seite mehr regen konnte. Endlich machten wir sie

durch

durch unſre vereinten Bemühungen los, und ich ſchwöre Ihnen Prinz, daß ich in meinem Leben kein Weib geſehen habe, die im Liebeskampf erfahrner geweſen wäre als ſie.

Zweyter Soldat. Sie haben mir befohlen Ihnen den Ausgang der Geſchichte zu melden, und ich werde mich bemühen in meiner Erzählung ſo deutlich als möglich zu ſeyn. — Die Prinzeßin, ſtolzer über ihre vollbrachten Thaten als ein Feldherr der ſiegreich aus einer zweifelhaften Schlacht kömmt, gieng ſchnell in ihr Zimmer zurück. Da ließ ſie ſich, wie wir hörten, von ihren Kammerweibern über und über, und beſonders die Theile waſchen, die den meiſten Antheil bey dem Streit gehabt hatten. Nachdem dieſe Reinigung vollbracht war, ſagte ſie: Nun iſt mein Entſchluß gefaßt — ja, es iſt ein edles Unternehmen dem ich entgegengehe und ich muß es ausführen. Man laſſe ſogleich die ſechs Hengſte anſpannen und vorfahren. — Geſagt, gethan; ſie ſetzt ſich ein und bezeichnet den Weg und die Straſſe wohin man ſie führen ſoll. Auf ihren Befehl hält der Wa-

gen still, sie steigt aus, wir erstaunten alle über die Thränenfluth die ihren Augen entstürzte, aber diese Thränen waren nur Vorboten eines weit grössern Unglucks das uns bevorstand und das wir nie vermuthet hätten. — Sie kündigte uns ihren Entschluß an, der Welt zu entsagen und sich einzuschließen.

Biribinker. Sich einzuschließen! Wo denn?

Zweyter Soldat. In ein Mönchskloster. — Als sie von uns Abschied nahm, sagte sie noch: Ich folge dem unwiderstehlichen Triebe der Natur — die Wunderkraft womit Venus meinen Schoos ausschmückte acht durch die Ruhe verlohren, ich will ein Vorhaben ausführen das meines Muths würdig ist. Bisher hab' ich von allem gekostet, habe erfahren was Marquis und Page, was Schweizer, Soldat und Großadmiral vermag; ich zwang sie mir allein zu opfern, alle ihre Schätze in meinen Busen auszuschütten. Ich will damit ein Ende machen und nun die Mönche versuchen — ich weiß gewiß daß ich keinen üblen Tausch treffen werde. — Sie ver-

verließ uns hierauf und die frohen Mönche wetteifern in dieſem Augenblick ohne Zweifel, welcher von ihnen ſie am beſten bedienen kann. — Ihr Vater, in äuſſerſter Bewegung, verſuchte alles, um ſie zu bereden das Kloſter wieder zu verlaßen, aber umſonſt. Sie antwortete ſtets, indem ſie ihre Augen weit aufriß: So ſuchen Sie mir Männer, die die Natur mütterlicher behandelt, die ſie mit Werkzeugen verſehen hat wie ich ſie heiſche, die nie erſchlaffen, und ſtets bereit ſind meine Wünſche zu erfüllen. Dieſe hier ſind es. Ich werde ſie befriedigen und ſie werden mir genug thun. Nie werd' ich befürchten dürfen daß es mir jemals fehlſchlagen möchte. Was kann ich mehr verlangen? Meine Stärke liegt in der Zaubergrotte die die Lüſternheit der Götter und Menſchen erregt, die ihrige in dem Scepter der uns Weiber beherrſcht, in den Quellen die Cypria's reizendes Ländchen wäſſern — Sehen Sie, die Begierde mir ihre Opfer darzubringen verſammelt ſie ſchon, gehen Sie, mein Vater, gehen Sie und laſſen Sie uns allein. — Ihr Vater verließ ſie voller Zorn — Du willſt

alſo bleiben, ſprach er, nun ſo bleib — ich kümmere mich nicht weiter darum.

Biribinker. Genug — ich will nichts mehr davon hören. (zu Bella.) Hier iſt das was du von mir verlangt haſt, der Vogel nach dem du ſchon längſt dein Netz auswarfſt — wenn du ihn haben willſt ſo ſey er von nun an dein.

Bella. Dies Geſchenk kann ich nicht ausſchlagen, und weil Sie befehlen ſo iſt es meine Pflicht zu gehorchen.

Biribinker. Man laſſe uns allein — wir wollen Meſſalinen vergeſſen — nun komm, ohne uns weiter aufzuhalten —

Bella. Wohin Prinz?

Biribinker. Ins Bette.

Die fünfte Elegie des erſten Buchs aus dem Ovid von der Liebe.

Freye Ueberſetzung.

Auf weiche Kiſſen geſtreckt — erſchöpft von drückender Hitze
Sucht' ich erquickende Ruh — Sol lenkte mit goldenen Zügeln
Ueber die Häupter dahin die muthig ſchäumenden Roſſe —
Schwacher Schimmer des Lichts drang durch das halboffene Fenſter
Kaum bis zu mir — mein Lager umfloß ein heiliges Dunkel
Sanft und mild, und ähnlich dem Dunkel in ſchattichten Hainen —
Gleich der Dämmerung Schein, dem Glanze des fliehenden Phoebus.

Wenn er im Ocean ſtatt der ſüſſeſten Ruhe zu pflegen —
Gleich dem wonnigen Licht das Aurorens roſige Finger,
Klarheit und Helle verkündend, über die Erde verbreitet —
Dieſes Dunkel — es birgt des Mädchens erröthende Wange
Wenn die jungfräuliche Scham das große Opfer dem Jüngling
Zitternd, willig doch, bringt — drum ſucht's jedes liebende Mädchen. —
Siehe Corinna erſchien, im leicht geſchürzeten Röckchen,
Kunſtlos umwallte das Haar den alabaſternen Buſen —
Alſo beſtieg das Bett die ſchöne Semiramis, alſo,
Wie das Gerücht uns belehrt, die von Buhlern umgebene Lais —
Zwar das dünne Gewand entzog dem lüſternen Auge
Nicht der Reize zu viel, doch riß ich das flatternde Röckchen

Ihr

Ihr noch herab — ſie ſtritt, doch war ihr Streiten vergebens,
Denn ſie ſträubte ſich nur zum Schein und wollte beſiegt ſeyn,
Und ſo ward ſie gar leicht überwunden durch eignes Verſchulden —
Ha wie verſchlang mein Blick die ganz entblößete Schönheit!
So vollkommen gebaut war nie ein weiblicher Körper,
Nicht der mindeſte Fehl beſchimpfte die göttlichen Reize —
Ich ſah den vollſten Arm, berührte die blendende Schulter,
Buſenhügel ſo ſanft, geformt zum Drucke der Liebe,
Unter der knappen Bruſt des Leibes prachtvolle Ebne,
Die ſich Cypria's Sohn zu ſeinem Schlachtfeld erwählet,
Hüften, ſo ſchlank, ſo zart, und jugendlich kraftvolle Schenkel —
Doch die Schönheiten all — wer könnte ſie würdig beſingen?

Jede verdiente mein Lob, Anbetung forderte jede,
Und ich verſagte ſie nicht — umſchlang das nackende Mädchen,
Drückte ſie feſt an mich, berauſcht von Wonne der Liebe —
Wer räth das übrige nicht? Ermüdet vom ſüſſeſten Kampfe
Ruhten wir beyde dann aus um neuen Kampf zu beginnen.
Götter! gewährt mir noch oft den Genuß ſo fröhlicher Stunden!

Geſchichte des weiſen Kan-ſu.

Decipimur ſpecie recti.

HORAT.

Geſchichte des weiſen Kan-ſu.

Erſtes Kapitel.

Kan-ſu war ein ſehr weiſer Mann. Dieß hatte er den Lehren und dem Unterricht ſeines Vaters zu danken, der ihn ſelbſt erzog. — „Folglich war dieſer noch weiſer.“ — So wird nur ein Neuling im Lauf der Dinge in der Welt, oder einer von denen die mit verſchloſſnen Augen urtheilen, und doch richtig zu urtheilen glauben, ſchließen. Wer weiß es nicht daß aus der Kunſt der Erziehung bey vielen geſitteten Völkern eine Marktſchreyerey geworden iſt? Der Charlatan preißt ſeine ſelbſtverfertigten Pillen und Pulver an, das umherſtehende gaffende Volk, erſtaunt über die

die groſſe Wirkung, die ſie in allen Gebrechen äuſſern ſollen, kauft ſie, feſt überzeugt daß der Erfinder ein groſſer und glücklicher Mann ſey, weil er als Beſitzer ſo herrlicher Geheimniße nicht nur ſelbſt von allen übeln Zufällen befreyt ſeyn müſſe, da er deren augenblickliche Heilung in ſeiner Gewalt hat, ſondern auch die Laven davon befreyen könne. Indeß iſt man ſo oft betrogen worden, daß man jetzt großen Anſtand nimmt, prahleriſchen Verſprechungen blinden Glauben beyzumeſſen, und der Pädagog und der Charlatan klagen über ſchlechte Zeiten. — Jedoch der Schluß auf die Weisheit von Kan-fu's Vater, ſo unrichtig er öfters ſeyn mag, iſt es hier nicht. Bey ihm konnte der Fall nicht eintreten, durch Prahlereyen und Auskramung einer eingebildeten Weisheit ſich Anhänger und Nutzen ſchaffen zu wollen. Er lebte abgeſondert von allen Menſchen, einſam in einem Winkel der Erde, entfernt von dem Geräuſch einer geſchäftvollen Stadt, als ein wahrer Anachoret. Tief in Indien, nahe an den Gränzen der Tartarey war es, wo er ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte:

wo er, von keiner Sorge für die Bedürfniße des Lebens, deren er nur sehr wenig hatte, beunruhigt, sein stetes Tagewerk seyn ließ, seinen Sohn zu bilden, und sich zum Uebergang in eine bessere Welt, die er gewiß glaubte, vorzubereiten. —

Er besaß wirklich einen Schatz von Kenntnissen, die er sich gröstentheils durch eignes Nachdenken gesammelt hatte. Seine Begriffe von einem höchsten Wesen, von der Welt, der Natur des Menschen, seinem Verstande und seinem Herzen waren die richtigsten und ihren Gegenständen angemessensten. Seine Moral gründete sich auf Rechtschaffenheit, strenge Beobachtung der Pflicht, unverbrüchliche Erfüllung jedes Versprechens ohne Ausnahme, genaue Befolgung jeder Vorschrift der Ehre, die, wie er sagte und sich fest überzeugt hielt, allen Menschen so ins Herz geschrieben sey, daß sie sie zwar vernachläßigen, nie aber vertilgen könnten; deren Donnerstimme sie hören müßten, wenn sie sich auch vorsätzlich die Ohren verstopften; die sie schätzen und anbeten müßten, wenn sie auch, durch die

Gewalt der Leidenſchaften verführt, von ihr abwichen. — Die hierauf ſich gründenden Lehren prägte er ſeinem Sohn ein.

An der Weisheit des alten Kan-fu war nicht zu zweifeln, aber — wohl an dem Nutzen derſelben. Beſonders würde an der Art, wie er ſeinen Sohn für die Welt bildete, mancher viel auszuſetzen finden. Hätte er ihn für die Einſamkeit erzogen in der er lebte, ſie würde vortreflich geweſen ſeyn. — Sein ganzes Wiſſen beſtand in abſtrakten Ideen; ſchlechterdings keine Anwendung auf das gemeine Leben und auf den Lauf der Dinge — praktiſche Klugheit war nicht bey ihm zu ſuchen. Von ſeiner Jugend an war er blos mit den Weiſen ſeiner Nation umgegangen, die, ſo wie er, abgezogen von allen Geſchäften, ihre Tage den ſtillen Betrachtungen gewidmet, und fern von allem Ehrgeiz die ſüſeſte Gemüthsruhe für ihr höchſtes Gut gehalten hatten. — Sein Weib war ihm kurz nach der Geburt eines Sohnes geſtorben und nun band ihn vollends nichts mehr an die Welt. Er ſchied von ihr und wählte ſich einen einſamen

Ort,

Ort, den er nie wieder verließ. Vermittelſt ſeines aufgeklärten Verſtandes, verbunden mit ununterbrochenem Nachdenken erlangte er Kenntniße, zu denen manches Menſchenalter nicht zureichen würde. Er trug ſie alle in die Seele des Jünglings über, und ſtreute dadurch den Samen zu den herrlichſten Früchten aus. Aber ſein vortrefliches Herz ließ ihm nichts von dem Verderben der Menſchen ahnden, von denen er glaubte, daß ſie von Natur gut, edel und bieder wären. Zwar wußte er, daß ſie ſtets mit heftigen Begierden und ſtürmiſchen Leiden chaften zu kämpfen hatten, allein was wäre ohne dieſe der Menſch? Wo wäre der Stachel zu groſſen Thaten ohne ſie? Die Ueberwallung derſelben zu dämpfen, ſie in ihr Gleis zurück zu führen lehrte er ſeinen Sohn. Und als er ihn nun genug erprobt hatte und ihn fähig glaubte ſich ſelbſt zu leiten, ſprach er folgendergeſtalt zu ihm: „Mein Zweck iſt erreicht, mein Sohn; Du haſt meinen Wünſchen entſprochen, meine Erwartungen erfüllt. Eins iſt Dir noch übrig zu thun: dem letzten meiner Befehle zu gehorſamen, der

Du Dich bisher keinem derselben entzogen hast. Es wird Dir sauer ankommen; ich kenne Dich, aber nichts kann meinen Entschluß ändern. — Wir müssen uns trennen. Ich habe meiner Pflicht in Ansehung Deiner Genüge geleistet, Dich ausgerüstet mit allem was Dir nöthig ist, um in der Welt zu erscheinen. Ich bin dem höchsten Wesen Dank schuldig, daß es mir Kräfte verlieh dies Werk zu vollenden. Ihm diesen Dank darzubringen will ich die wenigen Tage anwenden, die ich noch zu verleben habe; aber um es würdig zu thun muß ich allein seyn. Jedes menschliche Geschöpf würde mich stören; auch Du mein Sohn. Ueberdies ist auch der Zeitpunkt da, wo Du meiner nicht mehr bedarfst — die Bande die uns vereinten werden getrennt so bald wir einander gleich sind — alle Herrschaft hört auf. Du bist für die Welt gebohren, nicht für die Einsamkeit — hast Du Deine Bestimmung erfüllt, Deine Laufbahn vollbracht, so kannst Du so wie ich Dich ihr entziehen und Deine Tage der Ruhe widmen; jetzt hast Du noch kein Recht dazu." — Ein Strom von Thränen ent-

entstürzte bey dieser Rede den Augen des Jünglings, aber der Entschluß seines Vaters war unerschütterlich. Er übergab ihm einen grossen Schatz von Gold und Juwelen, die er von seinem Vater geerbt, ihn aber nie berührt hatte, weil er dessen nicht bedurfte. Der junge Kan-su hatte diese Kostbarkeiten und Goldstücken bisher als einen ganz unnützen Hausrath betrachtet; jetzt ertheilte ihm sein Vater noch einige Lehren, den Gebrauch derselben betreffend, ermahnte ihn nochmals seine übrigen nie aus dem Gedächtniß zu lassen, und mit unaussprechlicher Wehmuth schieden sie von einander.

Zweytes Kapitel.

Sich selbst überlassen durchwanderte Kan-su einige Städte Indiens wo es ihm nicht sonderlich gefiel. Die Sehnsucht nach dem Wohnplatze seiner Kindheit machte ihn für alles unempfindlich, alle Freuden unschmackhaft, die er genoß. Immer reger wurde diese Sehnsucht in ihm; bis-

weilen ſtieg ſie bis zur heftigſten Begierde, doch durfte er ihr nicht nachgeben. Er hoffte mehr Ruhe zu finden, je weiter er ſich entfernte, und kam auf ſeinen Wanderungen endlich in eine Handelsſtadt am Meer. Hier machte er zufälliger Weiſe Bekanntſchaft mit einigen europäiſchen Kaufleuten, die ihm ſchmeichelten weil ſie Reichthümer bey ihm merkten und ſich ſeine Unerfahrenheit zu Nutze zu machen ſuchten. Sie rühmten ihm Europa als das erſte Land in der Welt, das gleich der Sonne alle übrigen Theile des Erdbodens erhelle und milde Strahlen über ſie ausbreite. — „Es iſt der Sitz der Weisheit, ſprachen ſie, die Schule der Tugend, der Mittelpunkt aller Aufklärung, der Wohnplatz der guten Sitten. Nur dort blühen Künſte und Wiſſenſchaften, nur dort herrſcht Ruhe und Wohlſtand. Dem Geringſten gewähren die heilſamſten Geſetze Schutz, ſichern ihn für aller Unterdrückung, und jeder Einzelne lebt daſelbſt ſo frey als im Stande der Natur, wenn er nur das beobachtet, was zu beobachten ſeine eigne Wohlfahrt heiſcht. Jeder iſt bereit ſeines Mitmenſchen Beſtes zu befördern,

wenn

wenn auch ſein eignes dabey Gefahr laufen ſollte; dafür iſt er aber auch verſichert, daß alle ſeine Brüder ſich für ihn aufopfern werden, wenn ihm ein unglücklicher Zufall begegnet. Die Regenten ſind die Väter ihrer Unterthanen, mehr als ihre Beherrſcher. Sie lieben beyde einander mit gleichem Eifer und jede Nation ſcheint nur Eine Familie zu ſeyn." —

Das iſt ja ein glückſeliges Land, ſchrie Kan-fu; aber warum verlaßt Ihr es denn, und ſchweift in der Welt umher?

Du kannſt Dir leicht einbilden, belehrten ſie ihn, daß der Zuſammenfluß von Menſchen in dieſen ſeligen Gegenden ſehr groß iſt. Es ziehen viele Fremde dahin, welche, wenn ſie ſie einmal betreten haben, ſie nie wieder verlaſſen. Das heitere Clima iſt der Geſundheit ſehr zuträglich; und da man als wahr angenommen hat, daß der Reichthum eines Staats in der Menge ſeiner Einwohner beſtehe, ſo ſucht man die Bevölkerung ſo viel als möglich zu begünſtigen. Europa iſt folglich ſehr ſtark bewohnt. Dieſes macht den Handel blühend — wir haben nicht Pro-

dukte genug unſre Bedürfniße zu befriedigen, wir holen alſo diejenigen, woran wir Mangel haben, aus Ländern, worin ſie überflüßig zu finden ſind, um unſre Landsleute damit zu verſorgen — alles ohne Eigennutz. Beſonders fehlt es uns an dem koſtbarſten aller Metalle — an Gold —

Alſo bedürft Ihr Gold zu Eurer Glückſeligkeit?

Blos deswegen weil der Werth deſſelben bey uns beſtimmt und unveränderlich iſt. Man kann folglich alle andre Waaren dafür eintauſchen, und der Beſitzer einer Menge dieſes Metalls kann ſich jeden Augenblick alle Bequemlichkeit dafür verſchaffen die er wünſcht, ohne ſich Mühe zu geben. Niemand wird ſich weigern ihm für eine Quantität Gold alles das zu überlaſſen was er bedarf, da jener vermittelſt deſſelben von einem Dritten wieder auf eben dieſe Weiſe verſorgt wird, und ſo fort. Das iſt ein bey uns eingeführter, und um der Ordnung willen die er hervorbringt, ſehr löblicher Gebrauch. —

Kan-ſu war mit dieſen Gründen zufrieden, und beſchloß ſogleich mit ihnen nach Europa zu reiſen.

reiſen. — Sie nahmen ſeinen Antrag freudig an, und begleiteten ihn auf das Schiff, das in kurzem die Fahrt antreten ſollte.

Drittes Kapitel.

Während der langen Reiſe beſchäftigte ſich Kan-fu mit nichts eifriger, als die vornehmſten europäiſchen Sprachen zu erlernen. Seine Begleiter thaten ihm darin allen möglichen Vorſchub, und weil er von Natur viel Genie hatte, erlangte er in kurzem eine ziemliche Fertigkeit in denſelben und überwand die gröſten Schwierigkeiten. Die Kaufleute aber glaubten dieſes nicht umſonſt thun zu dürfen, und auſſerdem daß ſie ihn in Anſehung der Reiſekoſten und ſeines Unterhalts auf das unverantwortlichſte bevortheilten, ſtahlen ſie ihm auch noch einen groſſen Theil ſeiner Koſtbarkeiten. Kan-fu dachte an nichts weniger als daran; er argwohnte weder den Betrug, noch vermißte etwas von ſeiner Haabe. Das Schiff kam endlich in Europa an. Die

Kaufleute hätten leicht noch einen gröſſern Nutzen von ſeiner Unerfahrenheit ziehen können, allein ſie befürchteten, er, oder ein andrer der ihm Aufklärung geben könnte, möchte hinter ihre Schliche kommen; ihr böſes Gewiſſen rieth ihnen in der Entfernung Schutz zu ſuchen, und ſie verlieſſen ihn, mit dem erhaſchten Raube zufrieden, plötzlich, ehe er noch einige Erkundigung von ihnen einziehen konnte, die ihm zu ſeinem fernern Fortkommen hätte dienlich ſeyn können. — Er war alſo auf einmal allein in einem fremden Lande, ohne Erfahrung, ohne Freund, ohne Rathgeber.

Viertes Kapitel.

Als er ans Ufer trat, umgaben ihn eine Menge Lastträger, die ſein Reiſegeräthe in Empfang nehmen wollten, mit ziemlichem Ungeſtüm. Da er aber nichts bey ſich führte, ihrem Dienſteifer folglich keine Beſchäftigung geben konnte, machten ſie ihm ſcheele Geſichter und verlieſſen ihn.

Einige

Einige stiessen sogar Schimpfreden aus, um ihren Unmuth Luft zu machen. — „Das ist der niedrigste Pöbel, die Hefe des Volks, dacht' er bey sich, von diesem muß man nie eine Nation beurtheilen. Es wird schon beßer gehen." —

Er gieng die Straßen der Stadt auf und ab und überlegte was er anfangen und an wen er sich wenden sollte, als ein höflicher Mann mit einer zuvorkommenden Miene zu ihm trat und ihm seine Dienste anbot um ihn in ein Wirthshaus oder wohin er verlangte zu führen, da er sehe, daß er ein Fremder sey. Kan-fu dankte ihm sehr für sein Anerbieten, sah es als einen Beweis der Höflichkeit und Gefälligkeit der Europäer an, und bat ihn ihm ein gutes Wirthshaus anzuweisen. Er versprach es, führte ihn aber in eine elende und obendrein berüchtigte Kneipe, deren Eigenthümer sein Freund war. Der Höfliche steckte ihm sogleich, daß dies ein sehr guter Fang wäre, und sie theilten schon in Gedanken die Beute. Indeß befand sich niemand behäglicher als Kan-fu. Man beeiferte sich in dem Hause so sehr, ihn zu bedienen, zu unterhalten, seinem Willen in allem

Genüge

Genüge zu leiſten, die unzähligen Fragen zu beantworten die er that, daß er einſah, die Kaufleute hätten ihm ihr Vaterland nicht zu ſehr geprieſen, und ſich ſelbſt gratulirte, daß er den Entſchluß gefaßt hatte mit ihnen zu reiſen, um ein Augenzeuge aller der Vortreflichkeiten zu ſeyn, die hier zu finden waren. — Einige gefällige Mädchen, ſeine Hausgenoßinnen, waren ſtets um ihn herum, bemühten ſich ihm jeden Anfall von Langerweile zu vertreiben, ſchmeichelten ihm, liebkoſten ihn; jede ſuchte ihn der andern ſtreitig zu machen, ohne daß er dabey etwas Arges vermuthete, ſondern ſich vielmehr glücklich ſchätzte, daß er überall Menſchen fand die ihm wohlwollten. Die liſtigen Creaturen ſahen wohl, daß ſie mit einem Neuling zu thun hatten, den ſie nicht abſchrecken durften, und da ſie es für unmöglich hielten, daß er ihren Netzen entgehen könnte, ſo wollten ſie ihn lieber nach und nach auf den Punkt führen wohin ſie ihn haben wollten, als ihn ſchüchtern machen.

Fünftes Kapitel.

In der dritten Nacht als Kan-fu in dem Hauſe ſchlief ward er auf eine ziemlich unſanfte Art aufgeweckt. Einige handveſte Kerle mit griesgramigen Geſichtern ſtanden vor ihm und befahlen ihm aufzuſtehen und ihnen ſogleich zu folgen. Er fragte ob das hier Sitte wäre die Leute in ihrer Ruhe zu ſtören und ſie zu nöthigen ihr Lager zu verlaſſen. Wenn ſie Geſchäfte mit ihm hätten ſo möchten ſie den andern Morgen wiederkommen. Seine Proteſtationen halfen ihm aber nichts, er mußte der Uebermacht weichen, und ſeine Führer — die es im eigentlichſten Verſtande waren, denn ſie hielten ihm beyde Arme ſo feſt, daß er ſich nicht regen konnte — brachten ihn ins Gefängnis. Hier dacht' er der Sache nach; das ganze Verfahren kam ihm ſo wunderbar vor, daß er nicht klug daraus werden konnte, er mochte es betrachten von welcher Seite er wollte. Doch da er ſich keines Verbrechens

brechens bewußt war, und hohe Begriffe von der europäischen Gerechtigkeit hatte, so gab er sich sehr leicht zufrieden und schlief den übrigen Theil der Nacht ruhig. — Am folgenden Morgen ward er vor den Richter gebracht. Er erstaunte, daselbst lauter bekannte Gesichter zu finden: seinen Wirth, die Frauenzimmer, und andre Personen die er im Hause hatte ein und ausgehen sehen. Man befragte ihn um seinen Paß, er wußte nicht einmal was das war. Nachdem man es ihm erklärt hatte, wunderte er sich, wie man ein Certificat in Ansehung seiner Person verlangen könnte, da es nach seiner Meynung einem jeden freystehe, zu reisen wohin er wolle, ohne von seines Gleichen erst die Erlaubniß dazu haben zu müssen. Man forschte weiter nach seinen Verrichtungen und Geschäften, er konnte keine angeben. Der Richter bestund darauf, er müße doch wißen, warum er hieher gekommen wäre. „Ich kam hieher, antwortete er, um Europa kennen zu lernen; man hatte mir es als ein Land gerühmt das alle andre übertrafe, als ein Land, worinn man alles

das

das beysammen und weit vortreflicher fände, was man in allen übrigen nur theilweise und weit unvollkommner antrift. Es war mir einerley welche Gegend von Europa ich zuerst betrat; allein das Schiff richtete seinen Lauf nach diesem Hafen, und so kömmt es, daß ich eher hier als anderswo bin" — Der Richter ward ungeduldig und fuhr ihn an: „Ihr seyd also nichts mehr und nichts weniger als ein Vagabund." — „Wie Sie belieben," erwiederte Kan-fu, und merkte sich dieses Wort sorgfältig, denn er glaubte, dies wäre ein Charakter, den man Leuten von seiner Art beylegte. — Man kam nun näher zum Zweck, und die erste Frage war: Ob er etwas von dem gestohlnen Gute wisse das den Tag vorher in dem Hause, worinn er gewohnt, getheilt worden wäre. Kan-fu versicherte, daß ihm davon gar nichts bekannt sey. Bey der folgenden Frage: Wie viel er von dem gestohlnen Gute auf seinen Antheil erhalten habe? horchte er hoch auf. „Ihr habt mich entweder nicht verstanden, sprach er, oder ich habe mich nicht deutlich genug ausgedrückt, sonst wär' es

nicht

nicht möglich mir eine solche unsinnige Frage vorzulesen, denn wie kann ich Antheil an etwas haben davon ich gar nichts weiß?“ Diese Antwort wurde als eine Beleidigung des tiefen Respekts, den man den hochweisen Gerichten schuldig sey, angesehn, die sich der Richter nach Endigung der Hauptsache besonders zu ahnden vornahm. Man fuhr indeß mit den sonderbarsten Fragen fort, die Kan-fu alle für schlechterdings überflüßig erklärte, bis man ihm sagte, die Form des Processes brächte es so mit sich. Er unterwarf sich also dieser weisen Form, und als man aufgehört hatte ihn zu quästioniren, nahm er freywillig die Vertheidigung des Wirths und seiner Mitgefangenen über sich, die, wie er behauptete, keine Schelme seyn könnten, weil sie ihn so höflich behandelt hätten. Die Beysitzer lachten über seine Einfalt, aber der Richter freute sich heimlich etwas gefunden zu haben, womit er ihn halten könnte, denn daß er unschuldig war sah er wohl ein. Er verdammte ihn also, theils wegen seiner unehrerbietigen Ausdrücke vor Gericht, theils weil er es gewagt

hatte,

hatte, das loſe Geſindel gegen die Geſetze in Schutz zu nehmen, zu einer ziemlichen Geldſtrafe, und im Fall er dieſe nicht entrichten könnte, zu einem halbjährigen Gefängniß.

Kan-ſu ſchüttelte den Kopf bey dieſem Urtheil; er konnte den Grund nicht finden warum man ihn für ſtraffällig anſähe. Doch weil er keinen Augenblick an der Weisheit der europäiſchen Gerichtshöfe zweifelte, ſo zahlte er das Geld nebſt den Unkoſten für die Mühe, die man ſich gegeben, ſolche ſchickliche und conſequente Fragen an ihn zu thun, und die Sentenz über ihn zu fällen, welches alles den Gerichtsperſonen nicht wenig Arbeit und Sorge verurſacht hatte.

Sechſtes Kapitel.

Als Kan-ſu wieder auf freyem Fuß war, gieng er wie ein Träumender auf den Straßen umher, weil er ſchlechterdings die Urſache ergründen wollte, warum man ſo mit ihm verfah-

ren war. Endlich blieb er auf einmal stehn und rief aus: „Ich habe sie gefunden — o wie glücklich sind die Bewohner dieses Landes wo nicht einmal der Schatten von Unrecht geduldet wird, wie viel weniger das Unrecht selbst! Man hat mich gestraft, weil ich einige Tage mit Böswichtern umgegangen bin, mit ihnen unter einem Dache gewohnt habe, da ich sie nicht einmal kannte; wie schwer wird man erst denjenigen züchtigen, der vorsätzlich eine Missethat begeht? Hier wird gewiß äusserst selten jemand einen Eingriff in das Eigenthum eines Andern wagen. Alle Menschen können unter dem Schutz dieser weisen Gesetze wie Brüder zusammen leben die ein gemeinschaftliches Band fesselt." — Gut war es daß niemand diesen Ausruf hörte, es hätte ihm sonst wohl ein viel ärgeres Uebel wiederfahren können als das vergangene war — man hätte ihn vielleicht als einen Wahnsinnigen ins Tollhaus geschickt. —

Er verließ nun diesen Ort und gieng auf der ersten Landstrasse die er vorfand weiter, bis er an eine grosse Stadt kam. Die Schildwache unterm

unterm Thor fragte ihn wer er sey? "Ein Vagabund" antwortete er. Jene glaubte er wolle sie zum Besten haben, und rufte den Unterofficier heraus, welcher ihn ohne Umstände in die Wache führte. Auf das Befragen des Officiers antwortete er das nemliche: er sey ein Vagabund. — „So kann er sich wieder packen, wo Er hergekommen ist; loses Gesindel wird hier nicht geduldet." — „Um Vergebung, Herr Officier, an dem Orte von dem ich hergekommen hat man mich doch geduldet, und gleichwohl war ich da nichts mehr und nichts weniger als was ich jetzt bin. Der Richter selbst nannte mich einen Vagabunden, und der konnte nicht irren, denn es war ein sehr weiser Mann." — „Er soll sich auch nicht geirrt haben, aber kurz und gut Er darf nicht in die Stadt." — Kan-fu konnte abermals nicht einsehen warum er nicht hinein sollte, da er nichts Arges im Sinne habe, und blos zu seinem Vergnügen reisete; er bestand also darauf. Nach langem Disputiren lieferte ihn der Officier der bürgerlichen Gerichtsbarkeit aus und ließ dem Policeyaufseher sagen, er

möchte doch den Kerl ins Zuchthaus ſtecken weil er ſchlechterdings in der Stadt bleiben wollte. Der Policeyaufſeher wurde bald klar in der Sache. „Ich ſehe wohl, ſagte er, Ihr ſeyd ein Narr, aber kein Böſewicht, drum mögt ihr immer bleiben. Wir haben zwar der Narren auch ſchon genug hier, aber einer mehr wird uns keinen großen Unterſchied machen.“ — So ließ er ihn laufen nachdem er den Soldaten und Gerichtsbedienten einige Goldſtücken für ſeine Gefangennehmung hatte geben müſſen. Kan-ſu ſah nun wohl ein, daß das Wort Vagabund nicht überall ſo gäng und gebe ſey wie ſein Gold, und beſchloß ſich deſſen nicht weiter zu bedienen.

Siebentes Kapitel.

Kan-ſu machte in dem Wirthshauſe wo er wohnte eine ganz artige Bekanntſchaft mit einigen jungen Leuten, die daſelbſt ein und ausgiengen, welche ihm ſehr angenehm war. Sie nahmen

den sich vor ihn zu bilden, seiner wenigen Erfahrung zu Hülfe zu kommen, ihn in die europäischen Sitten und Gewohnheiten einzuweihen, die rohen Schlacken, welche die Natur an ihm gelaßen hatte, abzuhobeln, und ihm bon ton und Welt beyzubringen. Er dankte ihnen herzlich für die Mühwaltung die sie über sich nehmen wollten, und versprach ihren Lehren zu folgen. — Sie führten ihn in ihre frölichen Cirkel ein, und in kurzem hatte er eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft. Schauspiele, Concerts, Bälle, wurden nun häufig von ihnen besucht. Kan-fu fand viel Vergnügen an diesen Ergötzlichkeiten, allein es dauerte lange ehe ihn seine Freunde so weit bringen konnten, daß er sie nur einigermaßen mit Geschmack besuchte, das ist: nicht in das Schauspielhaus gieng um der Vorstellung willen, sondern alle Damen in der Reihe herum zu lorgniren und aus einer Loge in die andere zu laufen, um mit ihnen zu plaudern, und der Welt zu zeigen, daß man Zutritt zu ihnen hat — nicht in die Concerts, die Musik zu hören, sondern hinter den Stühlen der Frauen-

zimmer zu ſtehen, um ihnen Abgeſchmacktheiten in die Ohren zu flüſtern — und auf die Bälle, blos um ſeine eigne Perſon glänzen zu laſſen und Eroberungen zu machen. — Um an den Aſſambleen der groſſen Welt Theil nehmen zu können, lehrten ſie ihm die gewöhnlichen Spiele, damit er ſein Geld mit Anſtand daſelbſt verlieren oder andre mit kaltem Blute in Verzweiflung ſtürzen könnte. Er ſträubte ſich zwar dawider: das erſte verbot ihm die Klugheit, das zweyte verabſcheute ſein gutes Herz — allein er war einmal im Strom und ward von ihm mit fortgeriſſen. — „Willſt Du nicht für einen Idioten, für ein unnützes Mitglied der Geſellſchaft angeſehen ſeyn, ſagte man ihm, ſo muſt Du dieſen unentbehrlichen Theil der guten Lebensart lernen und in Ausübung bringen.“ — Er that es endlich und verlohr faſt alle Abende richtig ſein Geld. Die vornehmen Damen, die ihm die Ehre anthaten, es ihm abzunehmen, bezahlten mit einem Theil deſſelben ihre dringendſten Schulden, den andern wendeten ſie auf Putz, um durch den äuſſern Glanz ihrer Perſonen neue Liebhaber anzulocken,

und

und Kan-ſu ſchätzte ſich glücklich in ſo guter Geſellſchaft zu ſeyn. —

Noch hatten ihn ſeine Freunde nicht in einem gewißen delicaten Punkte auf die Probe geſtellt; ſie wollten ihm, da ſie ſeine Schüchternheit noch nicht ganz unterdruckt hatten, nicht zu viel auf einmal zumuthen. Nun glaubten ſie ihn ſtark genug, und nahmen ihn mit in ein Haus der Freude. Eine köſtliche Abendmahlzeit wurde aufgetragen, reizende Mädchen geſellten ſich zu ihnen — liebenswürdiger und zutraulicher hatte Kan-ſu deren noch nie geſehen — jeder von ihnen wählte ſich eine und die ſchönſte erhielt Kan-ſu. Man überließ ſich den wollüſtigſten Ausſchweifungen ohne Zurückhaltung und ſchwärmte die ganze Nacht bacchantiſch hindurch. Der Wein that bey dieſer Gelegenheit vortrefliche Dienſte, und unſer Held unterlag halb berauſcht dem Triebe der Natur und der mächtigen Verſuchung. Er verlor ſeine Unſchuld, eine Sache, die ihm in Europa ohnehin ſehr überflüßig war. Das Mädchen war mit dem Opfer ſehr zufrieden, das er ihr damit gebracht hatte;

ſie hatte nie ein ähnliches erhalten. — Manche andächtige Dame würde viel darum gegeben haben, wenn ſie ihm ſeine Unſchuld hätte retten, oder wenigſtens die letzten Seufzer derſelben in ihren Schoos aufnehmen können; denn man ſagt, die Devoten in Europa wären auf ſolche Novizen ſtark erpicht, um das Vergnügen zu haben ihnen ſelbſt den rechten Weg zeigen zu können. — Dem ſey wie ihm wolle, Kan-fu hatte bald Urſache zu bereuen, daß er ſie ſo unvorſichtig dahin gegeben hatte. Er verſpürte in kurzem einige ganz ungewohnte Bewegungen in ſeinem Körper, die ſich endlich in Schmerzen verwandelten. Ihm, der in ſeinem ganzen Leben noch keinen Anfall von Krankheit gehabt hatte, war dies um ſo auffallender; und hinter den Grund ſeines Uebels zu kommen, war ihm vollends unmöglich, da er in dergleichen Dingen ſo unerfahren war wie ein Kind. Er klagte es ſeinen Geſellſchaftern, und dieſe fanden bald, daß ihm ſeine Schöne ein ſehr unangenehmes und beſchwerliches Geſchenk gemacht hatte. Sie lachten unter ſich, tröſteten ihn aber und holten ei-

nen Arzt zu seiner Hülfe. Dieser mußte ihm vor allen Dingen die Ursache seiner Krankheit erklären, und er that es in so wohl gewählten Ausdrücken und mit so viel redneriſcher Kunſt, daß Kan-fu am Ende seiner Vorlesung noch viel weniger wußte als vorher. Seine Freunde waren deutlicher, ſie sagten ihm ohne Umſchweife was ihm fehle und was die Quelle ſeines Uebels ſey. —

Niemals hatte ſich der junge Indianer in ſo einer betrübten Lage befunden. Er litt an ſeiner Seele und an ſeinem Körper. — Das Idol, das er bisher angebetet hatte, Europa, drohte in ſein Nichts zu verſinken; die hohe Meynung die er von deſſen Ruhm, Größe, Aufklärung und Vollkommenheit gehabt hatte, ward gewaltig geſchmälert — er wußte nicht mehr an was er ſich halten ſollte, ob er diejenigen ſegnen oder verfluchen müßte, die den erſten Gedanken in ihm veranlaßt hatten, dieſes Land zu betreten. Faſt entſchied er für das letztere; doch ſeine einmal gefaßte Hochachtung für das Volk unter dem er jetzt lebte, ließ ſich ſo leicht nicht aus ſeinem

Herzen reißen. Er war peinigenden Zweifeln und Ungewißheiten zum Raub. Auf der andern Seite war er genöthigt, die übelschmeckendsten Arzneyen zu verschlungen, vor denen er einen natürlichen Abscheu hatte. Doch mußt' er sich Gewalt anthun, um seine Gesundheit wieder zu erlangen. Dies geschah, und seine üble Laune verließ ihn im nemlichen Augenblick da er wieder hergestellt war. Doch blieb sein Vorsatz fest, nie wieder solche gefährliche Versuche zu wagen. —

Achtes Kapitel.

Um ihre Freude über seine Genesung zu bezeigen, stellten seine Freunde ihm zu Ehren ein Fest an, so bald er im Stande war, daran Antheil nehmen zu können. Es geschah in einem öffentlichen Hause, und nichts wurde gespart um es glänzend zu machen. — Kan-fu wurde von einem Fremden beleidigt der von ungefähr zugegen war. Er, der alle Menschen wie seine

Brüder

Brüder liebte, war leicht aufzubringen wenn er merkte daß es darauf abgesehen war, ihm zu nahe zu treten, und da er ein lebhaftes Temperament hatte, kam es bald von Worten zu Thätlichkeiten. Er schlug den Fremden zu Boden. Den Schimpf konnte dieser nicht ungerochen lassen, er zog seinen Degen und forderte Genugthuung. Kan-fu schlug es aus, oder, deutlicher zu reden, er hatte nicht einmal einen Begriff von dieser Art von Genugthuung. Er war der angegriffene Theil, hatte sich seiner Haut gewehrt, und jenen rechtmäßig überwunden. Wie konnte nun jener nach den Rechten der Natur Bedingungen vorschreiben, und den Streit auf eine Art erneuern, wo beyde Partheyen einander so selten vollkommen gleich sind? So schloß Kan-fu und schloß richtig. Indeß gab niemand seinen Gründen Beyfall. „Das mag wohl in dem rohen Indien Sitte seyn, sagten seine Freunde, aber hier, wo die Verfeinerung auf der höchsten Stufe steht, wissen wir es besser. Du mußt Dich schlagen, wenn Du Dich nicht der schimpflichsten Behandlung aus-

ſetzen willſt." — Kan-ſu griff alſo halbgezwungen nach ſeinem Degen, beſonders da der Fremde fortfuhr, die heftigſten Drohungen gegen ihn auszuſtoſſen. „Es iſt wiederum eine Art von Nothwehr, dachte er, und es gehe wie es wolle, ich bin auſſer Schuld." — Beyde wurden verwundet und Kan-ſu's Freunde ließen ihn in ſeine Wohnung ſchaffen, verbinden, trugen Sorge für ſeine Verpflegung und erſchöpften ſich in Lobſprüchen über ſeine Tapferkeit. — Unglücklicher Weiſe hatte die Obrigkeit den Zweykampf erfahren; einige Gerichtsperſonen begaben ſich alſo zu Kan-ſu um ihn zu vernehmen. Er glaubte nichts weniger als Unrecht gethan zu haben, erzählte den ganzen Handel offenherzig und erſtaunte da er hörte daß er ein Capitalverbrechen begangen habe, und zwar um deſto mehr, weil er ſich zweymal im Kampf eingelaſſen hätte und alſo als ein vorſätzlicher Schläger und Mörder zu betrachten wäre. Er bat ſich Erklärung über dieſe ihm parador ſcheinenden Sätze aus, und man belehrte ihn, daß die Geſetze jede Selbſtrache ſtreng verbothen hätten,

ten, ſo gar die wörtliche; daß man dem Richter jede Beſtrafung des Unrechts uberlaſſen und niemals ihm vorgreifen müſſe. Dieſer allein wiſſe das rechte Maas und Ziel, und ihm käme es zu die Gerechtigkeit zu handhaben.

Kan-fu. Aber bey wem hätt' ich mich beklagen ſollen? Es war kein Richter da. Ich ward angegriffen; ſollt' ich mich nicht vertheidigen?

Der Richter. Schlechterdings nicht. Die Obrigkeit allein kann vertheidigen.

Kan-fu. Und mich durchbläuen laſſen?

Der Richter. Was konnte Ihnen dies ſchaden? Die Obrigkeit beſtrafte Ihren Gegner exemplariſch und ſo hatten Sie Genugthuung.

Kan-fu. Aber niemand nahm mir meine Schläge wieder ab. Und dann, hochweiſer Herr, als meine Gegenpart mich mit dem Degen anfiel, hätt' ich mich auch ſollen todtſtechen laßen?

Der Richter. Durch die Flucht ſich zu retten ſuchen, und wenn es zum äuſſerſten gekommen

kommen wäre, lieber Ihr Leben aufopfern, als das unverzeihliche Verbrechen begehen, der Gerechtigkeit ins Amt zu greifen.

Kan-fu. Ich kenne die Sitten und Gesetze dieses Landes noch nicht; aber was Sie mir da sagen, dünkt mir sehr sonderbar. Fliehen ist schändlich, und die Zumuthung, mein Leben dem ersten besten Buben, der einen Anschlag darauf hat, Preiß zu geben, thöricht. Und so lange man nicht in jedem Winkel wo zwey Menschen neben einander Platz haben, ein Tribunal errichtet, um sogleich einen etwa entstehenden Zwist zu entscheiden, so lange werden sich tausend Fälle ereignen, wo es unmöglich ist eher zum Richter als zu seiner eignen Vertheidigung Zuflucht zu nehmen. Auch habe ich gehört daß die Gerechtigkeit zwar sehr lange Arme, aber desto kürzere Beine habe, weil sie in allen Dingen sehr langsam zu Werke geht. —

Alles was er zu seinem Besten vorbringen konnte, half ihm nichts. Er hatte wider das gnädigste Duellmandat gehandelt und war seines

Ver-

Verbrechens eingeſtändig. Ohngeachtet er wegen ſeiner Wunden nicht im Stande war zu entfliehen, ließ man doch eine ſtarke Wache bey ihm, um die Gelegenheit nicht aus den Händen zu laſſen, einige unnütze Tagediebe eine Zeitlang zu ernähren. Der Proceß gieng oder ſchlich vielmehr ſeinen Gang fort, und am Ende kaufte ſich Kan-fu vermittelſt einer anſehnlichen Summe Geldes vom Galgen, Gefängniß und Landesverweiſung los. — „Diesmal bin ich mit Schaden klug geworden, ſagte er, es ſoll mir nicht noch einmal wiederfahren. Nun weiß ich wie man ſich benehmen muß um der hochweiſen Juſtiz nicht in die Hände zu fallen, die mit ſo vieler Strenge über Ruhe und Sicherheit wacht. Das Gold hat aber doch eine magiſche Kraft und einen unſchätzbaren Werth hier zu Lande — es hat mir ſchon aus manchen Verlegenheiten geholfen, und diesmal hab' ich ihm wohl gar mein Leben zu danken. Ich möchte wiſſen wie ſich ein Europäer verhalten würde, wenn es ihm einmal gänzlich an dieſem Metall fehlte — ich fürchte der weiſeſte Mann würde

mit

mit ſeiner Weisheit in ſolchen Umſtänden zu Schanden werden. —

Neuntes Kapitel.

Kaum war dies Abentheuer vorbey ſo wurde er in ein neues verwickelt. Ein junger brauſender Laſſe glaubte ihn in eine Dame verliebt, die er ſich zur Beherrſcherin ſeines Herzens auserwählt hatte. Ohne ſich lange zu beſinnen ſchrieb er ihm ein ſehr ſpitziges Ausforderungsbillet. Weitentfernt von dem Vorſatz ſich in neue Unruhen zu ſtürzen, und eingedenk der weiſen Lehren des Richters, trug er es ſogleich zu ihm, und glaubte, groſſes Lob zu verdienen. Er irrte ſich. Der Richter nahm es ganz gleichgültig an, und verſprach die Sache zu unterſuchen. Ein ſcharfſichtiger Beobachter würde ſogar in ſeinem Geſicht geleſen haben, daß es ihm nicht unangenehm geweſen ſeyn würde, wenn Kan-fu ſeinen Belehrungen weniger pünktlich nachgekommen wäre. Sein Gegner wurde indeßen

benach-

benachrichtigt, daß man ihn auf Kan-fu's Angeben aufſuche. Er brach in Verwünſchungen gegen dieſen aus, erklärte ihn gegen ſeine Freunde für einen Niederträchtigen, für eine Memme, trug ihnen ſeine Rache auf und machte ſich vor der Hand aus dem Staube. — Die Gefährten unſers Helden wollten dem Gerüchte keinen Glauben beymeſſen; ſie fragten ihn ſelbſt darum, und er erzählte ihnen ohne Rückhalt und mit der Zufriedenheit eines Mannes der ſich einer guten Handlung bewußt iſt, was er gethan hatte. Jetzt belegten ſie ihn mit den entehrendſten Namen, erklärten ihn ihrer fernern Freundſchaft und Umgangs unwürdig und drohten ihn öffentlich zu beſchimpfen. Kan-fu erſtaunte: Als er ſie um die Urſach dieſes ſeltſamen Betragens fragte, ſagten ſie ihm: Daß nur ein Nichtswürdiger ſo handeln könne wie er. Ein Mann von Ehre müſſe ſtets bereit ſeyn ſich zu ſchlagen, Gut und Blut, Leib und Leben für dieſe Ehre aufopfern, und keine Gelegenheit vermeiden, um einen andern zu ermorden oder ſich ſelbſt ermorden zu laſſen. — Kan-fu wußte

nicht was er davon denken ſollte; der Richter hatte ihn doch ganz anders belehrt. Er gieng, um ſich zu zerſtreuen, in die vornehmen Geſellſchaften wo man ihn ſonſt ſo gern geſehn hatte, weil er ſein Geld verlohr. Bey ſeinem Eintritt entfernte man ſich von ihm, als ob ſein Hauch vergiftet wäre, man ſah ihn nicht an, ſprach nicht mit ihm, antwortete ihm nicht einmal; aber aus den häufigen Stichelreden merkte er bald, daß die hochanſehnliche Geſellſchaft böſe auf ihn wäre daß er noch lebte und kein Mörder ſey. Er nahm ſeinen Abſchied, allein überall, wohin er kam, gieng es ihm nicht beßer. In den öffentlichen Zuſammenkünften, in den Cirkeln des guten Tons, auf den Promenaden, Caffeehäuſern, ſelbſt auf den Straßen mußte er die bitterſten Kränkungen erdulden. Kein Menſch gieng mehr mit ihm um. Er faßte alſo den Entſchluß dieſe Stadt zu verlaſſen, und indem er im Begriff war es zu thun, ſchickte der Richter nach ihm bey dem er ſeine Anzeige gemacht hatte. Hier mußte er noch eine Anzahl Regiſtraturen, Citationen, Anſchläge und dergleichen, und alle

die

die Koſten bezahlen, die das hochweiſe Gericht vergeblich aufgewendet hatte, um des Flüchtlings habhaft zu werden. Er weigerte ſich anfänglich. „Die Geſetze wollen es ſo, ſagte der Richter, und da es blos zu Ihrem Beſten geſchehen iſt, ſo iſt auch nichts billiger, als daß Sie uns dafür entſchädigen.“ — Da er hörte daß es die Geſetze ſo verlangten, ſo zahlte er was man ihm abforderte. — Ein Gerichtsdiener raunte ihm beym Weggehen ins Ohr: er ſollte ſich noch glücklich ſchätzen ſo wohlfeil davon gekommen zu ſeyn; er würde den ganzen Proceß haben bezahlen müſſen, wenn man ſeinen Gegner erwiſcht hätte. Für dieſe freundſchaftliche Nachricht forderte er eine kleine Belohnung. — Ohne ſich weiter aufzuhalten wanderte Kan-ſu ſtracks zum Thor hinaus und ſtellte Betrachtungen über das an was er erfahren hatte.

„Welche ſeltſame Widerſprüche giebt es doch bey den Europäern, ſagte er, wie laſſen ſich dieſe mit ihrer gerühmten Weisheit vereinen? Ich bin zu wenig dazu dies zu unternehmen. Die Geſetze liegen offenbar in Streit mit den herr-

schenden Meynungen des Volks; die einen heben die andern nicht auf, sie üben beyde mit Strenge ihre Herrschaft aus. Unglücklich ist derjenige, der genöthigt ist den einen oder den andern zu nahe zu treten; das hab' ich leider mehr als zu sehr erfahren. Noch kann ich zwar nicht einsehen daß es leicht sey, hier ruhig und glücklich zu leben: doch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf zu dieser Einsicht zu gelangen. Jetzt habe ich meine Lehrjahre gestanden und die Prüfungen die ich erlitten, werden gewiß von Nutzen seyn. Ich habe gelernt wie man sich mit Anstand an Oertern betragen muß, die Leute von der großen Welt besuchen, um ihren Geschmack zu zeigen — auf was für Art man sich in den Assambleen beliebt mache, besonders wie man sich gegen die Damen galant erzeigen müsse, indem man auf eine gute Manier sein Geld an sie verspielt — daß man nie in verdächtige Häuser gehen, oder in denselben Meister über seine Begierden bleiben müsse, wenn man seine Gesundheit lieb hat und seinen Körper nicht der schmerzlichsten aller Castеyungen unterwerfen will

— daß

— daß man alle Gelegenheit zu Zank und Streit vermeiden — ſich durchprügeln, ja todtſtechen laſſen müſſe, um nicht den Wächtern der Geſetze in die Hände zu fallen, die überhaupt die ſchlimmſte Geſellſchaft ſind die ich noch kenne — daß man endlich keine Ausforderung ausſchlagen, noch den Fehdebrief den Richter einhändigen müſſe, wenn man nicht von Groß und Klein verachtet, verſpottet und beſchimpft, aus der Stadt getrieben, und in die Gefahr gerathen will die Proceßkoſten zu bezahlen. — Das iſt doch viel in ſo einer kurzen Zeit." —

Zehntes Kapitel.

Kan-ſu kam in ein Land wo man über die Religion ſehr eifrig dachte. Bisher hatte er ſich noch ſo wenig über dieſen Punkt in Europa bekümmert, daß es ihm gar nicht eingefallen war, wie es möglich ſey, daß es mehr als eine Religion in der Welt geben könne. Die äuſſerlichen Gebräuche ſah er als etwas ſehr zufälliges an,

die man nach Gefallen abändern oder gar weglaſſen könnte. — Das Oberhaupt der Geiſtlichkeit ließ ihn zu ſich kommen, äuſſerte ſeine Verwunderung daß er noch kein Chriſt ſey, und empfahl ihm es ſo bald als möglich zu werden. Kan-ſu wunderte ſich noch mehr über ſeine Zumuthung, da es, wie er glaubte, eine Sache beträfe, die jenem ganz und gar nichts angieng. Sie geriethen in Streit. Kan-ſu der der natürlichen Religion zugethan war, war nicht zu überzeugen, er lachte nur über die Schlüſſe und Folgerungen ſeines Bekehrers, weil ſie alle auf Vorausſetzungen beruhten, die gar nicht zu erweiſen waren. Als jener ſich nicht mehr helfen konnte, gab er ihm ein kleines Gebetbuch, das er ihm auswendig zu lernen befahl, worauf er ganz anderes Sinnes werden und ſpornſtreichs gelaufen kommen würde, um in den Schoos der Kirche aufgenommen zu werden; denn dergleichen Wunder hätte dieſes Gebetbuch ſchon mehrere gewirkt. — Kan-ſu las es, brachte es ihm nach einigen Tagen wieder und bat ihn, ihn künftig mit dergleichen Unſinn zu verſchonen,

wenn

wenn er nicht wolle, daß er die gute Meynung, die er bisher von der Weisheit der Europäer gehegt hätte, augenblicks aufgäbe. — Der orthodoxe Mann machte ein Kreuz vor ihm und verfluchte ihn bis in den Abgrund der Hölle. Kan-fu wußte nicht was das war. Leute wie er, fuhr jener fort, wären sonst in diesem Lande Gott zu Ehren verbrannt worden, und würden es hie und da noch. Kan-fu meynte, er zweifelte zwar sehr daß Gott viel daran gelegen seyn könne, indeß, wenn es ein Theil ihrer Religion wäre, möchten sie es immer thun; er für seine Person würde niemanden verbrennen der andere Meynungen hege als er. — Die Scene endigte sich damit, daß der fromme Eiferer ihm erklärte, er würde sogleich Anstalt machen, daß er als ein hartnäckiger Verächter der Religion, als ein Spötter, Sektirer und Aufwiegler den Gerichten übergeben und exemplarisch bestraft würde; denn wer nicht dem sanften Geblök des Lammes folgen wollte, den müsse das Brüllen des Löwen in Furcht jagen. — Kan-fu, der zwar von dem Geblök und Brüllen nichts verstand, desto

besser aber wußte was die Gerichte vermögen, wenn sie sich einer Sache annehmen, machte sich eilig davon und verließ das Land.

Eilftes Kapitel.

„Ich sehe wohl, sagte er, die Diener der Religion sind hier noch schlimmer als die Diener der Gerechtigkeit. Bey diesen lief ich nur Gefahr gehängt zu werden, weil ich mich meiner Haut gewehrt hatte, jener redete gar vom Verbrennen, weil ich nicht Geschmack an dem kleinen Büchelgen finden konnte, das doch gewiß für meines Gleichen nicht geschrieben ist." — Kaum hatte er die Hauptstandt des angränzenden Reichs betreten, so erkundigte er sich angelegentlich, ob man hier die Leute zu verbrennen pflegte, wenn sie die wunderthatigen Gebetbücher, die so schwer zu begreifen wären, nicht auswendig lernen könnten. Man sagte ihm, daß hier alle die verschiednen Gebräuche geduldet würden, welche jede Sekte mit dem Namen Religion belegte, die

man

man aber vielmehr Hirngespinste streitsüchtiger Pfaffen nennen sollte, wodurch sie das Volk zu betrügen und eine despotische Gewalt über dasselbe zu behaupten suchen, und die im Grunde einerlei Hauptabsicht hätten, nemlich den Geiz und den Stolz dieser Pfaffen zu befriedigen, und einerlei Nebenabsicht, Gott zu dienen. — „Hier werd' ich unangefochten bleiben," sagte Kan-fu frölich. Er irrte sich. Alle Sekten stritten sich, welche so glücklich sein würde den Preis davon zu tragen und ihn zum Proselyten zu machen. Man lies ihn nicht zu Odem kommen und zog ihn unaufhörlich von einer Seite zur andern. Jede Parthey begann damit, gegen die andre die allerschwärzesten Beschuldigungen, die niedrigsten Beschimpfungen und Schmähungen auszuschütten, pries alsdann ihren Weg als den einzigen rechten, ihre Gebräuche als die allein seligmachenden an, indem sie alle andere, die nur im mindesten davon abwichen, ohne Unterschied verdammte, und gab ihm zuletzt ein Buch oder eine Vorschrift, worinn das alles die höchste Majestät Gottes selbst sehr deut-

lich befohlen hätte; daß man also nicht den geringsten Zweifel hegen dürfe. — Das Buch aller Bücher, wie sie es nennten, das diese Partheyen alle zum Grunde legten, nur daß es jede auf eine Weise auslegte wie es ihr am besten dünkte, las er sehr aufmerksam durch und gab es mit der Erklärung wieder zurück, daß er zu schwach wäre alles das zu verstehen was darin stünde, daher er es gar wohl entbehren zu können glaubte. Was die Geschichte anbetrafe die darin enthalten wäre, so könnte man sie gar leicht in ihrem Werthe lassen ohne einen Artickel der Religion daraus zu machen, weil man doch in den neuern Zeiten nimmmermehr ausmachen würde, was im grauen Alterthum vorgegangen wäre, es uns auch wenig interessirte. Die Moral anlangend, so hätte er sie in seiner Jugend von seinem Vater nicht viel schlechter gehört; und glauben könne er schlechterdings in diesem Stücke nichts, er müsse überzeugt seyn, vielweniger könne er seiner Vernunft des Glaubens willen entsagen. Er war gar so keck zu behaupten, daß man alle dergleichen Bücher entbehren

lehren könnte, wenn man nur immer der Vernunft, als der weiseſten Führerin, folgen wolle, und niemals vergäſſe ſeine vornehmſten Pflichten, als Menſchenliebe, Edelmuth, Rechtſchaffenheit, Barmherzigkeit, Duldung und Wohlthätigkeit zu erfüllen. So wenig er dieſe Bücher genießen konnte, eben ſo wenig behagten ihm auf der andern Seite die Schnitzbilder, und alle andere ſinnliche Hülfsmittel, vermöge welcher es, wie man ihn überreden wollte, eine gar leichte Sache wäre, ſich das höchſte Weſen zum Freunde zu machen, indem man nur dieſe Bilder recht andächtig verehren müſſe. — Auf dieſe Art machte er ſich alle Partheyen zu Feinden, weil er es mit keiner halten wollte und wurde von allen Seiten gehaßt und verfolgt. Die allerzudringlichſten und überläſtigſten für ihn waren die jungen Geiſtlichen, die ſich bey ihren Obern, welche ſie als Kläffer, Spürhunde, auch wohl zur Hetze gebrauchten, wenn ſie ihre eigne Haut nicht zu Markte tragen wollten, in Gunſt zu ſetzen ſuchten. Ueberall liefen ſie ihm nach und ſchrieen ihm in die Ohren, er

möchte

möchte ſich doch von ihnen leiten laßen; daß er des Geſchreys herzlich überdrüſſig ward. Einige ſchaffte er ſich mit Geld vom Halſe, nach dem ſie begierig zugriffen, ob es gleich aus unchriſtlichen und ungeweiheten Händen kam, aber alle konnte er doch nicht los werden. Ein rechtſchaffener Mann hatte endlich Mitleid mit ihm und gab ihm den Rath ſich an den erſten Staatsminiſter zu wenden, der ſich ſeiner gewiß annehmen würde. Kan-ſu beſchloß es zu thun.

Zwölftes Kapitel.

Der Miniſter war ein groſſer Liebhaber von Seltenheiten. Er hatte ein ſchönes Naturalienkabinet, Antiken aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte, Gemmen die aus der Hand irgend eines geſchickten Steinſchneiders in der Reſidenz genommen ſeyn mochten, von denen er aber ſchwur daß ſie ächt wären und daß die Köpfe auf denſelben den drey Brüdern Cajus Julius Cäſar ſo ähnlich ſehen wie ein Ey dem andern, Münzen

an

an denen mit dem beſten Vergröſſerungsglas auch nicht eine Spur von Gepräg zu entdecken war, die er aber für unſchätzbar hielt, weil ſie, nach ſeiner eignen Ausſage, die einzigen wären die noch exiſtirten, und man ihnen ſehr deutlich anſehen könnte, daß ſie von den allerälteſten römiſchen Käiſern, die lange vor Romulus Zeiten geherrſcht hätten, herſtammen müßten. Ueberdies beſaß er ganze Schränke voll ausgeſtopfte Vögel, von denjenigen die er täglich um ſich herum fliegen ſah, in nichts unterſchieden, als daß ſie auf eine groteſke Art gemahlt waren, Schlangen, Eidexen und Fröſche in Spiritus, einen dreybeinichten Esel und vielmehr dergleichen Raritäten. Das koſtbarſte aber, und worauf er ſich am meiſten zu gute that, war eine Menagerie von ausländiſchen Thieren — Denn für alles was fremd und ausländiſch hieß hatte er eine beſondere Vorliebe, und machte immerwährende Jagd darauf — als Affen, Paviane, Cacadu, einen kleinen Tiger und dergleichen. — Da er nun von einem Indianer hörte der ihm ſeine Aufwartung zu machen

wünſch-

wünſchte, ſprang er vor Freuden in die Höhe. „Dieſer Indianer wird eine große Zierde meiner Menagerie ſeyn, ſprach er, ich habe längſt gewünſcht einen zu beſitzen; es müßen doch beſonders ſchnakiſche Kerls ſeyn — den will ich mir kaufen er mag koſten was er will.“ — Er befahl hierauf den wilden Menſchen vorzuführen. Kan-ſu trat mit allen Anſtand eines Europäers in das Zimmer und ſetzte den Miniſter in kein geringes Erſtaunen. Dieſer hatte nicht weniger erwartet als eine Art von Halbmenſchen zu erblicken, über und über rauch, ſo gräßlich daß man ihn ohne Schaudern nicht anſehen könnte, und von einigen baumſtarken Kerlen an einer Kette geführt.

Der Miniſter. Wie? Ihr ſeyd ein Indianer? Ihr?

Kan-ſu. Ich kam aus Indien um Europa's geſegnete Fluren zu ſehen, um ſeine glücklichen Bewohner kennen zu lernen. Ich habe eine tiefe Weisheit bey ihnen gefunden, daß ich ſie mit meinem ſchlechten Verſtande ſchlechterdings nicht ergründen kann, daher ich auch ſchon dieſen

ſen Vorſatz ſo gut als aufgegeben habe. Wenn ein Europäer nicht mit mir einerley Meynung iſt, ſo unterwerfe ich mich gern ſeinen beſſern Einſichten und ſchweige. Ohngeachtet deſſen bin ich ſchon mancherley Widerwärtigkeiten ausgeſetzt geweſen, ſeitdem ich in dieſem Lande bin, und jetzt befinde ich mich wieder in einer Verlegenheit, die mich nöthigt Dero Schutz zu ſuchen. Die Vorſteher der verſchiednen Sekten in dieſem Stande, die ſich Lehrer des Volks nennen, wollen mich zwingen, ihre Gebräuche zu beobachten die mir lächerlich vorkommen, mich gewiſſen Ceremonien zu unterwerfen bey denen ich mir nichts denken kann, und meinen Namen zu verändern, an dem ich doch nichts auszuſetzen finde. So wenig ich den Nutzen einſehe, den ſie davon haben, mich auf dieſe Art umzuſchaffen, ſo gewiß bin ich überzeugt daß die Einen meine unverſöhnlichſten Feinde werden würden, wenn ich den Meynungen der Andern beyträte; ich halte es alſo für das beſte mich mit keinem von allen gemein zu machen und zu bleiben was ich bin. —

Der

Der Miniſter. Es ſind Schafköpfe die Pfaffen. Was das für ein Einfall iſt, einen Indianer zum Chriſten machen zu wollen, und ihm dadurch gerade das zu nehmen, wodurch er in meinen Augen den gröſten Werth erhält! Ein fremdes Modell nach hieſigem Schnitt, der überdies nicht viel taugt, umgeſchaffen! Eben als wenn ich meine ſchönen alten Münzen ſollte einſchmelzen und unſern Stempel darauf drücken laſſen. — Aber ich kann noch nicht von meiner Verwunderung zurück kommen. Ihr trefft gar nicht mit der Vorſtellung überein die ich mir von den Indianern gemacht habe. Ich glaubte Ihr wäret ſo bunt wie meine Papageyen und ſo wild wie Eure Landsleute die Paviane in meiner Menagerie. O kommt, ich muß Euch ſogleich meine Menagerie zeigen.

Seine Excellenz führten ihn dahin. Nie war dieſer Miniſter zufriedner, geſprächiger, zutraulicher, nie öfnete ſich ſein Herz mehr, als wenn er bey ſeinen Lieblingen, den wilden Beſtien im Thiergarten war. Er geſtand hier unſerm Kan-ſu ohne Zurückhaltung, daß, ehe

er

er ihn gesehen hätte, seine Absicht gewesen wäre, ihn zu einen Bewohner dieses Aufenthalts zu machen, ihm eine geräumige Hütte bauen zu lassen und seinen Freunden als eine besondere Rarität zu zeigen. Ewig Schade wär' es freylich daß er zu diesem Project nicht passte, denn er sahe nichts rares an ihm als den Namen; indeß wolle er ihn auch um deswillen nicht missen, sondern ihn zum Aufseher über diesen Ort machen, damit er doch alles Ausländische beysammen hätte. Kan-fu dankte ihm sehr für seine gute Meynung von ihm, lehnte aber diese hohe Gnade von sich ab, weil er nach Europa gekommen sey, Menschen und Sitten kennen zu lernen, nicht aber wilde Thiere zu hüten. Der Minister konnte sich doch nicht entschließen ihn von sich zu lassen, er bat ihn also bey ihm zu bleiben und in seinem Pallaste zu wohnen, ohne irgend eine Verrichtung über sich zu nehmen. Diesen Vorschlag gieng Kan-fu willig ein.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Staat in dem er ſich jetzt befand war einer der cultivirteſten, und das konnte wohl nicht anders ſeyn, denn der Miniſter war ein ſehr gelehrter Herr. Er hatte Sorge getragen viel Fremde ins Land zu ziehen, und ihnen Freyheiten und Privilegien gegeben, damit ſie die Einwohner, mit denen er nicht zufrieden war, geſitteter machen möchten. Alles was man ſah war ausländiſch oder hatte wenigſtens einen fremden Anſtrich. Der Hof wimmelte von Räthen, Financiers, Kammerherren, Hofjunkern, Pagen, Lakayen, die nicht einmal die Sprache des Landes verſtanden, und die wenigen Eingebohrnen die darunter waren, hatten ſich ſo nach ihnen gebildet, daß man ſie leicht mit jenen verwechſeln konnte; dies war der einzige Weg eine Hofbedienung zu erhalten. Die Einwohner der Hauptſtadt ahmten wie gewöhnlich den Hofleuten nach, und ſchämten ſich ihres Vaterlandes. Alle Landesproducte erhielten nur dann erſt einen

Werth,

Werth, wenn man sie an Auswärtige verhandelt, und diese sie alsdann etwas verhunzt zurückgesendet hatten, für welche Mühwaltung man ihnen gern doppelt so viel wieder gab. Sogar die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurden auf diese Art auf Reisen geschickt; was aber von fremden Völkern herüber kam, wurde mit unersättlicher Begierde verschlungen. — Ein Plan, den ein Projektmacher vor einiger Zeit eingegeben hatte, wie man die alten Einwohner nach und nach und auf eine gute Art ausrotten könne, damit die Fremden mehr Platz und einen grössern Wirkungskreis bekämen, war sehr wohl aufgenommen worden, und hatte seinem Erfinder zu einer einträglichen Stelle geholfen. Er bestand darin, daß alle, die Waffen führen könnten, fremden Mächten, die im Krieg verwickelt wären, in Sold gegeben wurden. Man hatte sogleich angefangen dieses ins Werk zu richten, hatte viele Tausende fortgeschickt, und man befand sich wohl dabey. Denn außer daß man die unnützen Kerls los ward, bekam man wichtige Summen Geld für sie, die so nöthig waren, um

die fremden Schauſpieler, Tänzerinnen, Sängerinnen, Geiger und Pfeifer zu unterhalten, und noch mehrere ihres Gleichen anzulocken, um ſich daſelbſt niederzulaſſen. — Kan-fu hatte ganz andere Begriffe vom Patriotiſmus. Er beobachtete alles aufmerkſam, um einige Spuren von Uebeln zu entdecken, die aus dieſen Maximen, ſeiner Meynung nach, fließen mußten. Umſonſt — der Hof und die Stadt athmeten nichts als Freude, Unzufriedenheit und Mißmuth war verbannt, man hörte kein Murren, jeder hielt ſich in ſeiner Sphäre für den glücklichſten. „Der Fürſt iſt gewiß ein großer Mann, dachte er, er weiß das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, ohne daß es den Schein hat. Die Kaufleute hatten Recht, da ſie die Regenten von Europa Vater ihres Volks nannten — das iſt einer davon.“ Er war begierig ihn zu ſehn, aber lange blieb ſein Wunſch unerfüllt. Der Fürſt war zu ſehr mit Spiel, Jagd, Maitreſſen und Luſtbarkeiten beſchäftigt, als daß er jemanden hätte Gehör ertheilen können. Endlich wendete er ſich an den Miniſter, der ihn mit an

den

den Hof nahm und ihn Seiner Durchlaucht als einen indianischen Baron aus einem der ältesten Häuser vorstellte — denn die Etikette ließ es nicht zu, daß Leute ohne Rang und Titel sich dem Fürsten nähern durften. Der Ruf von der glorreichen Regierung Ihrer Durchlaucht, setzte der Minister hinzu, wäre bis zu ihm erschollen, und er hätte der Begierde nicht widerstehen können ein Augenzeuge davon zu seyn, seine Güter verlaßen, und wäre hieher geeilt um der hohen Gnade theilhaftig zu werden die fürstliche Hand zu kussen, die so viel Glück und Segen über Dero Länder zu verbreiten geruhte. — Der Fürst fragte ihn wie es ihm an seinem Hofe gefiel, ob es in seinem Lande auch hübsche Mädchen gäbe, wie viel sein Herr Soldaten auf den Beinen hätte, und gieng wieder in sein Cabinet. „Es giebt nur einen solchen Fürsten wie der unsrige ist," sagte der Minister voll Zufriedenheit bey seiner Rückkunft zu Kau-fu, und dieser gab ihm gern Beyfall.

Vierzehntes Kapitel.

Kan-fu machte eine Reiſe in das Land. So wie er den Fuß aus der Reſidenz ſetzte, bemerkte er ſchon eine ſtarke Veränderung in allem was ihn umgab, und dieſe wurde immer ſichtbarer je weiter er ſich davon entfernte. Da gab es keine frölichen Geſichter mehr die Ruhe und Zufriedenheit verkündigten. Statt Ueberfluß ſah er nun Armuth, ſtatt Wohlſtand, Dürftigkeit. Seufzen und Aechzen traten an die Stelle der Jubeltöne die noch vor kurzem ſeine Ohren erfüllten. Bleiche Geſichter und mit Thränen benetzte Wangen erblickte er wohin er ſah. Tiefer Kummer und nagende Betrübniß ſchienen ſich aller Herzen bemeiſtert zu haben. Indeß die Freude mit ihrem üppigen Gefolg ſich in der Hauptſtadt niedergelaßen hatte, indeß der Fürſt mit ſeinen Getreuen ſich an Schauſpielen, Tänzen und Feuerwerken ergötzte, die aller Augen blendeten, war das ganze Land in Trauer verſenkt,

ſenkt. Nur ein wilder Ausbruch der Verzweiflung unterbrach bisweilen die Todtenſtille. — Kan-fu ward gerührt und erſchüttert bey dieſen ſchrecklichen Scenen. Er erkundigte ſich nach der Urſach dieſes Jammers und hörte nichts als Klagen über den Fürſten und Verwünſchungen ſeiner Rathgeber, beſonders des Miniſters der ein ſo groſſer Kenner der Antiquitäten und Liebhaber von Seltenheiten war. Man beſchuldigte ihn, daß er das Land und deßen Bewohner mit Vorſatz zu Gr[illegible] gerichtet hätte, um den Lieblingsneigungen des Fürſten zu ſchmeicheln und ſich Reichthümer zu ſammeln. Sie meinten die wilden Thiere hätten in ihrem Lande ein weit beſſeres Loos als ſie; jene würden ſorgfältig gehegt, und nur bisweilen vom Fürſten, wenn ihm die Luſt ankäme, gejagt; ſie aber würden ohne Unterlaß von ihm und ſeinen Miniſtern gehetzt, und überdies noch Schaarenweis verkauft. — Kan-fu ſahe wohl ein woher das Uebel kam; man hatte die Kräfte und das Mark des Landes ausgeſogen, und auf einen Punkt in der Hauptſtadt concentrirt, daher der

Staat einer Mißgeburt gleich war, die einen ungeheuern Kopf aber winzige Gliedmaßen hat, welche jenem nicht die gehörigen Dienste leisten können. — „Aber, sagte er, der Fürst ist doch ein weiser Herr und der Minister ein gelehrter Mann? ich weiß nicht wie sie solche verkehrte Dinge begehen können." — Er wollte eben in die Residenz zurück, um dem Minister den Zustand der Unglücklichen, die sich über ihn beklagten, vorzustellen, und ihn zu bitten, ihr Schicksal zu erleichtern, als das Gerücht erscholl, er sey wegen Verrätherenen und Unterschlagung fürstlicher Gelder seiner Würden entsetzt und ins Gefängniß gebracht werden. Sogleich erheiterten sich die Gesichter, ein lautes Jubelgeschrey erscholl einstimmig aus dem Munde aller, die ihn bisher nur geöfnet hatten um ihr Mißgeschick zu beklagen, feurige Dankgebete wurden dem König aller Könige dargebracht, denn dies war seit langer Zeit die erste fröliche Nachricht, die die Einwohner erhalten hatten.—„Es ist nicht gut, in Europa erster Minister zu seyn," dachte Kanfu und gieng aus den Gränzen dieses Landes.

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Dasjenige das er nun betrat war in seiner Aufsenseite so verschieden von dem das er eben verlaßen hatte, daß es ihm bey dem ersten Anblick auffiel. Er sah die Fluren überall angebaut, die Dörfer und Städte bevölkert, die Menschen thätig und arbeitsam. — „In diesem Staate herrscht gewiß Wohlstand und Ueberfluß, da ich sehe daß ein jeder sein Gewerbe so eifrig betreibt, und sich so sehr angelegen seyn läßt sein und seiner Mitbürger Bestes zu befördern, sagte er zu einigen Ackersleuten die er auf seinem Wege antraf. Bey euern unglücklichen Nachbarn hab' ich just das Gegentheil von dem gefunden was ich hier sehe; Ihr habt Euch hoffentlich über nichts zu beklagen." — „Ach daß sich der Himmel über uns erbarme! ruften jene einhellig aus. Unser Zustand ist der bedauernswürdigste den es auf der Welt geben kann. Mit Freuden wollten wir mit unsern Nachbarn tauschen, wenn es

uns erlaubt wäre. Es iſt wahr, ſie ſind arm, ihre Felder liegen gröſtentheils wüſte, ſie haben faſt keine Nahrung und Gewerbe — aber ſie ſind frey, das Wenige was ſie beſitzen iſt doch ihr Eigenthum, ſie können damit ſchalten wie ſie wollen, es verkaufen und in ein ander Land ziehen. Wir hingegen ſind Sklaven, kein Daumenbreit des Landes das wir bauen iſt unſer, ſelbſt unſre Weiber und Kinder ſind es nicht. Wir dürfen keinen Schritt auſſerhalb unſrer Mark thun, wenn wir auch noch ſo viel Schätze zu holen wüßten. Wir haben an nichts Ueberfluß als an Arbeit, deren Früchte wir doch nie einerndten. Bey dem geringſten Verſehn, bey jeder ſcheinbaren Nachläßigkeit ſind wir der grauſamſten Behandlung ausgeſetzt. O wir ſind elende Geſchöpfe!" — Mit Erſtaunen hörte ſie Kan-ſu an. — „Aber wer ſind denn diejenigen für die Ihr arbeitet?" — „Die Edelleute und Guterbeſitzer, kleine Tyrannen, die unſern ſauern Schweis verpraſſen und oft das in einem Tage muthwillig verſchwelgen, was wir ihnen in einem Monat erworben haben, daher

wir

wir ihnen auch nie genug arbeiten können." — „Hilft denn Euer Furſt dieſem Uebel nicht ab?" — „Er weis unſer Elend nicht." — „Warum klagt Ihr ihm Eure Beſchwerden nicht vor? Warum bittet Ihr ihn nicht, Euch in Euren natürlichen Rechten zu ſchützen?" — Die Bauern lachten ihn aus. — „Wenn wir uns alle der Gefahr ausſetzen wollten gehängt zu werden, ſo dürften wir nur das wagen. Und überdies muß unſer gnädigſter Furſt von jenen leben, deren Sklaven wir ſind, er wird alſo gewiß nicht unterlaßen ihre Parthie zu nehmen. Bey uns hat ſtets der Gröſsere das Recht den Geringern zu unterdrücken." — Kan-ſu verließ ſie, nur halb ihren Worten trauend. — „Mißvergnügte, mit ihrem Schickſal unzufriedne giebt es überall in der Welt, ſagte er, ſie vergröſſern alles um ihren Worten Glauben zu verſchaffen. Unter dieſe Anzahl gehörten vermutlich jene Leute auch." — Allein je tiefer er ins Land kam, je mehr fand er die Wahrheit ihrer Auſſagen beſtätigt. Er ſah Grauſamkeiten von denen er niemals einen Begriff gehabt hatte.

Nach

Nach den verſchiednen Neigungen der kleinen Deſpoten waren ihre Unterthanen verſchieden unglücklich. War Geiz die Hauptleidenſchaft jener, ſo konnten dieſe niemals genug thun um ihn zu befriedigen. Keine Ruhe, keine Erholung war ihnen vergönnt. Alter und Krankheit ſchonten nicht vor Mißhandlungen. War es Wolluſt, ſo mußten die Weiber und Töchter der Unglücklichen es über ſich nehmen, ſie zu ſtillen. War es Stolz, ſo wurden ſie wie die Maſchinen behandelt, die an Fäden gezogen werden — und ſo fort. — In den Städten, wo Kant ſur mehr Freyheit und Glückſeligkeit anzutreffen hoffte, ſah er neun Zehntheile der Bürger arm und von den übrigen Reichen abhängig, denen ſie alles was Nothwendigkeit und Bequemlichkeit forderte, und was der Luxus heiſchte, liefern mußten; wofür ſie von ihnen gerade ſo viel erhielten als ſie brauchten um nicht zu verhungern — Die Kaufleute, wie ſie mit ihren Waaren den unverantwortlichſten Wucher trieben, ihre Mitbürger ohne Unterſchied betrogen, die, theils durch die Mine der Redlichkeit,

die

die ſie affektirten, theils durch ihren Glanz und Aufwand geblendet, Vertrauen in ſie ſetzten, und ſo die heiligſten Pflichten mit Füſſen traten — und dieſe alle von ihren Obrigkeiten tyranniſirt, welche es ungeſtraft thun konnten, weil ſie dem Landesherrn einen jährlichen Tribut für die Erlaubniß entrichteten, mit ſeinen Unterthanen machen zu dürfen was ſie wollten. — Er kam endlich in die Reſidenz, und eben noch zu rechter Zeit an, um dem ehemaligen Lieblinge des Königs auf einem Blutgerüſte den Kopf abgeſchlagen zu ſehen, weil er des ſchweren Verbrechens beſchuldigt worden war, einer Maitreſſe ſeines Monarchen an den Buſen gegriffen zu haben. — „Wie ich ſehe iſt hier der Günſtling des Fürſten ſo ſchlimm daran, als der arme Bürger der von dem reichen, und der Sklave der von ſeinem Edelmann abhängt. Dieſen Theil von Europa hatten gewiß die Kaufleute, meine Begleiter, ſelbſt nicht geſehen; er paßt gar nicht zu ihrer Schilderung, denn hier wimmelt es von groſſen und kleinen Tyrannen," ſagte Kanſu und ſetzte ſeinen Stab weiter fort.

Sech-

Sechzehntes Kapitel.

Er durchwanderte nach und nach ganz Europa, ſuchte begierig das Land — den Sitz der Weisheit, die Schule der Tugend, den Mittelpunkt aller Aufklärung, den Wohnplatz der guten Sitten — das Land, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühen, Ruhe und Wohlſtand herrſcht, die heilſamſten Geſetze den Geringſten ſchützen, ihn für aller Unterdrückung ſichern, und jeder Einzelne ſo frey als im Stande der Natur lebt, wenn er nur das beobachtet was ihm zu beobachten obliegt und ſeine eigne Wohlfahrt heiſcht — wo jeder bereit iſt ſeines Mitmenſchen Beſtes, mit Gefahr ſeines eignen, zu befördern, und ſich willig für den andern aufopfert — wo die Regenten die Väter ihrer Unterthanen ſind und beyde einander mit

mit gleichem Eifer lieben, so daß jede Nation nur Eine Familie zu seyn scheint — und fand es nicht. So verschieden jeder Staat von dem andern in seinem Innern und Aeussern war, so mannigfach waren die Uebel die in demselben herrschten. — In einigen derselben waren es die königlichen Beamten, die die Stelle der Reichen und der Güterbesitzer vertraten, und das Volk unterdrükten — in andern wo keine offenbare Tyranney zu herrschen schien, wo Gerechtigkeit beobachtet wurde und eine gewiße verhältnißmäßige Gleichheit der Stände eingeführt war, unterlagen sie alle zusammen der Last unerschwinglicher Abgaben, die sie aufbringen mußten, damit der Beherrscher seine Maitressen unterhalten, oder seine Schmeichler bezahlen, oder seine Spione, die er überall unterhielt, damit sie ihm sogleich Nachricht gäben, wenn sich eine Gelegenheit ereignete, dabey für ihn etwas im Trüben zu fischen sey, besolden, oder seiner Neigung umher zu reisen und die Welt zu besehn genug zu thun, oder zahlreiche Armeen unterhalten konnte, um seine Eroberungs-

ekrungesucht zu befriedigen. Bisweilen kamen alle diese Bedürfnisse in einem einzigen Reiche zusammen und da wußten dann die armen Einwohner ihrer Noth kein Ende. —

Kan-su kam auf seinen Reisen in ein Land das nicht von dem Monarchen selbst sondern von einem Priester beherrscht wurde der einige hundert Meilen davon entfernt war und es niemals gesehen hatte. Man hegte eine außerordentliche Ehrfurcht für denselben, man hielt seine Aussprüche für untrüglich, und seine Befehle wurden mit so vieler Genauigkeit erfüllt, als kämen sie unmittelbar vom Himmel. Er vergab Aemter, Würden und Bedienungen, und setzte diejenigen wieder ab, die sich sein Mißfallen zugezogen hatten. Oft ertheilte er dem Regenten selbst liebreiche Ermahnungen, und wenn sie nicht fruchteten, scharfe Verweise. Man erzählte unserm Helden, daß dieser Priester sonst auf gleiche Art die ganze Welt beherrscht hätte, daß Könige und Fürsten ihre Kniee vor seinem Thron gebeugt und die Bestätigung ihrer Herrschaft aus seinen Händen empfangen hätten; daß er sie oft

ihres

ihres Ungehorſams wegen beſtraft, aus ihrem eignen Lande gejagt und ihnen Nachfolger nach ſeinem Gutdünken ernannt hätte, daß er aber durch eine unbegreifliche Revolution faſt in allen andern Ländern die Ausübung dieſer Gewalt verlohren habe, und die Beherrſcher derſelben ſich jetzt für klug genug hielten, auch ohne ihn ihre Länder regieren zu können, daß er aber doch noch als das Oberhaupt der Kirche die Herrſchaft über die Seelen behauptete, und ſie theils ſelbſt, theils durch ſeine Untergebenen, die Biſchöfe und Prieſter von niederem Range, die Mönche und Geiſtlichen der verſchiedenen Claſſen ausübte; ungeachtet ſie ihm auch hie und da ſtreitig gemacht würde. — Kan-fu hatte keinen Begriff von der Herrſchaft über die Seelen. Diejenigen die es ihm erklären ſollten, wußten nicht was die Seele ſey. Sie ſchickten ihn zu einem angeſehenen Geiſtlichen, der, wie ſie ſagten, die Sache von Grund aus verſtünde. Dieſer konnte ihm zwar eben ſo wenig einen Begriff von der Seele geben, belehrte ihn aber, daß Seine Heiligkeit der Papſt das Recht hätte die geheimſten Gedan-

ken derſelben zu beurtheilen, ſie zu verdammen oder zu billigen, die Menſchen in den Himmel zu erheben oder in die Hölle hinab zu ſtoßen, die ſchwärzeſten Laſter und Bosheiten zu verzeihen, und alle Verbrecher mit dem höchſten Weſen, bey dem er in großem Anſehen ſtünde, auszuſöhnen, wenn ſie ihn gut dafür bezahlten. — Nun wußte Kan-ſu nicht viel mehr als vorher, alles ſchien ihm vielmehr noch unbegreiflicher; als endlich ein gar berühmter Philoſoph, der ſich incognito in dieſem Lande aufhielt, weil man ihn ſonſt bald hinausgejagt haben würde, ſich vornahm ſeine Zweifel aufzulöſen. „Der Menſch hat gar keine Seele, ſagte er, ſondern iſt eine Maſchine, die durch den Umlauf des Blutes, wie ein Uhrwerk, in Bewegung geſetzt wird. Was aber die Herrſchaft des Papſtes darüber anlangt, ſo iſt es nichts als eine lächerliche Anmaßung und ein grober Eingriff in die Rechte der Menſchheit und in die Rechte der Majeſtät. Um überall die Hand mit im Spiele zu haben und ſich in Anſehen zu ſetzen, hat er nicht allein alle kirchliche Angelegenheiten, die doch wie alle andere dem

Fürſten

Fürsten zu entscheiden zukommen, vor seinen Richterstuhl gezogen, sondern auch bürgerliche Contrakte, zum Beyspiel die Ehen. Da weiß er nun klärlich, daß es Gott äuserst mißfällig seyn würde, wenn ein paar Leute, deren Urväter weitläuftig mit einander verwandt waren, bey einander schliefen; für eine Summe Geldes aber, die er im Namen Gottes empfängt, wird er gern erlauben daß eine Mutter mit ihrem Sohn Unzucht treibt, wenn sie nur von Zeit zu Zeit die Erlaubniß dazu von ihrem Beichtvater empfängt. Diese sind seine Spions; er ist so keck zu verlangen, daß jedermann ihnen seine geheimsten Gedanken eröfnen soll, und dies ist die Hauptstütze seiner Herrschaft über die Seelen und Gewissen. Aber das Gebäude hat schon längst angefangen sehr baufällig zu werden, und hoffentlich wird es bald gar zusammenstürzen.“ —

Siebzehntes Kapitel.

Kan-ſu war begierig dieſen mächtigen Prieſter zu ſehen, von deſſen Weisheit er ſich keinen kleinen Begriff machte. Er reiſte alſo in deſſen Staaten. Auf ſeinem Wege dahin kam er in ein groſſes Reich, wo er noch vor wenig Jahren unumſchränkt geherrſcht hatte, und wo man ſich jetzt auf die ausſchweifendſte Art über ihn luſtig machte, ſeine Befehle zerriß oder ſie unerösnet zurückſchickte, ſeine ehemaligen Diener von ihm unabhängig machte, ſeine Getreuen verfolgte, und alles that was zu ſeiner Erniedrigung und Kränkung gereichen konnte. Der Fürſt dieſes Landes übte das Wiedervergeltungsrecht aus; ſeine Vorfahren hatten viel von dem Stolz und Mutwillen dieſer Prieſter erlitten, waren oft niedrig von ihnen behandelt worden. Er ſchüttelte das entehrende Joch ab und zeigte daß er keines geiſtlichen Vormunds bedürfe. Es war überhaupt ein ſehr ſtaatskluger Herr, dieſer Fürſt; aber

aber nur selten konnte er seine grossen Entwürfe ausführen. Theils hinderten ihn seine Nachbarn daran, die auf seine Macht und Größe eifersüchtig waren; theils seine eignen Unterthanen, die noch wenig gesunde Begriffe hatten und auf eine bedauernswürdige Art in der Dunkelheit umher tappten, die um desto gefährlicher für sie war, da sie wähnten, sie hätten das Salz der Weisheit in reichem Maaße empfangen, von ihnen allein breite sich der Stral der Aufklärung über alle Völker des Erdbodens aus, und sie nur wüßten den Grund und den Endzweck aller Dinge, sogar derer, die künftige Menschengeschlechter erst entdecken würden. —

Kan-fu kam endlich in der berühmten Residenz des obersten Seelenbeherrschers an und konnte sich nicht genug verwundern, wie ein Mann, der nicht im Stande war sein eignes kleines Ländchen zu regieren, verlangen konnte, der ganzen Welt zu gebieten. Seine Unterthanen waren die kläglichsten Geschöpfe die er noch gesehen hatte, arm an körperlichen und geistigen Vorzügen. Stolz und Habsucht hatten ihre vo-

eigen Beherrscher verleitet, in entfernten Ländern sich Trophäen zu errichten, und darüber ihr eignes verabsäumt, und der jetzige hatte zu viel mit sich selbst zu thun, um sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, die von allen Seiten her auf ihn geschahen und seine dahin sinkende Größe, so lange als es nur möglich war zu behaupten, als daß er an sein Volk hätte denken können. In schlechterm Zustande hatte er noch keinen Staat gefunden. — Weit weniger beklagenswürdig schienen ihm die Völker die mitten in dem aufgeklärten Europa noch in der tiefsten Barbarey schmachteten. Ein hoher Grad von Dummheit und eine selbstgenügsame Zufriedenheit sind gemeiniglich mit einander verbunden; daher kam es, daß die Einwohner dieser Länder nichts weniger als unglücklich waren. Sie grübelten nicht über Dinge nach die ausser ihrem Horizont lagen — und in demselben lagen nur sehr wenige — glaubten, was ihre Pfaffen ihnen zu sagen für gut fanden, überliessen sich dem Genuß des Gegenwärtigen, und sahen wohl gar mit stolzem Mitleid auf ihre Nachbarn herab, die

sie

ſie eben darum für albern hielten, weil ſie ihre Vernunft anſtrengten, um über Sachen zu ſpekuliren, die nun einmal nicht anders waren, und darüber die Pflege ihres Leibes hintanſetzten, um derentwillen nach ihrer Meynung der Menſch auf dieſe Welt geſetzt ſey. So lebten ſie nach der Sitte ihrer Väter, ohne ſich darum zu bekümmern, was man von ihnen ſagte und dachte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Glückſeligkeit die Kan-ſi nicht in den Monarchien fand — aber vielleicht darum nicht fand, weil er ſich einen zu großen Begriff davon gemacht hatte, da er doch wohl wuſte daß die Chimäre Vollkommenheit auf dieſer Welt nicht anzutreffen ſey — glaubte er in den Staaten nicht vergeblich zu ſuchen, deren Regierung nicht von dem Willen eines Einzigen abhing, ſondern von den weiſeſten und beſten Gliedern derſelben verwaltet wurde. Vielleicht hätte er ſeinen Zweck erreicht, wenn die Nachkommen dieſer

Völker ihrer urſprünglichen Einrichtung treu geblieben wären; wenn die weiſen Geſetze die man bey ihrer Entſtehung gab wären befolgt worden; oder vielmehr wenn Geiz, Herrſchſucht und andre verderbliche Laſter die Herzen dieſer Menſchen weniger angeſteckt hätten als aller andern. — Ehemals war es freylich nur Weisheit und Erfahrung, die Anſpruch auf die höchſten Aemter und Ehrenſtellen in dieſen Staaten machen konnten, davon fand aber Kan-fu keine Spur mehr. Diejenigen die den unverdienſtlichen Vorzug der Geburt hatten, Reichthümer beſaßen, oder durch allerhand unerlaubte Ränke ſich einen Anhang zu machen wußten, ſah er an der Spitze der übrigen. Sie allein glaubten berechtigt zu ſeyn ihre Mitbürger zu beherrſchen, und je mehr ſie in ihrem Innern von ihrer eignen Unwürdigkeit überzeugt waren, deſto mehr ließen ſie die andern ihr Uebergewicht und ihre Macht empfinden, damit dieſe ſie nicht auch bemerken ſollten. Sie machten ſich furchtbar weil ſie wußten daß ſie nicht fähig waren Liebe zu erregen. Keine Art von Tyrannen war denkbar

die

die in diesen Staaten nicht ausgeübt wurde, und je kleiner sie waren, desto sichtbarer war die Unterdrückung. Das Verdienst wurde auf das grausamste verfolgt wo es sich nur blicken ließ, denn man fürchtete dasselbe, besorgte, es möchte den verderblichen Maximen entgegen arbeiten, welche die Herren von der Regierung befolgten, oder gar den Volke Ideen beybringen die ihnen schädlich wären. An Belohnung desselben wurde nie gedacht. Patriotismus war ein gänzlich unbekanntes Gefühl, der mindeste Ausbruch desselben wurde mit dem Namen Rebellion belegt und als solche bestraft. Jeder emporstrebende Geist mußte sich unter die Fesseln des Despotismus schmiegen, wenn er nicht ein Opfer desselben seyn wollte. Hier war es wo niemand wagen durfte ein Wort auszusprechen, das irgend einer bedenklichen Auslegung fähig war. Selbst im Cirkel der vertrautesten Freunde lauschte oft ein gedungner Verräther. Wenn irgendwo das Sprichwort, daß die Wände Ohren haben, eintraf, so war es hier. Nie wurden die Gefängniße leer. Die Unglücklichen die in denselben

ihr Leben verſchmachteten, mußten ſelten worinn ihre Verbrechen beſtanden, oder ſie hatten vielmehr keine begangen. Bisweilen dichtete man ihnen fälſchlich dergleichen an, weil man ſie für Perſonen anſah die dem Staate gefährlich waren, und die wenigſtens dergleichen hätten begehen können, wenn ſie auch an der Ausübung derſelben wären gehindert worden. Die Edelſten im Volke, deren raſcher Eifer ſie vielleicht über die Gränzen der Klugheit verleitet hatte, mußten ihr Leben auf dem Blutgerüſten laſſen und ihre würdigen Häupter dienten den Tyrannen zum Triumph und dem Pöbel zum Spott, indeß die Tugend ihren Fall beweinte und fremde Nationen die Grauſamkeit ihrer Henker verfluchten, deren niedrige Abſichten durch den Nebel hindurch ſchienen der ihre ſchwarzen Thaten verhüllen ſollte. So ſah Kan-ſu einen Mann enthaupten, der durch ſeinen unbeſcholtenen Wandel, ſeine erhabnen Grundſätze, ſeine feinen Sitten, ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit, eine Zierde des Volks war, unter dem er das Unglück hatte gebohren zu ſeyn, der aber

eben

eben dieſer Eigenſchaften wegen ein Dorn in den Augen ſeiner mächtigen Verfolger geworden war — er mußte ſterben weil er geſagt und geſchrieben hatte daß er in mancher Republik beſſere Regierungsgrundſätze angetroffen hätte als in der ſeinigen, wozu er einige Belege lieferte. — Kam-fu äuſſerte einige Unzufriedenheit bey dieſem Vorfall und dieſes wäre ihm bald theuer zu ſtehen gekommen, denn man hatte es bemerkt, ihn für einen Fremden gehalten, der gekommen wäre die Geheimniße ihrer Staatskunſt auszuſpioniren, die doch warlich des Spionirens nicht werth waren, und Anſtalten getroffen ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Er erhielt noch zu rechter Zeit Nachricht davon und machte ſich eilig aus dem Staube.

Neunzehntes Kapitel.

Ausgelaßene Frechheit, gänzliche Vernachläſſigung eigener Wohlfahrt, Partheylichkeit, Widereinanderlaufen des verſchiedenen Intereſſe, daher

daher entſtehende Uneinigkeit, Zwietracht, Weitläufigkeit, Langſamkeit und Unordnung in Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte, Ungerechtigkeit, Pasquillenſucht, waren die Kennzeichen der ſogenannten freyen Staaten, in welchen das Volk die Oberhand hatte, und vermittelſt ſelbſt gewählter Deputirten regierte. Ein ſo verwirrtes Chaos hatte Kan-ſu noch nicht geſehen. Jede Claſſe der Bürger, jede noch ſo kleine Stadt hatte ihre beſondern Abſichten und Vortheile die ſie zu betreiben ſuchte, und trat dadurch immer einer andern in den Weg, die gerade die entgegengeſetzten hegte. Eine gewiſſe Freyheit herrſchte zwar in dieſen Republiken, aber ſie artete faſt allezeit in Zügelloſigkeit aus. Der ſonderbarſten Auftritte gab es in ſolcher Anzahl, daß ſehr viele davon dem Auge des Beobachters entwiſchten; kein geringer Vortheil für die, welche ihre Thorheiten ſo zur Schau aufſtellten. Es war gar nichts ſeltnes, zu ſehen, daß eine Stadt in der Republick einem Manne Ehrenſäulen errichtete, und daß ſein Bildniß in einer andern wenige Meilen davon entfernten

zur nemlichen Zeit vom Henker verbrannt wurde. Alle Gewaltthätigkeiten, Bedrückungen der Unterthanen und Grauſamkeiten in andern Staaten beſchönigte man doch mit dem Deckmantel des Patriotiſmus; man wollte wenigſtens die Mine haben nicht ungerecht zu handeln, und behauptete, die Opfer, zu denen man ſich gezwungen ſähe, würden dem Wohl des Ganzen gebracht — hier aber kannte man die Liebe zum Vaterland kaum dem Namen nach, und im Fall man ſie kannte, kam ſie doch gegen den Privatnutzen jedes Einzelnen in gar keine Betrachtung. Man widerſprach einander blos um zu widerſprechen, und jeder noch ſo gute Vorſchlag zum Beſten des Staats fand ſicher allemal eine ſtarke Gegenparthey die ſich alle Mühe gab ihn zu vereiteln, öfters ohne zu wiſſen warum. Auf dieſe Art waren dieſe Republiken ein Raub innerlicher Zerrüttungen und jedem auswärtigen Feinde, der ſich die Mühe gab ſie anzugreifen, ausgeſetzt. Denn ſelbſt in den gefährlichſten Umſtänden wo ſie mit einem allgemeinen Umſturz bedrohet wurden, waren ſie niemals einig. Wenn

die

die feindlichen Völker ihnen auf dem Nacken saßen, stritten sie sich unter einander auf das heftigste, ob, und auf was für Art sie sich vertheidigen sollten, und ehe einer dem andern in etwas nachgab, machten sie lieber die besten Anschläge rückgängig. Am Ende sahen sie sich genöthigt sich einer fremden Macht in die Arme zu werfen und sie demüthig um ihren Schutz und Beystand anzusiehen, weil sie in sich selbst nicht genugsame Stärke fanden, die Anfälle die auf sie geschahen abzuwehren, die sie bey mehrerer Einigkeit wohl hätten finden können. —

Kan-fu sah ihren Fall als unvermeidlich an und glaubte ihn in kurzem zu erleben. Seine Meynung gründete sich auf die Erfahrung die er von der Politik der europäischen Fürsten gemacht hatte. Keiner derselben würde es seiner Würde für anständig gehalten haben, die Traktaten und Bündnisse zu erfüllen die seine Vorfahren mit andern errichtet hatten. Ihre Räthe gaben ihnen stets Mittel an die Hand sie zu brechen, zu durchlöchern, oder die Absichten die man dabey gehabt hatte, zu vernichten. Man verfertigte

fertigte weitläuftige und ſehr gelehrte Deduktionen, worinn man dem Publikum klar vor Augen legte, daß der Monarch vermöge ſeiner Weisheit eingeſehen habe daß er gar nicht gehalten ſey das zu erfüllen, was er zwar ehemals zu erfüllen verſprochen habe, daß er geſonnen ſey ſeine wohlgegründeten Anſprüche zu behaupten, und daß übrigens nichts über die Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung Seiner Majeſtät gienge. — Dieſe beyden Wörter gehörten in die Sprache der Cabinetter und wurden auf das unbarmherzigſte gemißbraucht, da man ſich ihrer bey den gröbſten Attentaten der Ungerechtigkeit und Eroberungsſucht, die die Zeiten des Fauſtrechts wieder in das Gedächtniß zurückriefen, bediente. — Fand man gar keinen ſcheinbaren Vorwand, ſo vertraten hundert tauſend wohlgerüſtete Soldaten die Stelle jeder Deduktion. Aber auch dies war nach dem Ausdruck der Fürſten kein widerrechtlicher Angriff, ſondern ſie behaupteten keck, daß, weil alle gütliche Verſuche nichts gefruchtet hätten, und man ſo halsſtarrig wäre ihnen nicht geben zu wollen

was sie verlangten, sie genöthigt wären sich der Mittel zu bedienen die ihnen Gott gegeben hätte um ihre Rechte auszuführen; das heißt in der Sprache des gemeinen Lebens: Daß sie mit einigen Armeen anrücken müßten, die den gemessensten Befehl hätten die feindlichen Heere todtzuschlagen oder sich todtschlagen zu lassen, im Namen Gottes überall zu morden und zu rauben, zu sengen und zu brennen, und mit einem Worte allen Unfug anzurichten der ihnen in den Sinn käme; daß sie die Unterthanen ihres Feindes — die freylich nicht einmal die Ursache des Streits wußten — durch Contributionen und Erpressungen, und ihre eignen durch Auflagen erschöpfen und sie auf eine lange, vielleicht auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen, und alles anwenden müßten, was zum Verderben des Menschengeschlechts gereichen könnte — und das alles um ein kleines Fleckchen Erde in Besitz zu nehmen, dessen Ertrag ihre Nachfolger nach tausend Jahren noch nicht wegen der Kosten entschädigte die man aufwenden mußte um es zu erobern, oder um ihre ohnehin

nehin endloſen Titel noch etwas zu verlängern. — Niemand hätte ſich bey Lebensſtrafe unterſtehen dürfen zu zweifeln daß Gott ſelbſt ihnen dieſe Mittel in die Hände gegeben und ſie darum zu Fürſten gemacht hätte, um auf Unkoſten ihrer Mitgeſchöpfe ihre Sucht nach Größe zu befriedigen, darum hielt man es für weislich, ſteif und feſt daran zu glauben; um ſo mehr, da man geneigt war alles Böſe auf dieſer Welt dem Einfluß höherer Geiſter zuzuſchreiben, nur mit dem Unterſchied, daß derjenige der es ungeſtraft verüben dürfte, behauptete, das Recht dazu von Gott erhalten zu haben, jeder andre aber ſich damit entſchuldigte, daß ihn der Teufel dazu verleitet habe, wofür er aber nicht minder ſtreng gezüchtigt wurde, weil man die Herrſchaft des Teufels für eine bloße Uſurpation hielt, welcher man ſich bey jeder Gelegenheit widerſetzen müßte. — Wer die Patente und Kriegserklärungen zweyer Mächte las, denen einmal die Luſt ankam, ſich mit einander zu meſſen, der hätte ſchwören ſollen, ſie hätten beyde Recht, ſo künſtlich wußten ſie ihre eigentlichen Abſichten zu verbergen, und

ſich das Anſehen zu geben, als ob ſie blos für ihr und ihrer Unterthanen Beſtes ſtritten, die doch am Ende allezeit zu kurz kamen, ihre Parthey mochte ſiegen oder nicht. — Selten wurde eher Friede gemacht, als bis entweder der eine, auch wohl beyde Theile gänzlich erſchöpft waren, oder ein Dritter, um ſeine Würde geltend zu machen, mit einer drohenden Mine dazwiſchen trat und Ruhe gebot. Dann faßte man einen Friedensſchluß ab, der von ewiger Dauer ſeyn und unverbrüchlich gehalten werden ſollte; und dem man, bey dem geringſten Vortheil welchen man dadurch zu erhalten glaubte, gerade entgegen handelte und ihn ohne Bedenken brach. Wenn ein Monarch, der ehedem gezwungen geweſen war, harte Bedingungen einzugehen; ſeine Kräfte wieder geſammelt und ſich in einen furchtbaren Zuſtand geſetzt hatte, ſo dachte er nicht mehr daran demjenigen nachzuleben, wozu er ſich ehemals anheiſchig gemacht hatte, ſondern gründete ſeine Anſprüche auf die veränderte Lage der Sachen, unterſtützte ſie mit ſeiner Armee und die vorigen Traktaten wurden für ungültig erklärt

erklärt und verworfen. Ueberhaupt war es die größere oder kleinere Macht eines Fürsten die seinen Willen lenkte und ihn zum Sklaven seiner Worte machte. Ein schwacher hätte es nicht wagen dürfen seinem Ehrgeiz Gehör zu geben, wenn er nicht ein allgemeines Geschrey gegen sich erheben und alle andere aufbringen wollte; der mächtige hingegen durfte es ohne Scheu unternehmen, die kühnsten Eingriffe in die heiligsten Verträge zu thun, und fand immer dazu einen scheinbaren Vorwand. —

Nach allen diesen Beobachtungen die Kan-fu angestellt hatte, fand er den Ruf der Weisheit, worinn die europäischen Fürsten und diejenigen, welche ihnen die Grundsätze der Regierungskunst beygebracht hatten, standen, unwidersprechlich gegründet, hielt es aber für gefährlich, ihren Handlungen und den Triebfedern derselben zu genau nachzuspüren. Er vermied daher von nun an alle Höfe und begab sich in die Cirkel eines niedrigern aber nicht minder verehrungswürdigen Standes der menschlichen Gesellschaft.

Zwanzigstes Kapitel.

In jedem der vornehmsten Reiche Europens fand er die angesehensten Gelehrten desselben in einen Clubb versammelt. Diese waren es, welche den Geschmack bestimmten, vor deren Tribunal der Werth jeder neuen Erfindung, jeder Kenntniß festgesetzt wurde, denen die Nation den Ruf ihrer Aufklärung — wenn sie anders in demselben stand — schuldig war; weil sie als der Maasstab angesehen wurden, der den Grad der Cultur und die Fortschritte des menschlichen Geistes bezeichnete. — Nach den Grundgesetzen ihrer Fundation sollten sie überdies die Beförderer aller nützlichen und angenehmen Wissenschaften, die Hebammen des Genies, die Beschützer aller derjenigen seyn, die fremder Hülfe bedürfen, um ihre Talente zu entwickeln und geltend zu machen. Ferner sollten sie dafür sorgen, daß der Aberglaube mit allen seinen schädlichen Folgen unterdrückt würde, wachen, damit nicht durch

die

die Pfuſcher, die ſchändlicher Weiſe den Namen des Gelehrten uſurpirten, Barbarey und Thorheit mitten in das Gebiet der Wiſſenſchaften gepflanzt würden, beydes ausrotten wo es ſich nur blicken ließ, ſelbſt der ehrwürdigſten Geſtalt nicht ſchonen unter welcher es ſich verbergen könnte, und beſonders dem im Dunkeln ſchmachtenden Verdienſte die Hand bieten, es hervorzlehen und belohnen. — Von allen dem ſah nun Kan-fu freylich nichts, dafür aber ſah er, daß zum Beyſpiel in einem Lande, wo eine Geſellſchaft zur Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften ihr Weſen trieb, das Volk in der tiefſten Dummheit lebte, und ſelbſt diejenigen, die durch ihren Stand über den Pöbel erhaben waren, eine ſeltne Ignoranz verriethen. In einem andern wo eine ähnliche Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues und der Oekonomie errichtet war, lagen ganze Fluren wüſte und man hegte die verkehrteſten Begriffe über die Erzeugung und Vervielfältigung der Dinge, die für das menſchliche Leben unumgänglich nothwendig waren, und eine dritte beſchäftigte ſich damit, in das Innere

der Wesen einzudringen, die Gränzen der Natur und ihre mannigfachen Wirkungen zu bestimmen, alles noch unerklärbare zu erklären und einen Inbegriff aller Kenntniße und Wissenschaften zu liefern, der alle die ihn lesen würden mit hoher Weisheit begaben sollte; indeß man um sie her die trivialsten und kindischesten Dinge zu seiner Lieblingsunterhaltung machte, von jeder noch so wichtigen Sache nur die Aussenseite kennen zu lernen suchte ohne sich um ihren innern Werth zu bekümmern, sie blos nach jener beurtheilte, und überhaupt alle ernsthafte Spekulationen zu hassen schien. — Ob die Schuld an denen lag welche unterrichten wollten, oder an der Nachläßigkeit und Halsstarrigkeit derer, die man zu bilden sich vorgesetzt hatte, vermochte Kan-fu nicht sogleich zu entscheiden. Seiner Meynung nach aber konnte ein Volk das sonst eine verhältnißmäßige Anzahl sittlicher und aufgeklärter Bürger unter sich hatte, eines solchen Clubbs gar wohl entbehren, und jene waren eben nicht eine nothwendige Folge von diesem. Auch die bey allen diesen Gesellschaften angenommene

meine Art, Licht und Kenntniß zu verbreiten, ſchien ihm nicht die beſte; beſonders einer Hauptabſicht nicht zu entſprechen, die man ſtets vor Augen hätte haben ſollen — Gemeinnützigkeit. Jede derſelben legte jährlich eine beſtimmte Anzahl dunkler und ſchwer aufzulöſender Fragen — davon keines ihrer Mitglieder ſelbſt einen Aufſchluß zu geben vermochte — dem geſammten Publikum zur Beantwortung vor. Auf die beſte davon wurde ein Preiß geſetzt, den aber nur ſelten der Würdigſte empfing, eben aus der Urſache, weil die Akademie welche ihn zuerkannte ſelbſt ſehr in der Ungewißheit über das was ſie wiſſen wollte, ſchwebte. Dieſe Fragen waren gröſtentheils ſehr unnütz, den Zeiten in denen man lebte, dem Endzweck welchen man ſich vorgeſetzt hatte, gar nicht angemeſſen. Was fruchtete es zum Beyſpiel eine Sache ergründen zu wollen, die vor tauſend Jahren geſchehen war, von welcher man ſchlechterdings keinen Beweis, höchſtens nur einige Muthmaſſung hatte, die keines Einfluſſes in unſern jetzigen Zuſtand fähig war; indeß man die nöthigſten Dinge die vor den Augen lagen verab-

ſäumte? — Man ſtritt ſich um den Vornamen eines alten Regenten in Meſopotamien und vernachläßigte die merkwürdigſten Epochen in der Geſchichte der neuern Zeit — Man wollte wißen wie die Völker geheiſſen hatten die ein längſt erloſchnes Reich bekriegten, und dachte nicht auf Mittel das Vaterland vor einem unvermutheten Anfall in Sicherheit zu ſetzen — Man erklärte ſehr gelehrt die Bauart und alle Behältniße eines Schiffes, mit dem einſt ein Mann, den man dieſerhalb in die Claſſe der Heiligen geſetzt hatte, nebſt ſeiner Familie und ſeinem Vieh zur Zeit einer groſſen Ueberſchwemmung in der Welt herum gefahren war, und wußte vor Angſt nicht wie man ſich retten ſollte, wenn ein Fluß aus ſeinen Ufern trat und Verheerung drohte — Je mehr man in einem Lande von Griechen und Römern reden hörte, je gewißer konnte man darauf rechnen daß die Einwohner nicht wußten was für Produkte bey ihnen erzeugt wurden und wie ſie ſich derſelben bedienen ſollten. — Wurde ja einmal eine Frage aufgegeben, deren Auflöſung zum Wohl der

Menſch-

Menſchheit gereicht haben und von ausgebreiteten Nutzen geweſen ſeyn würde; ſo war der Preis ſo gering und ſtand in ſo wenigem Verhältniß mit der Wichtigkeit der Sache, daß man auf keine befriedigende Antwort, ſondern höchſtens auf einige aus der Luft gegriffene Projekte eines müſſigen oder hungrigen Skriblers rechnen durfte. So löſte ſich gemeiniglich aller Pomp mit dem die Akademien ihre Unternehmungen ankündigten, und die Vortheile die man daraus ziehen zu wollen vorgab, in einem leeren Rauch auf. Um ſich ein Denkmahl bey der Nachwelt zu ſtiften, und ihre Namen in den Annalen glänzen zu ſehen, nicht aber um die Welt zu belehren, ließen dieſe Geſellſchaften von Zeit zu Zeit die Preisſchriften und ihre eignen Ausarbeitungen in einer fremden Sprache drucken, und nur wenige gaben ſich damit ab ſie zu leſen, weil man nicht viel Nutzen daraus ſchöpfen konnte. —

Was denjenigen Theil ihrer Pflicht betraf, kraft deſſen ſie verdienſtvolle Männer um des gemeinen Beſtens willen beſchützen ſollten, ſo ließen ſie ſich es vielmehr angelegen ſeyn ſie zu

unterdrücken und zu verfolgen, damit durch fremden Glanz nicht ihr eigner Schimmer verdunkelt würde, welchen zu verbreiten sie sich zur Hauptabsicht bey allem was sie thaten gemacht hatten. Traf es vollends, wie es öfters geschah, daß ein solcher Mann andre Meynungen hegte als sie in ihren Clubb aufgenommen hatten und begünstigten, so ließen sie es dabey nicht bewenden; sie verketzerten, lästerten und verleumdeten ihn sogar öffentlich, blos damit es niemand wagen sollte ihm beyzutreten und eine Gegenparthey zu formiren, die ihrem Ansehn hätte gefährlich werden können. Die Freybeuter in der gelehrten Republik aber, die in dem Reiche der Wissenschaften umher schwärmten und in demselben tausendfaches Unheil ausübten, ließen sie hausen wie sie wollten. Sie wußten zu gut daß diese niemals im Stande wären ihnen einigen Abbruch zu thun, sondern vielmehr ihrem Lichte zum Schatten dienen könnten, welches dadurch um so viel auffallender würde. Ueberdies mußten sie doch jemand haben mit dem sie bisweilen eine Lanze brechen könnten, besonders

da

da ſie des Siegs im Voraus ſchon gewiß waren. — Kan-fu ſuchte mit einigen Mitgliedern berühmter Societäten Bekanntſchaft zu machen, und hofte von ihnen über verſchiedne Punkte die die Wiſſenſchaften betrafen Belehrung zu erhalten. Allein er fand ſie faſt alle ſo voll Eigendünkels, aufgeblaſnen Stolzes, lächerlichen Egoismus und Selbſtgenugſamkeit, ihren Umgang ſo abſchreckend, ihre Ausſprüche ſo diktatoriſch und blos auf ihr Anſehen gegründet, daß er ſein Vorhaben bald aufgab. „Dieſe ſind von denen die ihre Weisheit für ſich ſelbſt behalten und die Früchte derſelben allein einerndten, ſagte er, ich werde keinen Nutzen daron haben wenn ich mich weiter mit ihnen abgebe."

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Kan-fu ſuchte nun überall wohin er kam diejenigen Gelehrten auf, die im Stillen ſich dem Muſen widmeten, und theils aus Bedürfniß, theils aus Wahl, theils in der edelſten Abſicht

nur

nur die Herrschaft der Vernunft zu erweitern und zum Wohl ihrer Mitbürger beyzutragen, ihre Kenntniße andern mittheilten. Der erstern Anzahl fand er ungleich gröſſer als der übrigen, und nur sehr wenige Würdige gehörten in die Classe der letztern. —

In den Städten wo öffentliche Lehrstüle für die Wissenschaften errichtet waren, wurden dieselben nach einem alten hergebrachten Schlendrian gelehrt und meist ohne Geschmack vorgetragen. Man berechnete die Geschicklichkeit des Studirenden nach den Summen die er aufgewendet hatte um die Lehrer zu bezahlen die ihm Weisheit einprägen sollten, und um sich auf der Bahn des Vergnügens herum zu tummeln; ingleichen nach den Jahren die er an einem solchen Orte zugebracht hatte. Man sendete ihn nach Verfluß einiger derselben in seine Vaterstadt zurück, unbekümmert ob er seinen Zweck erreicht hätte oder nicht. Gemeiniglich waren seine Sitten verdorben, wenn auch sein Verstand aufgeklärter geworden war. Die Lehrer trieben ihre Catheder-wissenschaften, so gut sie sie selbst gelernt hatten,

ſuchten ſorgfältig allen Neuerungen, die ihnen ſchädlich oder beſchwerlich hätten werden können, auszuweichen, und empfahlen ihren Zuhörern ſorgfältig die ſogenannten Brodſtudia, als die einzigen die den Namen der Wiſſenſchaften verdienten; alles übrige ſey Tand. — Die Weltweisheit wurde aufs ſchändlichſte gemishandelt und oft zur bloßen Wortkrämerey erniedrigt. Eine Kette von dunkeln Sätzen und leeren Begriffen wurde in einen Schwall barbariſcher Wörter eingehüllt — ſo daß derjenige gewiß klüger war der niemals eine Sylbe von dem gehört hatte, was man auf den hohen Schulen für Weltweisheit verkaufte, als der, welcher Jahre lang in dieſem Irrgarten herum geführt worden war und nun ſeinen Witz vergeblich anſtrengte um wieder hinaus zu kommen. Hierzu kam noch daß jeder der ſich für einen Lehrer der Philoſophie ausgab, ſich ſein eignes Syſtem geformt hatte, Lieblingsmeinungen hegte, die von aller andern ihren abgiengen und ſie als die lauterſte Weisheit anpries. Auf dieſe Art waren immer einige Dutzend derſelben im Gange. Ihre Beſitzer

ſitzer brüſteten ſich damit, daß ſie vermöge ihrer Grundſätze bey den Huronen ſo glücklich als in ihrem Vaterlande leben, alle Ungemächlichkeiten dulden, alle Schreckniße der Natur mit Gleichgültigkeit anſehen und den ſeltenſten Vorfällen ſtets eine unerſchütterliche Gemütheruhe entgegen ſetzen könnten — indeß ſie nie aus den Mauern ihrer Stadt kamen, jede Beſchwerlichkeit ſorgfältig vermieden, beym Rollen des Donners zitterten und ſich aus dem unbedeutendſten Handel nicht finden konnten, der einem erfahrnen Handwerksmann wenig Mühe würde gekoſtet haben zu beendigen. — Kan-ſu fand überall nichts auf den Univerſitäten womit er ſeine Wißbegierde hätte befriedigen können. Sie waren nicht für ihn und ſeines Gleichen.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Kunſt der Erziehung war ſeit einiger Zeit das Hauptgeſchäft der beſten Köpfe in Europa. Man hatte ſie ehemals ganz vernachläſſigt, ei-

nige groſse Männer ſuchten dem Uebel abzuhelfen, die Sache kam in Schwung, und nun arbeitete alles mit Kopf und Händen, um eine allgemeine Revolution in derſelben hervorzubringen, und ſie aus dem tiefen Schlamme in welchem ſie verſenkt war mit einem male auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, welches doch mit der Natur aller menſchlichen Dinge ſtritt. Ueberall errichtete man Lehrſchulen, theils um diejenigen zu unterrichten die ſich einſt der Fuhrung und Bildung der Jugend widmen wollten, theils um mit der letztern ſelbſt die neuen Verſuche anzuſtellen von denen man ſich ſo viel verſprach. Einige der Projekte gelangen ziemlich; andre kehrten in ihr Nichts zurück. Die Sache hätte unſtreitig einen weit beſſern Fortgang gehabt, wenn nicht eine ſo groſse Menge Unberufener und Ungeweihter, von einem lächerlichen Ehrgeiz verführt oder von den Summen geblendet die einige Patrioten auf dieſes wichtige Geſchäft verwandten, ſich darein gemiſcht, und dasjenige verhunzt hätte was jene groſsen Männer gut machten. — Wenn einmal ein allgemeiner Ton

angegeben iſt, ſo halten ſich die Thoren ſtets für berechtigt auch darein zu ſtimmen, ob gleich eine abſcheuliche Disharmonie dadurch verurſacht wird. Sie empfinden dieſelbe am wenigſten und bekümmern ſich nicht darum wenn Weiſe ihre Ohren zuhalten. — Hierdurch ward dasjenige oft ein Gegenſtand der Spötterey was in allem Betracht die gröſte Aufmerkſamkeit verdiente. Traf es ſich vollends, daß ein Erzieher von großem Rufe ſich auf einer lächerlichen oder ſchlechten Seite zeigte, verdorbne Sitten verrieth, dann hatten die witzigen Köpfe gewonnen Spiel und es bedurfte einer langen Zeit um die üblen Eindrücke wieder zu vertilgen, die dadurch verurſacht worden waren. — Indeß waren diejenigen Gelehrten die ſich eifrig mit der Verbeſſerung der Erziehungskunſt abgaben immer in groſſem Anſehen und befanden ſich gröſtentheils in einem bequemen Zuſtande. —

Kan-fu ſah viel andere würdige Männer die das ſchwere Joch der Armuth drückte, wie er denn überhaupt fand daß das beſcheidne Verdienſt ſich ſelten Hoffnung machen durfte belohnt

zu

zu werden. Es mußte die Prahlerey zu Hülfe nehmen, ſeine Fähigkeiten und Unternehmungen mit groſſem Geräuſch ankündigen, wenn es Eingang finden ſollte. Viele mußten zu dieſem Mittel ihre Zuflucht nehmen die es im Grunde des Herzens verabſcheuten. Dahingegen war dieſe Manier den Pfuſchern und allezeit fertigen Schriftſtellern, die von den Produkten, mehr ihrer Finger als ihres Geiſtes, lebten, ſehr behäglich, um ihre Werke geltend zu machen. Sie ſpannten die Erwartung des ganzen Publikums wenn ſie dieſelben ankündigten, und betrogen es am Ende wenn ſie ihre Abgeſchmacktheiten ans Tageslicht brachten. Man ward ihres Poſaunentons endlich gewohnt, hörte nicht mehr auf denſelben, und es blieb ihnen kaum ſo viel übrig als ſie brauchten um ihren Hunger zu ſtillen. —

Faſt in allen Ländern ſtanden die ſchönen Wiſſenſchaften in Anſehen — man hätte ſagen können, in Flor, wenn ſie nicht ſo abſcheulich wären gemißhandelt worden. Trauerſpiele, für das Tollhaus oder in demſelben geſchrieben, die

ſogar in Ermangelung beſſerer auf den berühmteſten Bühnen vorgeſtellt und bisweilen beklatſcht wurden; Luſtſpiele, ſo ganz ohne Geſchmack und Weltkenntniß verfaßt, daß man nicht wußte ob man den Aberwitz des Verfaſſers und ſeine Dreiſtigkeit ihm zur Schau aufzuſtellen, belachen oder bedauern ſollte; Romane, die wohl gar auf Wahrheit gegründet ſeyn, oder Scenen aus dem menſchlichen Leben darſtellen ſollten, und wo die Charaktere ſo widerſinnig durch einander handelten, daß man ſeinen eignen Augen kaum glauben konnte, daß das wirklich ſo gedruckt ſey was man las und die Zeit bejammern mußte die man aufgewendet hatte um es zu leſen — traten täglich zu ganzen Schwärmen ans Licht. Bey neunhunderten von tauſend konnte man darauf rechnen, daß der Autor in der Vorrede auf ſeine Ehre verſicherte, er habe das Manuſkript ſchon ſeit langer Zeit in ſeinem Pulte liegen gehabt, ohne die Abſicht zu hegen es der Welt mitzutheilen; er habe aber die Aufforderungen einiger Kenner und dem Zureden ſeiner Freunde nicht länger widerſtehen können und träte alſo damit her-

hervor. Bisweilen hatten ſie es ihm ſogar heimlich entwendet und gedroht es wider ſeinen Willen herauszugeben, wenn er es nicht ſelbſt thäte, damit nur das treffliche Werk nicht der Vergeſſenheit zum Raube würde. Wie vielen Dank war man nicht dieſen Kennern und Freunden ſchuldig! Eigentlich aber waren es nur die Aufforderungen des Magens und der unſelige Drang der Schreibſucht, denen die Entſtehung aller dieſer Produkte zuzuſchreiben war.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

So ſehr dieſe Sucht bey den Dichtern und ſchönen Geiſtern herrſchte, eben ſo groß war unter allen Claſſen des Volks die Begierde alles zu leſen und gleichſam zu verſchlingen was einem Buche ähnlich ſah. Ohngeachtet dieſe Neigung an und für ſich nicht tadelnswürdig war, ſo war es doch die Wahl, welche gemeiniglich auf das ſchlechteſte in jeder Gattung fiel, dem Geſchmack eine falſche Richtung gab und ihn verderbte. Man

las was nur aus lesbaren Buchstaben zusammengesetzt war, sie mochten übrigens einen Sinn haben oder nicht; und daher kam es daß ein Schriftsteller gewiß war, seine Waare an Mann zu bringen, sie mochte auch noch so elend seyn. Aber trotz der Menge dieser Herren und ihrer Schreibseligkeit waren sie doch nicht im Stande die Lesesucht des Publikums ganz zu befriedigen. Man mußte auf andere Mittel denken. Zu dem Ende suchte man alles wieder hervor was vor funfzig, hundert und mehrern Jahren bereits gedruckt und gelesen war, kleidete es allenfalls in ein anderes Gewand, flickte hie und da ein neumodisches Wörtchen an und so war das schwere Werk vollendet. Man übersetzte aus einer Sprache in die andere was schon zehnmal übersetzt war, veranstaltete Sammlungen die größtentheils nur den Titel nach verschieden waren, und worinn jeder der nur eine mittelmäßige Lektüre hatte lauter alte Bekanntschaften antraf. Von allen den vielen tausend Bänden die jährlich in Europa blos im Fach der schönen Wissenschaften herauskamen, hätte man füglich das

Neue,

Neue, das in denſelben enthalten war, in einer Schreibtafel bey ſich tragen können. Hiedurch wurde das Studium derſelben ungemein erſchwert, ohne verbeſſert zu werden. —

Es hatte einſt ein Mann den Einfall gehabt, durch Hülfe eines Almanachs einige gemeinnützige Kenntniße zu verbreiten; er war ihm gelungen, und von dieſem Augenblick an überſchwemmte eine Menge von Almanachen alle Länder. Ihre Verfaſſer hatten ſogar die Kühnheit zu behaupten, daß man vermittelſt derſelben alle andre Bücher entbehren könnte, weil man in ihren Almanachen die Quinteſſenz von allem fände was man zu wiſſen brauchte; da ſie doch meiſt die trivialſten und elendeſten Dinge enthielten, und was noch Gutes darinn ſtand, war aus andern Büchern wörtlich ausgeſchrieben. —

Was alle andre übriggelaſſen hatten, vollendete eine ungeheure Anzahl periodiſcher Schriften, welche die Berichte, woran man längſt ſatt gehabt hatte, wieder aufwärmten und allen Unſinn der nirgends anders Platz finden konnte, zur Welt förderten. Sie wuchſen wie die Köpfe

der Lernäiſchen Schlange; denn ohngeachtet bey vielen Entſtehung und Untergang faſt an einander gränzte, ſo traten doch ſtets andre wieder an ihre Stelle, ohne ſich von dem Schickſal ihrer Vorgänger abſchrecken zu laſſen. Nur wenige behaupteten, durch wahren innern Werth unterſtützt, ihren Ruhm und blieben bey allen Revolutionen welche die Zeit hervorbrachte unerſchüttert ſtehen. —

Die Zänkereyen und Streitigkeiten unter den Gelehrten und Halbgelehrten füllten ebenfalls eine nicht geringe Anzahl von Bänden. So bald ein Buch erſchien, war es der Geißel der Kritik unterworfen. Denkende Männer gaben ſich nur ſelten damit ab. Sie fühlten ſich ſtark genug etwas aus ſich ſelbſt hervor zu bringen und hielten es für verlohrne Mühe in dem Schutte herum zu wühlen den andere zuſammen gefahren hatten, um etwas brauchbares darinn aufzuſuchen; oder unverbeſſerliche Starrköpfe zurecht weiſen zu wollen. Geſchah es doch bisweilen, ſo machten ſie ſich blos an Werke von Bedeutung, zogen ihre Schönheiten ans Licht, rügten ihre

Fehler

Fehler beſcheiden, und ſelbſt bey ihrem Tadel konnte man nicht umhin ſie zu ſchätzen, weil ſie ſtets hinlängliche Gründe deſſelben anzeigten. Allen Wuſt übergiengen ſie mit Stillſchweigen und glaubten damit genug gethan zu haben. Die Stümper hingegen fielen begierig über alles her was ihnen unter die Hände kam, zogen alles ohne Einſicht und in einem ungeſitteten Tone durch, was, ſo ſchlecht es auch ſeyn mochte, ſie doch niemals im Stande waren beſſer zu machen, und lobten alles mit einer unbeſchreiblichen Frechheit, wofür ſie bezahlt wurden. Diejenigen welche angegriffen worden waren wehrten ſich mit gleichen Waffen und ſchimpften aus allen Kräften auf ihre Gegner. Hiedurch entſtand unter dieſen Herren, die ſich für die Richter des Geſchmacks ausgaben, die Aufklärung verbreiten, Sitten verbeſſern und Weisheit predigen wollten, das unwürdigſte, niedrigſte Gezänk, in Vorwürfen und Ausdrücken, die man dem Abſchaum des Pöbels nicht würde verziehen haben. —

Dies war der Zuſtand der Wiſſenſchaften in Europa; ſo ſtand es mit denen die ſich ihnen

widmeten und ihren Beſchützern, als Kan-fû dieſen Welttheil durchreiſte. Er ward immer mehr und mehr überzeugt, daß alles unter der Herrſchaft des Goldes, dieſes mächtigen Götzen, ſtehe, und daß es unmöglich ſey, ohne daſſelbe hier zu leben, weil es nicht nur zu den nothwendigſten Bedürfniſſen erforderlich war, ſondern auch die Beſitzer dieſes Metalls ſich Verſtand, Witz, Kunſt und Wiſſenſchaft damit erkaufen konnten, auf welche ſie ſonſt nicht den geringſten Anſpruch hätten machen dürfen. Der Handel mit dieſen geiſtigen Vorzügen war ſo allgemein, daß es nur einem Fremden auffallen konnte, der des Landes Sitte noch nicht kundig war. Kein Europäer würde geglaubt haben daß man eine beſſere und weiſere Einrichtung treffen könne. — Kan-fu fand nicht für gut für ſeine noch übrigen Schätze Verſtand und Kenntniße einzutauſchen, da es ſehr zweifelhaft war ob er ſie mit Vortheil wieder an Mann bringen könnte und er ſo viel natürlich gute Vernunft zu beſitzen glaubte als zu ſeinem fernern Fortkommen nöthig war. Er verließ alſo auf immer die Gelehrten hohen

und

und niedern Ranges, die Kritiker und Journaliſten, warf ſeine Bücher weg und ergab ſich dem geſelligen Vergnügen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Hier glaubte er Ruhe und Nahrung für ſein Herz zu finden. Er hatte noch nie geliebt. Als er ſich kurz nach ſeiner Ankunft in Europa eine Zeitlang in den Cirkeln der groſſen Welt herum drehte, war er noch zu ſehr Neuling, als daß er ſich bey einer zärtlichen Verbindung zu benehmen gewußt hätte. Die wenige Erfahrung die er von den Damen gemacht hatte, gereichte eben nicht zu ihrem Vortheil. Allein wer denkt daran Fehler zu bemerken, wo man ſich vorgeſetzt hat Vollkommenheiten aufzuſuchen und ſich zu ſeinem eignen Beſten überredet, deren gefunden zu haben? Er fühlte daß in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande eine Neigung die ſein Herz beſchäftigte eine Bedürfniß für ihn ſey. In der Sphäre des bürgerlichen Lebens in welcher er

war konnte es ihm nicht an Gegenſtänden fehlen die ſeiner würdig waren und Reize genug hatten ihn zu feſſeln. Seine Wahl war bald getroffen. Ein reizendes Mädchen, mit der Mine der Unſchuld und Sittſamkeit auf ihrem Geſicht, die ſich ihrer eignen Vorzüge nicht bewußt zu ſeyn ſchien und nur ſelten die Augen aufſchlug, nahm ihn ein. Es war eine Spröde. Er bot alles auf um ihr zu gefallen ohne den geringſten Fortſchritt in ihrer Gunſt zu machen. Sie erwiederte keine ſeiner Bemühungen. Es bedurfte lange Zeit ehe er ihre Zurückhaltung nur in ſo weit überwinden konnte, daß es ihm erlaubt war mit ihr von ſeiner Liebe zu reden, und doch geſchah dies nicht ohne ſichtbaren Widerwillen von ihrer Seite. Sie meinte, man verbände gewöhnlich mit der Liebe einige Nebengriffe, für welche ſie den äuſerſten Abſcheu hätte; daß ſie nie einem Manne etwas einräumen noch ihm mehr verſtatten würde als einen Freundſchaftlichen Umgang, der dennoch ſehr eingeſchränkt ſeyn müße um der Welt keinen Anlaß zu liebloſen Urtheilen zu geben. Kan-ſu verzweifelte

faſt

faſt daß er ihre Grundſätze jemals würde überwinden können, die er dennoch zu tadeln ſich nicht unterſtand. Er fuhr fort ſie zu ſchätzen, zu lieben, und auf Mittel zu ſinnen, ſie ihm geneigter zu machen. Als er einſt zu ihr flog, gewaffnet mit Beredſamkeit und allen Künſten welche die Liebe einflößen kann, in der Abſicht einen neuen Sturm auf ſie zu wagen, und unvermuthet in ihr Zimmer trat, fand er ſie in den Armen ihres Bedienten, eines robuſten viel verſprechenden Kerls, in einer gar nicht zweideutigen Stellung. Sie bemerkte ihn gar nicht, ſo ſehr war dieſe ſittſame Schöne in ſüſſen Empfindungen verlohren. Er verließ ſie voll Verachtung und ſchwur nie wieder eine Spröde zu lieben. —

Eine Dame welche ſeit geraumer Zeit die zärtlichſte Aufmerkſamkeit des männlichen und den Neid des weiblichen Geſchlechts erregt hatte, zog ſeine Augen auf ſich. Er wagte es nicht ihr ſeine Wünſche darzubringen. Stets war ſie von einem Heere von Anbetern, die durch Stand, Reichthum und Verdienſte ſich auszeichneten,

neten, umringt. Kan-ſu dachte viel zu beſcheiden von ſich ſelbſt als daß er ſich hätte ſchmeicheln ſollen über dieſe alle den Sieg davon zu tragen. Er begnügte ſich ſie im Stillen zu lieben und ihr nur bisweilen durch Blicke ſeine Neigung zu erkennen zu geben. Die Schöne nahm ſie geneigt auf und gab ihm ſogar Gelegenheit ſich deutlicher zu erklären. Er that es endlich, und welche Freude bemächtigte ſich ſeiner als er über alle ſeine Erwartung gut von ihr aufgenommen ward! Man ſchien ſeine Huldigungen mit Vergnügen anzuhören, gab ihm Hoffnung ſeinen Eifer mit gutem Erfolg zu krönen; er ward eines ſichtbaren Vorzugs gewürdigt. Seine Nebenbuhler waren in Verzweiflung indeß die empfundne Wonne ſein Herz erfüllte. Sie war nicht von großer Dauer. Kaum ſah ſeine Geliebte ihn feſt an ihren Siegeswagen geſchmiedet, ſo veränderte ſie ihr Betragen gegen ihn. Sie blieb kalt bey den wärmſten Aeuſſerungen ſeiner Liebe, nahm eine ſehr ſtolze Mine an wenn er ſie an ihr Verſprechen erinnerte und floh ihn wenn er zu kühn ward. Ihre vorigen Verehrer

rer wurden nun durch eben die kleinen Gunſtbezeugungen, welche unſern Kan-ſu vorher ſo ſehr entzückt hatten, entſchädigt. Er beklagte ſich, man hörte ihn nicht. Nunmehr traf ihn die Reihe der Verzweiflung zu unterliegen. Er ward den heftigſten Schmerzen zum Raub. So oft er einen Verſuch machte ſich ſeiner Bande zu entledigen, war ein ſanfter Blick, ein ſchmeichelhaftes Wort von ſeiner Donna genug, ihn noch feſter zu verſtricken. War er in einem Tage ſo weit mit ihr gekommen, daß er ſich zu einem völligen Triumph ſchon Glück wünſchte, ſo ſah er ſich den darauf folgenden gewiß deſto weiter von ſeinem Ziel entfernt. Die nemliche Rolle ließ dieſe Coquette alle ihre andern Liebhaber ſpielen. Alle hatten die Ruhe ihres Herzens derjenigen aufgeopfert von welcher ſie ſich keiner Gunſt rühmen konnten. Kan-ſu's Leidenſchaft war zu ſtark, als daß er ſie ſo bald hätte erſticken können. Als er aber endlich mit Gewißheit ſah daß man ihrer nur ſpottete und ſich ſeiner blos zum Prunk bediente, um die Zahl demüthiger Sklaven zu vermehren, erlangte er

ſo

ſo viel Gewalt über ſich, daß er mit der Buhlerin brach und ſie nie wieder ſah. —

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Er befand ſich bald wieder unter dem Joch einer Dritten, welche in einem allgemeinen Rufe der Tugend ſtand. Die Männer prieſen ſie ihren Weibern, die Mütter ihren Töchtern zum Muſter ihrer Aufführung an. Man hatte nie etwas tadelnswürdiges an ihren Sitten gefunden. Doch war es nichts weniger als eine ſtörriſche Tugend welche ſie beſaß. Sie entzog ſich den Freuden der Welt nicht. Ihr Umgang ward ſehr geſucht, weil er ſo lehrreich als angenehm war. Kan-fu ward ſehr wohl von ihr aufgenommen, theils ſeiner guten Eigenſchaften wegen, theils weil ſie immer gern jemanden um ſich hatte der ihr ſchmeichelte und dem ſie die Bemerkungen mittheilen konnte die ſie unaufhörlich über alle Perſonen ihres Geſchlechts machte, von deren Gebrechen, des Körpers oder der Seele,

le, ihr keines entgieng. Kan-fu würde ſie für Läſterungen gehalten haben, wären ſie nicht aus dem Munde eines ſo tugendhaften Frauenzimmers gekommen, die ſich das Anſehen gab, als wollte ſie alle dieſe Fehler gern mit dem Mantel der Liebe zudecken, wenn nur ihre Beſitzer ſie weniger zur Schau trügen. Sie konnte ihn alles überreden und er würde ihr, ſelbſt ohne Hoffnung jemals einen Vortheil über ſie zu erlangen, auf immer treu geblieben ſeyn; als ſie nach einigen Monaten ihrer Bekanntſchaft ganz unvermuthet von einem muntern Knaben entbunden ward — ein Andenken welches ihr voriger Cicisbeo ihr zurückgelaßen hatte. Hierdurch verlohr ſie das Anſehen in welchem ſie bisher in der Welt geweſen war und Kan-fu bedauerte die Zeit die er bey einer ſo wohlfeilen Tugend unnütz zugebracht hatte. —

Eine junge ſchöne Wittwe kam ihm auf halbem Wege entgegen, um den Platz in ſeinem Herzen einzunehmen den ſeine vorige Geliebte beſeſſen hatte. Kan-fu räumte ihr ihn gern ein. Es war eine geiſtreiche und gar andächtige Dame,

die

die ſich das Seelenheil aller derer ſehr angelegen ſeyn ließ, welche ſie unter die Zahl ihrer Freunde rechnete. Sie gab vor das vollbringen zu wollen was noch keinem Geiſtlichen gelungen war — Kan-ſu zu bekehren. Dieſen Zweck erreichte ſie zwar nicht, aber einen andern, der ihr nicht minder am Herzen lag, deſto beſſer. Sie hatte Liebhaber von verſchiedenen Nationen gehabt und ihre Kräfte verſucht, aber ein Indianer ſchien ihr ein beſonderer Leckerbiſſen zu ſeyn. Sie glaubte er würde wenigſtens ſo viel vermögen als drey Europäer. Daher ließ ſie ihn nicht lange ſchmachten und gab gerne ſeinen zärtlichen Bitten Gehör. Wenn ſie eine Stunde lang über Religionsmeynungen diſputirt hatten, verſtattete ſie ihm alles — aus Gefälligkeit, wie ſie ſagte, damit er ihr in den Sätzen worinn ſie nicht einig waren nachgäbe, und aus Politik, um ihren Gründen deſto mehr Gewicht zu verſchaffen. Nach und nach wurden ihre Streitigkeiten über die Religion ſeltner, und hörten endlich gar auf, aber ihre Gefälligkeit für ihn blieb. In der Folge der Zeit ſah ſich aber Kan-ſu nicht

mehr im Stande die unersättliche Wollust dieses Weibes zu befriedigen. Sie forderte mehr von ihm als seine Kräfte vermogten welche sie erschöpft hatte. Auch war er durch den häufigen Genuß gesättigt. Er machte sich also auf eine gute Art von ihr los und suchte ein Mädchen die weniger Begierden hatte und mehr wahre Liebe für ihn hegte. —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Sein Wunsch ward ihm bald gewährt. Er fand ein Frauenzimmer, schöner als alle seine vorigen Gebieterinnen und von den Fehlern derselben frey. Sie besaß nur ein wenig Eitelkeit, Liebe zur Pracht, und wollte es allen andern ihres Gleichen darinn zuvorthun; doch das sind Schwachheiten die man dem schönen Geschlecht gern verzeiht. Die Kosten des Glanzes der stets ihre liebenswürdige Person umgab, mußten ihre Anbeter tragen, denn sie war nicht sonderlich reich. Indeß hatte es niemals das Ansehen als

ob ſie etwas von ihnen verlangte. Sie wußte auf eine ſo geſchickte Art zu fordern, daß diejenigen welche ihr Geſchenke brachten ſich noch glücklich ſchätzen mußten wenn ſie ſie annahm. Kan-fu der ſie bis zur Ausſchweifung liebte überhäufte ſie damit. Dafür widmete ſie ihm ihre ganze Zärtlichkeit, erfüllte alle ſeine Wünſche und liebkoſte ihm ſo, daß er für Entzücken ſich und die ganze Welt vergaß. Eine unangenehme Entdeckung weckte ihn aus dem ſchönſten Traume ſeines Lebens. Er ſah ſich von allen ſeinen Schätzen entblößt, die er mit nach Europa gebracht hatte. Da er kein Mittel wußte ſeine leeren Beutel wieder zu füllen, ſo ſank er in die tiefſte Schwermuth. Seine Geliebte bemerkte es und ſuchte ihm die Urſache derſelben abzuſchmeicheln. Aus Furcht ſie zu betrüben geſtand er ſie ihr nicht und wußte bald dieſen bald jenen Vorwand ſeiner Traurigkeit zu erſinnen. Sie äuſſerte das heftigſte Verlangen einen neuen Kopfſchmuck zu beſitzen der damals eben Mode geworden war und wunderte ſich daß Kan-fu nicht auf den erſten Wink von ihr geflogen war

um einen zu kaufen, wie er doch ſonſt zu thun gewohnt war. Er hatte ſich immer geſtellt als ob er von alle dem nichts verſtünde was ſie in dieſer Abſicht vorbrachte. Endlich konnt' er es nicht mehr über ſich erhalten ſie zu täuſchen und entdeckte ihr offenherzig ſeine Umſtände. Er hoffte Troſt und Theilnehmung bey ihr zu finden und erſtaunte als ſie einen Kaltſinn blicken ließ den er niemals bey ihr bemerkt hatte, und der ihm bey dieſer Gelegenheit ſehr übel angebracht ſchien. Den Tag darauf fand er ſie nicht zu Hauſe, den folgenden ließ ſie ſich durch ihr Kammermädchen entſchuldigen daß ſie ihn nicht ſprechen könne, weil ſie wegen heftiger Kopfſchmerzen zu Bette läge. Kurz darauf erhielt er ein Billet von ihr worinn ſie ihn bat ſie mit ſeinen fernern Beſuchen zu verſchonen, weil ſie nicht geſonnen ſey, einen Umgang länger fortzuſetzen über welchen ihr Gewißen ihr längſt die bitterſten Vorwürfe gemacht hätte. An demſelben Nachmittag ſah er ſie auf einem öffentlichen Spatziergang, mit dem neuen Kopfputz geſchmückt, am Arm eines einäugigten Krämers, der vor kur-

gem eine reiche Erbschaft gethan hatte. — Kan-ſu gerieth in die äuſerſte Wuth über dieſe Behandlung und ſchwur, ohne Aufſchub ein Land zu verlaſſen in welchem er in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht worden war. Die Empörung ſeines Gemüths war ſo ſichtbar daß ihn die Leute für wahnſinnig hielten, als er mit ſtarken Schritten die Straßen auf und ablief. Ein alter Mann von einem ſehr ehrwürdigen Anſehen hatte Mitleid mit ihm. Er nahm ihn bey der Hand, führte ihn in ſein Haus, fragte ihn was ihm fehle und ob ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſey. Kan-ſu erzählte ihm die verſchiednen Geſchichten ſeiner unglücklichen Liebe. Der alte Mann lächelte bey deren Anhörung und ſagte hierauf zu ihm: „Du haſt nicht Urſache Dich zu beklagen, Du müßteſt denn auf einen beſondern Vorzug vor allen andern Menſchen Anſpruch machen. Keinem Erdenſohn iſt es jemals beſſer gegangen als Dir. So ſind die Weiber bey uns alle. Du kannſt noch einmal ganz Europa durchreiſen und Du wirſt kein einziges Weib finden das nicht unter eine von den

Claſſen

Claſſen gehörte die Du mir genennt haſt. Im Gegentheil ſind ſie oft noch weit ſchlimmer als die welche Du kennen lernteſt. Du haſt alſo noch von Glück zu ſagen daß Du ſo gut weggekommen biſt. Traue meiner Erfahrung in dieſem Stücke. Ich war auch einſt jung und liebte die Frauenzimmer. Nun hab' ich dieſe Thorheit abgelegt und ſehe ſie als einen Traum der vergangnen Zeit an. Suche keine Vollkommenheit wo ſie nicht zu finden iſt. Beruhige Dich und überlaß' es der Zukunft Deine Wunden zu heilen." —

Kan-ſu fand ſich durch dieſe Worte ſehr getröſtet und in dem Vorſatz geſtärkt in ſein Vaterland zurückzukehren. — Von allen ſeinen Reichthümern war ihm noch ein einziger Diamant übrig geblieben. Er verkaufte ihn, ging nach dem nächſten Hafen, ſchifte ſich nach Indien ein und eilte bey ſeiner Ankunft der ſtillen Hütte zu in welcher er erzogen worden war. Daſelbſt verlebte er den Reſt ſeiner Tage, nach dem Beyſpiel ſeines Vaters, in Einſamkeit und widmete ſie beſon-

bers den Betrachtungen über das was er in Europa bemerkt hatte, von der Zeit an da er von den Kaufleuten belogen und bestohlen worden war, bis auf den Augenblick in welchem ihm seine letzte Geliebte eines neuen Kopfschmuckes wegen den Abschied gab.

Der Zwirn und die Nähnadel.

Ce n'eſt pas un petit ouvrage
Que ſatisfaire un pucelage
Sur les myſteres de l'amour.

Ein gutes Kind folgt ſtets der Mutter weiſen Lehren
Aus denen die Erfahrung ſpricht,
Es wird auf keine Lockung hören,
Gehorſam bleibt es ſeiner Pflicht.
So Nettgen auch. — „Kind, kannſt du's nicht vermeiden
Bey froher Luſt, bey Tanz und Spiel zu ſeyn,
So, ich befehl' es dir, ſo laß dich nie verleiten
Zum Tanzen und dergleichen Schwärmereyn;
Denn es verlohr beym wilden Tanze,
So ſehr er auch Vergnügen ſchafft,
Schon manches Mädchen aus dem Kranze
Das ſchönſte Blümchen — ihre Jungferſchaft.

Dies glaube mir. — So würd's auch dir ergehen;
Drum meide die Gelegenheit
Und bleib, wenn andre sich in Kreisen drehen,
Auf deinem Stuhl in stiller Sittsamkeit." —
Die Mutter sprach's — es merkte Nettgen
Sich den Befehl — Beym ersten Ball
Auf dem sie war setzt sich das gute Mädchen
In einen Winkel einsam auf dem Saal.
Schon formte sich die glänzende Colonne,
Schon schwebte an des Jünglings Arm
Manch schönes Kind — das Herzchen schlug vor Wonne
Beym sanften Händedruck noch eins so warm.
Ein Stutzer kam. — „Mamsell ist es gefällig?" —
„Verzeihen Sie mein Herr, ich tanze nicht." —
„Was hör' ich? Einen Korb? Man lebt hier so gesellig,
Sie thun allein auf diese Lust Verzicht?
Sie werden mich gewiß nicht überreden
Als hätten Sie das Tanzen nicht gelernt." —
„O nein ich kann es wohl, doch thu' ich's nicht, und bäten
Sie mich auch noch so sehr, ich bleib' entfernt." —

Er

Er drang in ſie, den Grund ihm zu entdecken
Von dieſer ſeltnen Weigerung. —
„Ich wüßte nicht, was ich vor Angſt und Schrecken,
So ſprach ſie, unternähm, wenn ich beym raſchen Sprung
Die Jungferſchaft verlöhr. Mama muß es wohl wißen,
Sie hat mich längſt gewarnt. Ich würde gleich
Mich auf der Stelle hier zu Tode ſchämen müſſen,
Begegnete mir der verwünſchte Streich." —
Das Herrchen ſchmunzelte — Ein Kind von funfzehn Jahren,
So unſchuldsvoll, naiv und ſchön,
Im Spiel der Liebe gänzlich unerfahren,
Wer mag da der Begierde widerſtehn?
Bald war's gemacht, das Plänchen zur Verführung,
Schon wünſcht' er ſich zu ſeinem Siege Glück
Und warf voll von verſtellter Rührung,
Auf ſeine Schöne einen Blick. —
„Sie dauern mich daß Sie gerechte Furcht verhindert

Im Cirkel des Vergnügens ſich zu freun;
Doch bald ſoll dieſe Furcht vermindert
Und Sie gleich andern frölich ſeyn.
Ich weiß die große Kunſt, die Jungferſchaften
So feſt zu nähn, daß man ſie nie verliert;
Mit Leib und Leben will ich dafür haften
Daß auch die Ihrige dann halten wird.
Erlauben Sie mir nur es gleich ins Werk zu
ſetzen." —
Das Mädchen gieng gar gern den Vorſchlag ein
Und glaubte ihre Pflicht nicht zu verletzen,
Könnt' ihres Kleinods wegen ſie nur auſſer Sorgen ſeyn.
Im nächſten Zimmer ward nun friſch genähet;
Wie ſehr gefiel ihr dieſe Näthereу!
Was ein erprobtes Mädchen nie geſtehet
Geſtand die Unſchuld ihrem Räuber frey. —
„Mama, ſprach ſie, hat immer was zu tadeln,
Ich mag auch noch ſo emſig nähn,
Ja, kaufte ſie mir ſolche Nadeln,
Sie würde ihre Freude ſehn.
Doch wird auch meine Jungferſchaft nun halten?
Ich fürchte ſehr daß ſie noch lecker ſey." —

„Ge-

„Gewiß ſie hält, Sie können damit ſchalten
Wie's Ihnen nur beliebt; ich kenne meine Nä-
therey." —
Nun tanzte Nettgen raſch und jedermann er-
blickte
An ihr ſonſt nie gewohnte Munterkeit,
Und jede Stellung, jeder Schritt von ihr ent-
zückte,
Sie war ganz Anmuth, ganz Gefälligkeit. —
„Ich habe viel getanzt, ſprach ſie nach einer
Stunde
Zu ihrem Näther, kommen Sie,
Wir wollen ſehn ob nicht Ihr Werk zu Grunde
Gegangen iſt; denn Vorſicht ſchadet nie.
Bey ſolchen Sprüngen hält ja wohl zu Zeiten
Die ſtärkſte Nath nicht viel,
Und welche Schande wär's, wenn ſo vor allen
Leuten
Mir meine Jungferſchaft entfiel!" —
Sie ward nunmehr zum andernmal befeſtigt,
Dann gieng das Tanzen wieder an;
Bald aber kömmt ſie und beläſtigt
Mit neuen Zweifeln den Galan. —

„Ach,

„Ach, ſprach er dann, Mamſell, ich muß es
frey geſtehen
Mein Zwirn iſt alle. Diesmal kann
Ich nicht mehr dienen; doch zu ſolchem Nähen
Gewiß Sie treffen da wohl hundert andre an.“ —
„Ihr Zwirn iſt alle? Wie? Und erſt vor einem
Weilchen
Fühlt' ich, ſo wahr ich ehrlich bin,
Bey Ihnen zwey recht hübſche Knäulchen,
O Schalk wo ſind denn dieſe hin?“

Hans Kump und ſeine Frau.

Kump freyte um die muntere Liſette;
Er fand ſie hübſch und dies war ihm genug.
Er brauchte eine Frau ins Bette;
Sie hörte willig ſein Geſuch,
Denn ſie war arm, ihr Herz zwar längſt verſchenket,
Doch von der Liebe lebt man nie —
Ein Mädchen die ihr Wohl bedenket
Vertauſcht um Gold gewiß die Seelenharmonie. —
So ſehr Leander ſich betrübte,
Sie falſch, verbuhlt und treulos ſchalt —
Ob ſie ihn gleich noch zärtlich liebte —
Es half ihm nichts. Des Goldes Allgewalt,
Weit überwog ſie ſeine dürftge Liebe.
Noch linderten den Schmerz Liſettgens Tröſtungen; —

So gut als wenn ich stets dein eigen bliebe,
Sprach sie, sollst du mich auch als Frau noch sehn.
Ja laß mir meine List gelingen,
So wollen wir, in süsser Wonn' entzückt,
Der frohen Stunden viel verbringen
Eh noch des Ehstands Joch mich drückt." —
Gesagt, gethan. Kump führt sie zum Altare
Und freute sich der Brautnacht schon,
Auf die er seit so manchem Jahre
Die Kräfte aufgespart, die Lockungen geflohn.
Indessen hatte schlau die Neuvermählte
Den höchsten Reiz der Lüsternheit,
Der oft die schwächsten Nerven stählte,
Und dessen Anblick schon seit Mutter Evens Zeit
Das Männervolk in Trunkenheit versetzet,
Der die Begierde nie ganz sättigt, sie nur stillt,
Den jeder Thor und jeder Weise schätzet —
So gut sie es vermocht — wer weiß denn wie? —
verhüllt.

Kump

Kump ſuchte nach der Quelle alles Lebens
Und ſchüttelte den Kopf als er nichts fand. —
„Ach! rief Liſettgen aus, du ſuchſt vergebens;
Mir hat die kärgliche Natur nichts zugewandt
Von dem was alle andre Mädchen haben.
Ich bin verwaißt, zu ſtillen Gram verdammt." —
„Das wäre ſchön. Woran ſollt' ich mich laben
Wenn dir das fehlt, was längſt mein Herz entflammt?
Ich nahm dich blos zum Zeitvertreibe
Weil mir die Einſamkeit nicht mehr gefiel,
Was ſollt' ich nun mit einem Weibe
Das ganz untauglich iſt zum Liebesſpiel?" —
„Nun tröſte dich mein Schatz, du wirſt es wißen
Für Geld bekömmt man alles hier,
Und nur um deine Luſt zu büßen,
Nicht etwa mir zu Lieb, entdeck' ich dir:
Es iſt ein Künſtler in der Nähe
Der ſolche Dinger machen kann
Wie du ſie brauchſt, drum ſäume nicht und gehe
Gleich morgen hin zu dieſem Mann." —

Leandern nennte ſie, das wird man leicht errathen.

Kump eilte hin und klagte ihm ſein Leid;
Der ſchlaue Fuchs roch gleich den Braten
Und machte anfangs Schwierigkeit. —
„Doch, ſprach er endlich, Ihnen zu Gefallen
Nehm' ich die Sache über mich;
Sie iſt zwar ſchwer, doch wird ſie leicht mir fallen,
Für einen Mann wie Sie thut man es williglich.
Zur Operation brauch' ich zwey Ellen
Vom feinſten Scharlachtuch, und dann die Haut
Von einem Bär, zwey Scheffel Salz. — In Fällen
Wo meiner Kunſt ſich nicht ein Freund wie Sie vertraut,
Verlang' ich noch weit mehr. — Für mein Bemühen
Verwilligen Sie mir nur hundert Louisdor,
Und auf acht Tage muß Liſette zu mir ziehen
Dann iſt's geſchehn, ich ſteh davor." —

Kump

Kump gab mit Freuden ihm was er begehrte,
Und ſchickte ſeine Frau gleich zu dem ſeinen Herrn.
Was ſie zuſammen trieben, dächt' ich, lehrte
Schon jedem die Vernunft, drum ſchweig' ich
gern. —
Acht Tage waren nun verfloſſen und Liſette
Kehrt dann zurück zu ihrem Mann;
Er legt ſie gleich begierig hin aufs Bette
Und ſchaut das Werk des Künſtlers an. —
„Hum, rief er aus, der Schelm hat mich be
trogen!
Die ganze Bärhaut hat er mir,
Ein kleines Endchen abgezogen,
Entwendet; und der Scharlach hier
Beträgt ja nur zwey ſchmale Streifen
Die er, das iſt zu toll, zwey Ellen ſchätzt
Man kann es ja mit Händen greifen
Daß er abſcheulich hat gemetzt." —
Drauf ſteckt der Tölpel einen Finger,
Um ſeiner Sache ja gewißer noch zu ſeyn,
Tief in Liſettgens Liebeszwinger,
Fährt dann mit ihm in ſeinen Mund hin-
ein. —

„Nun, mit dem Salze, spricht er, mag es gehen,
Da hat's wohl seine Richtigkeit;
Doch besser ist's, ein Mädchen ist versehen
Mit allem was man braucht, wenn man sie freyt."

Gedichte.

Ες ζειγτ διε Σπραχε μȣντρερ Ιȣγενδ
Νιχτ ςετς δερ Τȣγενδ Φέλερ αν.

An Grecourts Schatten.

Wo wallt Dein leichter Schatten jetzt,
vielleicht in einem Myrthenhaine
wo ſich der allberühmte kleine
Cupido ſcharfe Pfeile ſchnitzt?
Du ruhſt gewiß in Roſenblättern,
und lernſt an Phrynens Schwanenbruſt
durch wonnevolle Liebesluſt
Dein irdiſch Weſen zu vergöttern.
Ein nackend Chor von Nymphen ſpringt
gewiß um Dich in freien Tänzen,
indeß mit grünen Epheukränzen
ein Nymphchen Deine Stirn' umſchlingt,
ein junger Amor, ſchön zum malen,
ſchenkt Dir gewiß Falernerwein,
und ſchäumenden Champagner ein,
und reicht ihn Dir in güldnen Schaalen.

So ſtell ich jetzt Dein Loos mir vor,
o wär' auch mir dies Loos beſchieden! —
Doch leider leider deckt hienieden
die Grazien all' ein zu dichter Flor,
ich wag es jetzt, wie Du zu ſingen,
vielleicht daß mir es einſt noch glückt,
von keinem falſchen Putz geſchmückt,
in Amors Heiligthum zu dringen.
Begeiſtre mich mit Deiner Glut,
Dich will ich mir zur Muſe wählen,
und Deinen Liedern nacherzählen,
was Cypripor für Wunder thut.
Schon ſtrömt in einen vollen Buſen
des loſen Witzes mächtge Kraft,
ſchon raub ich kühn die Jungferſchaft
den Nymphen, Grazien und Muſen,
und ſpotte Platos Schwärmerey.
Ich will von weit geliebtern Dingen,
von Mädchenheiligthümern ſingen,
und nicht von faden Einerlei,
der Simpathie bethörter Seelen,
ich bin ein Menſch, nicht kalter Stein,
ich will beym Nektar mich erfreun

und mir ein holdes Mädchen wählen.
Und fahr ich dann zur Unterwelt,
ſo werd ich in beblümten Gründen
bey Dir ein ſüßes Nymphchen finden,
das ſtill bey meinen Scherzen hält.
Und Rhadamant wird mirs vergeben,
und mich zu Amors Prieſter weihn,
denn ohne Lieb und ohne Wein,
ſpricht Weiſſe ſchon, was iſt das Leben?
vielleicht belohnt der Richter mich,
und ſpricht: Du ſollſt zum Lohn die Gaben,
des Rebhuhns und des Sperlings haben,
wer wär dann glücklicher, als ich?

An Laura.

Wie lang' o Thörin, ahmſt Du ſchwach
die Luſt geheimer Liebe nach,
ach willſt Du ſtets die Glut von Küſſen
wo Zung' auf Zunge heimlich trift,
den Balſamthau der Liebe miſſen? —
ſtets flieheſt Du vor meinen Kuſſen,
als flöß' von meinem Munde Gift.

Gieb einmal nach, laß nur einmal,
beym Götterrauſch erhitzter Sinnen,
des Jünglings Kraft in Deine Muſchel rinnen,
die allzu oft ein ſüßer Traum ihm ſtahl.
Nur einmal ſchmecke dieſe Freuden,
ſie ſind ſo zaubriſch und ſo ſüß,
ſind Deiner werth, und o Du wirſt gewiß
das loſe Spiel der Finger meiden.

Ich

Ich komme, wann die Nacht erſcheint,
und will Dich dann in ſchmachtenden Verlangen
zum ſüßen Minneſpiel umpfangen,
das uns im Rauſch zu eins vereint.
Ich komm' Dein Mieder aufzuſchnüren,
löß' Deine goldnen Locken los,
bis meine Hände ſich im Schoos,
bey ſchönern Locken ſtill verlieren.
Ich wühle dann in Deines Buſens Schnee,
bis daß wir unter Flammen küßen,
in trunkne Zärtlichkeit zerfließen,
und ich zum Ziel erhörter Liebe geh.

O welche Luſt. Die kühne Hand
löſt erſt der Kniee buntes Band
und drückt die vollen Marmorwaden,
die ihres ſeidnen Strumpfs entladen,
wie Schnee ſo weiß, wie Stahl ſo feſt,
nach größrer Luſt uns ſchmachten läßt.
Nun ſchlüpf ich mit beherzten Händen
empor zu Deinen weichen Lenden,
das Röckchen fällt, das ſie verhüllt,
ich kann in Deinen Locken wühlen,

und zärtlich mit dem Kranze ſpielen,
der ſanfter als ein Pfirſich ſchwillt.

Nun ſteht des Kleiderſchmucks entladen,
gleich jungen reizenden Najaden,
Laurettchen hold vor meinen Augen da. —
O lächle nur, daß ich ſo ſchön Dich ſah.
Die Wolluſt glüht in Deinen Minen,
Du kämpfſt mit mir den wolluſtvollſten Streit,
erhitzeſt Glut und Zärtlichkeit,
und läſſeſt mich den Minneſold verdienen.
Ein weiches Bett nimmt uns gefällig ein,
ich ſänge gern', wie wir uns dort erfreun,
jedoch Dein Bettchen hat Gardinen.

An Elise.

Du siehst so blaß, so krank, so bleich,
siehst nur den weißen Lilien gleich,
o komm' und laß Dich heilen,
Du dauerst mich in Deiner Noth,
ich will Dir bald der Rose Roth,
durch einen Kuß ertheilen.

Du schmachtest nach der Liebe Lust,
tiefseufzend hebt sich Deine Brust,
nährt schmachtendes Verlangen,
die Thräne die der Wang' entrollt,
gilt nur entbehrten Minneseld,
Du solst ihn heut empfangen.

Ich will Dein Arzt und Retter seyn,
auf Deinen Altar Weirauch streun,
erst zärtlich mit Dir spielen,
und wann Dein Aug' in Wollust bebt,

sich

ſich heftiger Dein Buſen hebt,
die Glut mit Balſam kühlen.

Wie Epheuranken ſchling' ich mich,
im Göttertaumel dann an Dich.
Du ſchlingſt an mich Dich wieder,
und wann Dein Leib ſich zitternd hebt,
Dein Mund an meinen Lippen klebt,
ſinkſt Du geheilet nieder.

Tagtäglich, Mädchen, denkſt Du dann,
was nicht ein Jüngling helfen kann!
o mehr als tauſend Alte.
Du lädſt mich ſtets zu Küſſen ein,
ſchlürfſt meine Jugendkräfte ein,
bis ich auch einſt erkalte.

Nach jeder frohdurchlebten Nacht,
die wir im Opfer zugebracht,
wirſt Du der Roſe gleichen.
Doch jede Nacht die Dich entzückt,
und Purpurn wie Aurora ſchmückt,
wird mich zur Lilie bleichen.

Doch werd' ich auch wie Lilien bleich,
bin ich an ſolchen Nächten reich,
will ich es gern' ertragen.
Ich opfre mich mit Freuden auf,
zum Lohn wird Cypripor mich drauf
im Schoos Cytherens tragen.

Der Holzhauer.

Eine Erzählung nach dem Grecourt.

Hans fällte Holz mit seinem Beil,
das Holz war hart, Hans vor den schwachen Alten,
kaum kennt' er's noch mit einem Keil
und unter tiefen Aechzen spalten.
Ein lautes Hem erscholl bey jedem Schlag;
sein Weibchen hört's, und fängt drauf an zu fragen:
Mein Kind, was will dies Hem denn sagen? —
„Dies Hem, mein Schatz, hilft stets dem Keile nach,
„er dringt weit tiefer in des Holzes Ritzen,
„und wär' es hart wie Stahl und Stein,
„o solch ein Hem kann öfters ungemein,
„bey schweren Jungferschaften nützen."

Das Weibchen ſchwieg, es kam die Nacht heran,
Hans ſchnarcht bereits in ſeinem Bette,
indeſſen ſchmiegt ſich feſt wie eine Kiette,
das junge Weib an den bejahrten Mann,
und ſucht durch Kitzeln und durch Necken,
die Amors Liſt für uns erſann
den alten Adam zu erwecken.

Ihr Vorſatz glückt in kurzer Zeit,
der Alte ſchmiegt mit beyden Handen,
ſich feſt an ihre Mannbarkeiten,
und rüſtet ſich zum Ueberſtreit.
Um all' die Kraft erhabner Männlichkeit,
in ihrem Schooſe zu verſchwenden.

Doch ach, Hans war zu alt und ſchwach,
um ihre Lüſternheit zu ſtillen,
nur tropfenweiße rinnt ein Bach,
und kann nicht mehr die Opferſchale füllen.
Von Glut empört, ſeufzt ſtets das Weibchen, ach!
ach! Männchen, ach, um's heilgen Stephans
willen,
ſag Hem! — es hilft vielleicht dir nach.

Schweig Thörin, ſchweig, dies iſt des böſen Alten,
erzürnte Antwort: biſt du klug?
was ſoll dies Hem? — Ich will dich ja nicht ſpalten,
denn leider biſt du's ſchon genug!

Gewiſſenhaftigkeit.
Ein Schwank.

Der alte Toffel war ein Mann,
ſo fromm und gut und bieder,
daß ich ihn kaum recht preiſen kann,
auch ſelbſt durch tauſend Lieder.

Hier iſt ein Beyſpiel ſonder Art,
das will ich euch erzählen,
wie's neulich mir berichtet ward,
von glaubhaft frommen Seelen.

Einſt in der Nacht, es war ſchon ſpät,
kroch er zum Zeitvertreibe,
der keuſchen Lieb' ins warme Bett',
zu ſeinem lieben Weibe.

Doch ach, die hatte ſchnell der Schlag,
zuvor im Bett gerühret,
und ihr lieb Seelchen allgemach,
in Abram's Schoos geführet.

Dies wuſte nicht der gute Mann,
und fieng mit frohen Muthe,
verliebte Zwiſtigkeiten an,
und that ſich was zu gute.

Vollendete der Minneſpiel,
ob ſie ſich gleich nicht regte,
weil ſie gewöhnlich ſich nicht viel,
beym Liebeskampf bewegte.

Doch ach nun ward er ſchnell gewahr,
daß ſie bereits verblichen
und daß aus ihrem Augenpaar,
das Lebenslicht gewichen.

Das zog er ſich drauf zu Gemüth,
und konnt es nicht vergeſſen,
ſein feurig Auge ſchien verglüht,
auch wollt' er nichts mehr eſſen.

Die Nachbarn ſprachen all' ihm zu,
auch ſelbſt die Nachbarinnen,
doch hatt' er Tag und Nacht nicht Ruh,
und kam ſogar von Sinnen.

Da ſchrieb man an den Papſt, und bat,
er möcht' ihn abſolviren,
vielleicht würd' es, an Arztes Statt,
den Kranken noch kuriren.

Der Papſt war willig und bereit
vergab ihm ſeine Sünden,
und ſchnell ſah man die Traurigkeit
aus ſeinen Herzen ſchwinden.

Und eine Bulle ward bekannt,
den Weibern zu gebieten,
bey Straf: ut mater moveant,
um Unheil zu verhüten.

Die Christnacht.

Eine Erzählung.

Die Christnacht bringt fast allgemein,
den Kindern Spielwerk Pfeffernüsse,
und tausend andere Näscherein,
und Mädchen oft verstohlne Küsse
die mehr als Marcipan erfreun.

Frau Jobsten hatte einen Knaben,
so ohngefähr von sieben Jahr,
der kahler als Elias war,
und doch war sie an rauchen Gaben,
an vielen Theilen ziemlich reich,
und manchen Nonnen ziemlich gleich
die Mähnen statt der Locken haben. *)

Die

*) Man sehe die vortreflichen Gedichte im Geschmack des Grecourt: Das Zeichen am Leibe.

Die Chriſtnacht kam nun auch heran,
Frau Jobſten lag bereits im Bette,
und nun erſt dachte ſie daran,
daß ſie den kleinen kahlen Mann,
zuvor noch zu beſchenken hätte,
ganz nackend ſprang ſie aus dem Bette,
hob's Hemdchen auf und füllt es dann
mit Näſcherein und Spielwerk an,
und gieng drauf zu des Söhnchens Bette.

Das Söhnchen aber war ſchon wach,
und als er nun den Purpurbach
den Schilf von braunen Locken ſchmückte,
in ſeiner ganzen Pracht erblickte,
rief haſtig der vergnügte Tropf,
und fuhr an ihren Marmorlenden
empor mit ſeinen kleinen Händen,
iſt die Perück' für meinem Kopf?

An meine Gegner.

Berauſcht euch nur an Schwärmereien,
verläugnet Menſchheit und Natur,
mein Freund iſt Ariſtipp, mein Liebling Epicur,
ich will mich ihrer Weisheit weihen,
ich bete nur Cytherens Altar an,
und ehre ſie durch Opfer und durch Thaten,
und laß euch gern; warum ich Xenocraten,
und Bettler nicht beneiden kann,
die Trägheit ſtumpfer Alltagsſinne
mein iſt der Wein, mein iſt die Minne,
ſchlürft Waſſer ihr, ſo viel ihr könnt,
ihr ſeid in eurem Element,
ich will dafür in meinem bleiben,
und wann ihr kalt und wäßrig ſchreibt,
will ich berauſcht mit Feuer ſchreiben,
bis Charon uns an gleiche Ufer treibt.

Ich ſchimpf euch nicht, und will euch glauben,
daß euch kein Saft gepreßter Trauben,
daß euch kein Mädchenkuß entzückt,
und daß ihr lieber noch in Folianten wühlet,
als mit verliebten Nymphen ſpielet,
und lieber in ein Buch voll Logarithmen blickt,
als nach der Grazien Buſen ſchielet,
doch ſeyd auch wiederum gerecht,
und tadelt nicht, wenn ich weit lieber küße,
als griechiſch leſ' und lieber Wein genieße,
als Waſſer, das die Nerven ſchwächt,
wir werden dann uns immer gut vertragen,
ich laſſ' euch die Philoſophen,
den kalten Blick, den leeren Magen
und der Spartaner ſchwarzen Brey,
die Eicheln und die Waſſerquelle,
und ihr räumt mir an deren Stelle
die hübſchen Mädchen und den Wein,
und all des Lebens Freuden ein.

Wie ich die Liebe kennen lernte.

Ich war ein Knab und gieng allein
in einen dichten Buchenhain,
dem Wohnſitz guter Hirten,
wo viele hundert Tauben zart,
durch Lieb' und Gegenlieb gepaart,
auf grünen Zweigen girrten.

Da kam ein Mädchen wunderſchön,
und lächelnd wie die Grazien
mit Roſen auf den Wangen,
ihr Auge war voll Glanz und Licht,
und bläulich wie Vergiß mein nicht,
grad auf mich zugegangen.

Noch wußt ich nicht, was Liebe war,
doch ward es mir ſo ſonderbar,
verſteinert blieb ich ſtehen —
ich ſah ihr ſtarr ins Angeſicht,
und freute mich, und konnte nicht,
mich ſatt genug dran ſehen.

Und als ſie endlich zu mir ſprach,
da wurden Sinne plötzlich wach,
die ich zuvor nicht kannte.
Mein Herz ſchlug mir ohn' Unterlaß,
und in den Adern fühlt' ich was,
das heiß wie Feuer brannte.

Sie bat, ich möchte mit ihr gehn,
dort wüchſen Beeren roth und ſchön,
ich möcht' ihr welche pflücken,
ſie ſchlang ſich ſchnell an meinen Arm,
ihr Händchen war ſo weich und warm
ich fieng es an zu drücken.

Ich drückt es ihr und ſie verſtand,
den kleinen ſanften Druck der Hand,
und drückte ſanft mich wieder,
und ſah mit holden Lächeln dann
mich halbverſtohlen ſchmachtend an,
und dann im Buſen nieder.

Auch ich ſah nach dem Buſen hin,
und ſie ward roth bis an das Kinn,
als ſie den Blick entdeckte,

und plötzlich zog ſie einen Flor,
mit ungerechten Händen vor,
der ihre Bruſt verſteckte.

Ich ſchwieg, doch kehrte ſtets mein Blick,
zu jenen Zauberritz zurück,
der ſanft ſich hob und blähte,
doch der verwünſchte Flor,
hing wie ein Nebel dicht davor
ſo ſehr mein Aug' auch ſpähte.

So giengen wir ein Weilchen fort,
und keines ſprach ein einzig Wort,
bis wir uns niederſetzten,
und viel von himmliſchen Gefühl
und unbekanntem Minneſpiel
und Glück der Liebe ſchwätzten.

Wir ſaßen hier auf weichen Moos,
ich legte mich auf ihren Schoos,
mit glühendem Verlangen,
hob ich mich leiſe dann empor,
verſchob geſchwind den Buſenflor,
und küßte Bruſt und Wangen.

Sie ſträubte ſich, doch wenig nur,
ich folgte dann der ſchönen Spur,
ihr Mund, gebaut zum küſſen,
war meiner Wünſche ſüßes Ziel,
ließ mich der Wolluſt vor Gefühl,
in vollem Maaß genießen.

Entflammter, ward ich jetzt ſchon kühn,
ich hing mich feſt an ihren Knien,
warf halb mich auf ſie nieder.
Verſtohlen zupfte meine Hand,
ſchon an den kleinen Strumpfenband,
und an den leichten Mieder.

Ihr Röckchen hob ich leicht empor,
noch leichter wie den Buſenflor,
nun fuhr ich mit den Händen,
empor zum purpurfarbnen Schoos,
den braungelocktes Haar umfloß,
und küßte Marmorlenden.

Das Heiligthum von Amathunt,
den roſenfarbnen kleinen Mund,
den heilig Schilf beſchirmet,

ward

ward bald von meinem Aug' entdeckt,
mit tauſend Küſſen überdeckt,
und ſiegreich dann beſtürmet.

Wie flog ſie unter mir empor,
als ſich ihr Blick in Nacht verlor!
wie bebten ihre Glieder!
heiß drängte ſich mein kochend Blut,
hoch flog ich auf in Liebesglut,
und ſank dann heftig nieder.

So lernt ich, was man Liebe nennt,
und, o ſeit dieſer Stunde brennt,
voll dünſtenden Verlangen
ein Feuer mir in dieſer Bruſt,
um ſtets zu gleicher Liebesluſt,
ein Mädchen zu umpfangen.

Kommt Mädchen, die ihr lüſtern ſeid,
und ſchmeckt durch mich die Süßigkeit,
von Amors ſchönſten Spiele,
die Glut, die euer Herz verzehrt,
und euch verblaßt, iſt's immer werth,
daß ſie ein Jüngling kühle.

War-

Warnung.

An Dörtchen.

Wie, Dörtchen, wie? ein Kind von vierzehn Jahren,
ein Stutzerchen mit weichen Kinn,
führt Dich zum Born der Liebe hin,
wie, Dörtchen, wie? dies muß mein Herz erfahren?
für ihn willst Du ein Kränzchen aufbewahren
nach dem ich längst so lüstern bin? —

Kaum kann er, Kind, ein Blättchen knicken,
ein solches Knäblein iſt zu ſchwach,
an Cythereens heilgem Bach,
den Kranz der Jungferſchaft zu pflücken.
Er giebt allein, für himmliſches Entzücken
Dir Sehnſucht, die er nicht erfüllt,
und Täuſchung für empörte Sinnen;
ſein Bach der nur in Tropfen quillt,
kann nie in Amors Grotte rinnen,

die

die heiliges Gebüſch verſteckt,
und wo ein Herr von Amoretten,
mit kleinen haaraeflochtnen Ketten,
die Weisheit der Platone neckt.

Verſcheuche doch den armen Wicht,
er iſts nicht werth — ſo viel ſein Mund auch ſpricht,
was hilft Dir all ſein todtes Schwatzen? —
in Amors Heiligthum zu gehn,
nein, laß mich hübſch an ſeiner Stelle ſtehn;
mir ward die Kraft verliebter Spatzen,
ich lohne Dich mit immer neuer Luſt
mein feurig Sinken, zitternd Beben,
ſoll Deiner weichen Marmorbruſt
noch nie gefühlte Freuden geben,
bald wirſt Du glühend Dich erheben,
bald giebſt Du laſſig wieder nach,
bis meiner Liebe Balſambach
die heilge Liebesgrotte netzet,
und die entflammten Sinne letzet.

Mein Pfeil trift ſtets das rechte Ziel
und ſeine Spitze wagt bey Damen,

nie

nie wahrer Wolluſt Hochgefühl
mit Furcht und Zittern nachzuahmen,
denn er verraißt das ſchwächre Ziel.
Urplötzlich dringt die weiche Spitze
tief in der Wolluſt heilgem Sitze,
bis Ohnmacht ſeine Kräfte nimmt,
und durch den Strom der ihm entfloſſen,
und dunkles Haargebüſch begoſſen
die heiſſe Glut nur heimlich glimmt.

Entſage doch dem ſchwachen Knaben,
und ſeinem unvollkommnen Spiel,
Du ſollſt ein göttlichen Gefühl
durch meine Liebeskämpfe haben
und laß von mir, Du Huldgöttin,
dein Kränzchen knicken und begraben,
für das ich ganz geſchaffen bin.

Erfüll mein Flehn, — o ein Verſuch,
wird Dich zu einem Gott erheben,
ein einzger Kampf wird Luſt genug
für tauſend ſtille Stunden geben,
Dein Auge wird in Thränen beben,

Dein

Dein Buſen mächtiger ſich blähn,
Dir Sprach und Athem bald vergehn,
und o Dein Schoos ſich zitternd heben.
Ein einzger Augenblick Genuß
lehrt Dich den Knaben dann verachten,
und nach dem wonnevollern Kuß
von einem raſchen Jüngling ſchmachten,
der mit verliebter Spatzenart
ſich unaufhörlich mit Dir paart.

Das Piketſpiel.

Eine Erzählung.

Die kleine muntre Galathee,
ein Kind von funfzehn Jahren
mit rabenſchwarzen Haaren,
und einem Leib ſo weiß wie Schnee,
ſo recht gebaut zum paaren,
und Franz, ein Knabe dick und fett,
mit Augen voller Flammen;
dies Pärchen nun ſaß einſt beyſammen,
und ſpielte nur Picket.

Das Spiel ſah' ziemlich mißlich aus,
auch galt's nicht eben wenig,
Franz hatte vierzehn König,
und Galathee drey Daus.
Schnell lies ſie Hemd und Mieder
und ihre Röckgen nieder,
und ſtand wie Göttin Cypria
auf Ida ohne Schleier da.

Du haſt Dein Spiel verloren
rief ſie mit loſen Lächeln aus,
denn ſieh hier iſt das vierte Daus,
Pickdaus mir angeboren.

Gut, ſprach drauf Franz, ich glaub' es Dir,
hier iſt mein Geld, doch mußt Du mir
auch jetzt dafür verſprechen
dies angeborne vierte Daus
nur ganz allein zu ſpielen aus,
ich will es dann ſchon ſtechen.

An die Venus.

Nimm mich auf in Deinem Heiligthume,
laß mich küſſen die geweihte Blume,
die ein leckichtes Gebüſch beſchützt.
Führe mich zur purpurfarbnen Grotte,
wo dem weltberühmten kleinen Gotte
heiße Wolluſt ſtumm zur Seite ſitzt.

Reiche mir der Liebe Taumelſchale,
daß mein Lied Dir meinen Dank bezale,
daß mein Opfer nur der Wahrheit treu.
Nicht der Abdruck thörigter Gefühle,
nicht ein Traum vom ſüßen Minneſpiele,
nein, begeiſtertes Entzücken ſei.

Laß mich ſterben in verliebten Küſſen,
und in Doris Armen mich zerflieſſen,
wenn ihr Schoos nach meinem Thaue lechzt,
Dunkel das erſtarrte Aug' umhüllet,
Lebensopfer meinem Pfeil entquillet,
und aus ihrer Bruſt die Wolluſt ächzt.

Dann ſo will ich Deine Freuden ſingen,
Opfer Dir auf Deinem Altar bringen,
Opfer der empörten Jugendkraft.
Täglich mich im Liebesrauſch entzücken,
Mädchenkränze täglich Dir zerpflücken,
kleine Kränze wahrer Jungferſchaft.

Locken, die von Lebenstropfen glänzen,
ſollen Deinen Altar dann bekränzen,
wie ſie Roſenquellen einſt umlaubt.
Mädchenblut ſoll ihn mit Purpur färben,
und ich ſelbſt will hier im Kämpfen ſterben,
wann das Alter mir die Kräfte raubt.

Der Wirbel.

Eine Erzählung.

Hans war ein Kind von funfzehn Jahren,
noch ganz im Lieben unerfahren,
doch sollt er frein.
Sein Vater gab ihm tausend Lehren,
doch, Hänschen konnte sie nur hören,
sah' aber sie nicht ein.

Der Hochzeittag war nun erschienen,
noch bat er mit der Einfalt Mienen;
sagt, wann ihrs recht versteht,
sagt Vater, sagt mir, was für Sachen,
muß man mit seinem Weibchen machen,
wenns nun zu Bette geht?

Du mußt dich, hört er: auf sie legen,
und mußt dich immer sanft bewegen,
die Braut hilft leise nach.

Ich will die Trommel dazu rühren,
da wirſt du nie den Takt verliehren,
folg nur dem Trommelſchlag.

Die Schäferſtunde ſank hernieder,
das junge Pärchen legt ſich nieder,
der hoffnungsvolle Sohn
gehorcht des Vaters weiſen Lehren,
die Trommel läßt ſich wacker hören,
und Hänschen folgt dem Ton.

Doch viel zu langſam ſchlug der kalte
befahrte nervenſchwache Alte.
Drum rief der Sohn ihm zu:
indem ſein Herz hochſchwellend bebte,
und hochempor ſein Mädchen ſchwebte,
o nun den Wirbel nu!

Erinnerung.

An Henrietten.

Von Dir getrennt, und deinem Kuß,
und all' dem ſeligen Genuß,
der einſt uns ſo beglückte,
bleibt nichts zurück — der Mirthenkranz,
der unſre Stirnen ſchmückte,
liegt Blätterlos und ohne Glanz
zerſtückt zu unſern Füßen. —
O laß uns durch Erinnerung,
und durch den zauberiſchen Schwung
der Phantaſie ein Glück genieſſen,
das allzu früh für uns entwich
und laß im Traum uns wonniglich,
feſt an einander ſchlieſſen.

Gedenk der wonnevollen Zeit,
als ich in wilder Trunkenheit,
dein weiſſes Knie entblößte,

als ich mit kühner Jünglingshand
den goldnen Gürtel löſte,
und dann die Burg der Liebe fand.
Gedenke dann an jenes Sträuben,
an Deine holde Schüchternheit,
es mögte ſtets von unſerm Streit,
die Spur auf jenen Lippen bleiben,
die tauſendmal mein Mund berührt,
eh' Du, zum Widerſtehn ſchon ſchwächer,
den ſchärfſten Pfeil aus Amors Köcher,
in Deine Grotte ſelbſt geführt.

Noch jetzt berauſcht von Phantaſieen,
fühl' ich die bleiche Wange glühen,
von der das Roth der Jugend wich,
noch jetzt beginnt ein Bach zu rinnen,
der längſt ſchon träg und langſam ſchlich.
O Mädchen, Mädchen denk' ich Dich,
ſo kocht aufs neu in meinen Sinnen
der Liebe Glut, von ſtiller Luſt,
hebt mächtiger ſich meine Bruſt,
und wünſcht aufs neu mit Dir zu ringen,
und auf den purpurnen Altar

Dir neue Opfer darzubringen,
der einſt der Heerd für meinem Erſtling
war.

O welch' ein Rauſch, geliebte Henriette,
o welch ein Taumel nahm uns ein,
als ich zuerſt, mich Dir zu weihn,
Dich hin zu Deinem weichen Bette,
mit liebevollen Armen trug
und meine Hand um Deine Lenden ſchlug,
und gern' mich ganz in Dich verlohren hätte!

Wie rollten unſre Augen nicht,
es ſchwand vor unſern feuchten Blicken
die ganze Welt, der Sonnenlicht,
ach alles alles ſchwand — nur nicht,
dies wonnige dies göttliche Entzücken,
das noch nach vielen Jahren bleibt,
und jetzt das Blut in meinen Wangen,
in ſchnellern Kreiſen heftig treibt,
um wieder Freuden zu verlangen,
die keine Gottheit geben kann,
weil längſt der Quell der Lebensfreuden,

nach unruhvollen trüben Scheiden
in Träumerein der Nacht verrann.

Noch denk' ich immer mir die Scene,
wo ich zuerſt die heiſſe Thräne,
der Wolluſt in dem weichen Schoos,
des liebeſiechen Mädchens goß.
Auch Du gedenkſt gewiß der Stunden,
wo ich Dein Heiligthum entdeckt,
und durch die ſchönſte aller Wunden
mit Purpur Dein Gewand befleckt,
wo Du der Liebe Glück empfunden,
wo Deine weiche Lilienhand
zuerſt den Pfeil der Liebe fühlte,
und mit der goldnen Locke ſpielte,
bis daß er ſchnell vor Dir verſchwand,
und ſich in Deinem Schoos verſteckte,
und zärtlich von dem Roſenrand
den Thau geheimer Liebe leckte.

Vielleicht erſcheint noch einſt die Zeit,
wo ich Dich, Holde wiederſehe,
und jenen Kampf der Zärtlichkeit,

mit neuer Jünglingskraft beſtehe.
Vielleicht, gewiß — gewiß — ich ſehe,
Dein Heiligthum im Traume ſchon,
und erndte dort den Minnelohn,
nach dem ich jetzt vergebens flehe.

Die Kloſtercontroverſe.

Eine Erzählung.

In Klöſtern giebt es Zwiſt genug,
auch Nonnen mögen wohl zu Zeiten,
aus Zeitvertreib und Langerweile ſtreiten.
Durch Diſputiren wird man klug.
Doch euch dies alles zu erzählen,
erfordert ſchon ein eigen Buch,
und hieß euch um die Zeit beſtehlen.

Nur einen Streit führ' ich euch an,
die ſchönſte aller Controverſen,
und ſing' ſie euch in leichten Verſen,
ſo gut ich immer ſingen kann.

Drey Nönnchen, alle hold und ſchön,
drey Nönnchen, Agnes, Fickchen, Clare,
und alle drey im groſſen Stufenjahre,
wo neue Sinn' in uns entſtehn,

gerie-

geriethen einſt in nicht geringen Streit,
wodurch die Menſchheit ſich vermehre
und was der Pfeil der Männlichkeit,
wohl eigentlich, und anatomiſch wäre.

Sie ſtritten all mit Heftigkeit,
in ihren wolluſtvollen Blicken
lag all der Durſt nach dem Entzücken,
das Amors Pfeil ſo reichlich beut.

Ich weiß gewiß, ſprach Schweſter Clare,
daß es nur blos von Knorpelart,
auch hat es juſt ſo krausgelockte Haare
wie hier an meinen kleinen Bart.
Sie wies — wohin? — o welche Frage,
du biſt's nicht werth, daß ichs dir ſage. —

Wie Knorpel? — nein, es iſt zu zart,
rief Schweſter Agnes halb entrüſtet,
von Knorpel kanns gewiß nicht ſein,
es gleicht der Pfirſich hier, iſt Fleiſch und Bein,
es hebt ſich juſt, wie ſie ſich brüſtet,

ſie

ſie wieß — wohin? — wer dies nicht rathen kann,
ſeh' nur das Aug' von ſeinem Mädchen an.

Ach keins von beyden, ſchrie die Dritte,
ihr nehmt von euch das Beyſpiel her,
als wenn's bey Knaben in der Mitte
auch ſo, wie bey uns Mädchen wär.
Nein Schweſtern, nein, ich hab's erdacht,
aus ſtraffen Sehnen iſt's gemacht.

Die Frau Aebtiſſin hört indeſſen,
dem Streit der Nönnchen zu, und lacht,
und ſpricht: — was ihr euch Sorgen macht,
ich glaube gar, ihr werdet noch die Nacht,
den ſanften Schlaf darob vergeſſen.
Hört jetzt mein weiſes Urtheil an:
ihr alle habt es nicht getroffen,
doch Kinderchen ich will verhoffen,
daß ich euch ſchon belehren kann.

Noch geſtern, da ich in der Zelle,
mit unſerm Pater Prior blieb,

und

und er mir dort die träge Zeit vertrieb
ward mir das Ding auf einmal helle.
Ich hielt es ſanft in meiner Hand,
da ward's ein Knochen, und ich fand,
daß es ſo hart als Eiſen werde.
Und als ichs drauf ein Weilchen ſtrich,
und drückte, floß ganz ſichbarlich,
der helle klare Stoff zur Erde.

An Sachariſſa.

Du buhlſt umſonſt, umſonſt, ich opfre nicht,
dem Gott der Lieb' auf ſinkendem Altare,
wo kaum der Ueberreſt vom heilgen Lockenhaare
den purpurrothen Mund verſticht.

Dein Aug iſt todt, todt wie die Nacht,
Dein Seufzen iſt ein widrig klingend Stöhnen,
und ach, was ſeh ich hier, den Reſt von gelben Zähnen
wann mir Dein Mund verzerrend lacht.

Welk hängt Dein Buſen und erſchlaft,
ich ſchäme mich ihn Buſen noch zu nennen,
wird man ihn je durch Küſſe blähen können,
und durch den Strom der Lebenskraft?

Dir bebt Dein Kinn, bleich iſt Dein Mund,
Du thuſt mir weh, mit Deinen Knochenhänden,
Du buhlſt umſonſt, auf Deinen dürren Lenden
läg' ich in einer Nacht mich wund.

Und doch, ſo ſehr ſich auch mein Herz empört,
doch ſollſt Du einſt die Glut von meinen Küſſen
den Strom der Lieb' aus meinem Pfeil genieſſen,
wenn mir Dein Herz ein Flehn gewährt.

Räum' mir das Bett von Deinem Mühmchen ein:
Ertränk ich dann auch halb in Deinem Schooſe,
ich finde Lohn, des Mühmchens Purpurroſe
wird kaum ſo groß, als wie ein Knöſpchen ſein

Du und Ich.

An Herrn von ***

Du gehſt auf kriegeriſchen Pfad
mit Lorbern Dich zu gürten,
ich aber bin der Lorbern ſatt,
und kränze mich mit Myrthen.

Du ſchweigſt? Dein Damascenerſchwerd,
raubt Tauſenden das Leben,
ich aber ſitz am warmen Heerd,
und trink den Saft der Reben.

Du eilſt auf wilder Feinde Schwarm,
ſie ſiegreich zu bekriegen
ich flieg in holder Nymphen Arm,
mit Cypripor zu ſiegen.

Du welkſt in Deiner Jugend ab,
ich werde ſtets geſünder,
Tagtäglich mähſt Du Menſchen ab,
und ich mach' täglich Kinder.

Nun mußt Du ſelbſt geſtehn: daß wir,
uns eben nicht ſehr gleichen,
doch eine Gleichheit nenn' ich Dir:
wir lieben beyde Leichen.

Du Leichen, die Dein Schwerd gemacht,
und zu dem Orkus ſchickte,
ich Leichen, wann ich in der Nacht,
Den Jungfernkranz zerpflückte.

Moſes der Jüd.

Ein Schwank.

„Sohn, ſprach der alte Abrah'm Sohr,
„Sohn Mauſes, hier nimm dieſen Louisd'or,
„geh' in die Welt, laß Weiber dich belehren,
„wie hier die Menſchen ſich vermehren,
„und dann befruchte meinen Stamm!"

Gut, ſprach der Sohn: gut Vater Abraham,
das Ding wird traun! mir nicht entgehen,
beym Thephillin, 's iſt doch nicht gar zu ſchwer,
ich geh' — lebt wohl — auf glücklich Wiederſehen.

Er gieng — und kam von Ohngefehr,
nicht weit vom Haus an eine Brücke,
da kam gehinkt an einer Krücke
des alten Abrah'ms Mutter her.

Du hier, rief ſie, was ſoll denn dies bedeuten?
„O, rief der Knabe froh, zu recht gelegnen Zeiten,
„treff

„treff ich euch hier, ſeht dieſen Louisd'or,
„er iſt noch neu und blank, ich will ihn euch verehren,
„nur ſagt mir auch, wie ſich die Menſchen mehren,
„und macht mirs hübſch durch Thaten vor."

Gebt her, dies kann ich euch gewähren!
ſie nahm ihn drauf bey ſich ins Kämmerlein,
und wies ihn an, der Liebe ſich zu freun,
und er begriff der alten Jüdin Lehren.
Er ſchied von ihr, und kam mit frohen Blick
zum Vater Abraham zurück.

„Wie iſt es Sohn?" — e, welche Frage,
es iſt ja nicht des Lehrgelds werth,
mich hat es gleich im erſten Tage
ſchon eure Mutter — „Wie gelehrt?" —
Ja Vater ja. — O du verfluchter Sohn,
„ich krieg die ſchweire Nauth davon!" —

Nu nu, gemach, was hilft das Fluchen,
erwiedert der erſchrockne Sohn,
hobt ihrs mit meiner Memm' gethon,
kún' ichs mit eurer ach verſuchen.

Jettchen an Hänschen,
als er ihr einen Blumenkranz zerriſſen.

Mein allerliebſtes Kränzchen,
dich hat mein Vater Hänschen
mit loſer Hand zerpflückt.
Er iſt nur noch ein Knabe,
doch ward ihm ſchon die Gabe,
daß er die Kränzchen knickt.

O wär' er nur erſt gröſſer,
und küßt er nur erſt beſſer,
als jetzt ſein Mundchen küßt,
ſoll er ein Röschen knicken,
ſoll er ein Kränzchen pflücken,
das zehnmal ſchöner iſt.

Gaudeant bene nati.

Nach dem Grecourt.

Der Papſt iſt doch ein Biedermann,
dies kann uns eine Bulle lehren,
wie ſie, geſagt in allen Ehren,
St. Peter ſelbſt kaum machen kann.

Die Wunder ſind bey uns zwar ſelten,
doch trift man auch wohl dann und wann
ein Wunderwerk auf Erden an
gleich jenen aus entfernten Welten.

In Rom, der weltberühmten Stadt,
war ſolch ein Wunder einſt zu ſehen,
ein Wunder, das in tauſend Ehen
umſonſt ein Weib gewünſcht ſich hat

Es lebte dort in seinen besten Jahren,
ein Mann von sonderbarer Art,
dem doppelt Amors Pfeil einst angeboren
ward,
und mit ihm auch der Trieb zum Paaren.

Der Arme litt' in banger Pein,
er durfte nur Ein Weib sich wählen,
sie war zu schwach, er, von den frommen
Seelen,
die wie den Tod die Untreu scheun.

Umsonst war alle sein Bemühen,
wie oft muß er in finstrer Nacht,
wenn er der Frau sein Opfer dargebracht,
im heißen Liebesdurst verglühen.

Denn wenn er sie zu oft umarmen will,
um zweyfach ihr sein Opfer darzubringen
sucht sie sich stets aus seinem Arm zu rin-
gen,
und hält nicht mehr zu seinen Küssen still.

Was iſt zu thun? die Noth wird täglich gröſſer,
wer iſt ihm wohl für Fleiſchesſünden gut? —
Er ſcheut den Ehebruch, — und greift bereit voll Muth,
zu enden ſeine Quaal, nach einem Federmeſſer.

Doch augenblicks trift ſeine Gattin ein,
reißt ihm das Meſſer aus den Händen,
und ſpricht, du kannſt zum heilgen Papſt dich wenden,
vielleicht erlaubt ers dir, zwey Weiber dir zu frein.

Der Mann gehorcht. Der heilge Vater höret,
gelaſſen ſeine Bitten an:
und ſpricht darauf: mein lieber Mann,
es ſey euch euer Flehn gewähret.

Und macht darauf in aller Welt bekannt,
es ſey erlaubt: bey ſolchen Wundergaben,
für jeden Pfeil ein eigen Weib zu haben,
und nennt die Bulle: gaudeant.

Trinklied.

O Evan, Evan, Evoe,
bekränzet mich ihr Schönen
ich will in euren Armen heut,
dem Gott geheimer Zärtlichkeit,
dem Gott der Liebe fröhnen.

Doch reicht mir erst den Becher dar,
daß ich mir Feuer trinke,
und taumelnd von des Weines Lust
an eure weiße Schwanenbrust
zum Kampf der Wollust sinke.

Hört ihr mich sphären Harmonie,
mir brauſt es vor den Ohren,
schenkt doch die leeren Becher ein,
mir ist's, als würde durch den Wein,
ich wieder neu geboren.

Zwey goldne Sonnen ſeh' ich ſchen,
die Erde ſeh' ich drehen,
o haltet mich, ſonſt ſtürz ich um,
bald werd ich ſelbſt Eliſium,
mit ſeinen Nymphen ſehen.

O, Evan, Evan Evoe,
du giebſt mir neues Leben,
weit heftiger, tobt meine Bruſt,
laß nun zum Kampf der Liebesluſt
mich zu Cytheren ſchweben.

Meine Philoſophie.

Der iſt ein Thor, der ſich vermählt,
und ſich ein einzig Mädchen wählt,
ich ſchwärme gern von Lipp zu Lippe,
und haſſe ſtetes Einerley,
ich folge meinem Ariſtippe,
und wähl von dreyen Nymphen, drey *).

Mich ſoll kein Joch der Ehe binden,
ich bin ein Zögling der Natur,
ich will von jeder Blumenflur,
für meine Locken Kränze winden,
bis meiner Jugend Roſe bleicht,
das träge Alter mich beſchleicht,
kein Bach mehr quillt, der Fluren wäſſert,
die lockiates Gebüſch beſchützt,
mein Pfeil nicht mehr die Nymphen ritzt,
und ihren Roſenmund vergröſſert.

Ich

*) Man ſehe den Diogenes Laert. im Leben des Ariſtipp

Ich will mich meiner Jugend freun,
nicht Sorgen ſtets auf Sorgen häufen,
und meinen Gram in teutſchen Wein,
in vollen Deckelglaß erſäufen,
bis ſich die Erde mit mir dreht,
ſich mächtiger mein Buſen bläht
und ich in Venus Armen ſinke,
und dort an Schleierloſer Bruſt
den Rauſch beglückter Liebe trinke.

Was iſt dies Leben? — all die Luſt
der Jugend heißt nur: Wein und Liebe,
wann uns nicht beider Taumel bliebe,
wünſcht' ich mir nicht ein Menſch zu ſeyn.
Mich kann nur Amors Luſt entzücken,
ein ſüßer Kuß, ein Becher Wein
ſoll meiner Jugend Loſung ſeyn,
und meine Stunden mir beglücken.

Wenn ich an Deinem Arm geſchmiegt,
o Dorilis, in ſtillen Hainen walle,
und von Cytherens Macht beſiegt,
berauſcht in Deine Arme falle

und

und ſanft an Deiner Bruſt geſchmiegt,
das Heiligthum der Aphrodite,
der purpurfarbnen Roſenblüthe
die im geweihten Dunkel liegt,
mit tauſend Küßen überdecke,
und Deinen weichgelockten Schoos,
mit heiſſen Balſamthau beflecke,
der meiner Männlichkeit entfloß,
ſo fühl ich ganz des Lebens Freuden,
ſo fühl ich, was die Liebe heißt,
die heftig mich an Deinem Buſen reißt,
und werde nie den kalten Weiſen neiden,
der mir von reiner Liebe ſpricht,
und von des Griechen Heldenthaten *),
denn ſolche Lieb' iſt für Kaſtraten,
nur für dem raſchen Jüngling nicht.'

Ich zähl' es mit zu meiner Pflicht,
die Luſt des Jünglings zu genieſſen,

und

*) Vermuthlich meint der Dichter den Xenocrates, der eine ganze Nacht in den Armen der berühmten Phryne zubrachte, und doch nicht — A. d. H.

und Amors heiligen Altar
mit Opferſtrömen zu begieſſen,
ihm bring ich täglich Opfer dar.
Heut wag' ich es von ſchmachtenden Agneſen
den keuſchen Gürtel aufzulöſen,
der noch bis jetzt kaum aufzulöſen war.
Und Morgen ſuch ich dann bey Phrynen
den Minneſold mir zu verdienen,
die ſchon die Kräfte der Natur
im tauſendfachern Spiel erfuhr.

Doch ſtill, es lauſchen ſtrenge Richter,
die ins geheim wohl mehr noch thun,
und hörten dies — dann weh dem armen Dichter,
fürwahr, ſie würden eh' nicht ruhn,
bis daß er, baar vom allem Ruhm und Ehre,
wie Doktor B — des Lands verwieſen wäre.

Die Wunderwerke.

Wer hat die Arſchback ausgeſtopft
die ſich ſo prall anfühlt und klopft?
Der groſſe Sattler hats gethan,
der Pferdelenden polſtern kann.
Der hat die Arſchback ausgeſtopft,
die ſich ſo prall anfühlt und klopft.

Wer hat gemacht, daß mit Gewalt,
ſein F — — z vom Arſche donnernd knallt?
Das hat der Kanonier gethan,
der Feuerberge laden kann.
Der hat gemacht, daß mit Gewalt,
ſein F — — z vom Arſche donnernd knallt.

Wer hat den Arſch mit Pelz geziert
und ihn mit Klunkern ausſtaffirt?
Der groſſe Kürſchner hats gethan
der Hermeline ſchwärzen kann.
Der hat den Arſch mit Pelz geziert,
und ihn mit Klunkern ausſtaffirt.

Wer pflanzte mir zum Zeitvertreib
den ſchönen Stengel vor den Leib?
Der groſſe Gärtner hats gethan.
der dicken Spargel treiben kann.
Der pflanzte mir zum Zeitvertreib,
den ſchönen Stengel vor den Leib.

Wer iſt es, der genähet hat,
den Wunderbeutel ohne Nath?
Der groſſe Beutler hats gethan,
der ſolche Kunſt allein nur kann.
Der iſt es, der genähet hat,
den Wunderbeutel ohne Nath.

Wer drechſelte fürwahr nicht klein
die Eier voller Dotter drein?
Der groſſe Drechsler hats gethan,
der Straußeneier drechſeln kann.
Der drechſelte fürwahr nicht klein,
die Eier voller Dotter drein.

Für wen ich singe.

Für euch, ihr Knaben, die ihrs wißt,
wo's Zeisigsnest zu suchen ist *),
und wie die Menschheit sich vermehret.
Und nur für euch, ihr Mädchen hold,
die ihr nach süssen Minnesold,
mit weiser Lüsternheit begehret,
und wie die kleine Dorilis,
den Sprosser gerne singen höret **),
die ihr das kleine goldne Vließ,
gern' übergebt, und in dem Kriege,
durch eures Feindes größte Siege,
die größte Götterlust gewinnt,
weil all die Kraft von seinen Lenden,
beim sanften Druck von euern Händen,
in die geweihte Muschel rinnt.

Für

*) Man sehe Roos Schäfergedichte.

**) Man sehe die Erzählung nach dem Boccaz: die Nachtigall.

Für euch ſing ich die kleinen Lieder,
begeiſtert durch Cytherens Sohn,
und ſchreib allein für euch ſie nieder,
doch ſprecht — was iſt dafür mein Lohn? —
Ihr lacht, und rüſtet euch zum Küſſen,
nun gut, ich geh' den Tauſch ſchon ein,
ich will euch all' mit meinem Opferwein,
des Altars braunes Haar begießen.
Dies ſey der Lohn für meinem Sang,
dann will ich gern den faden Dank,
des Recenſenten-Volks vermiſſen.
Der Rauſch von einer Schäferſtunde,
ein einzger Kuß von eurem Munde,
dies iſt für mich der ſchönſte Lohn,
die herrlichſte Rezenſion.

Ueber die Charlatanerie der Gelehrten

Leipzig 1791
bey J. G. Büschels Wittwe.

BIBLIOTHECA

Menkens zwei Reden von der Charlatanerie der Gelehrten sind zu bekannt, als daß ich glauben dürfte, irgend einer meiner Leser wisse nichts von ihrem Dasein. Das Werkchen machte zu seiner Zeit großes Aufsehen, und verdiente es, theils wegen der Freimüthigkeit die darin herrscht, theils wegen der treffenden Wahrheiten die es enthält, theils auch wegen der muntern und bisweilen originellen Laune des Verfassers. Es wurde ins deutsche und französische übersetzt, mit den Anmerkungen verschiedner Gelehrten begleitet, und erlebte in kurzer Zeit einige Auflagen. Sehr wahrscheinlich hat es damals auch Nutzen gestiftet, daß nämlich mancher Schriftsteller, mancher akademische Lehrer, der sich getroffen fühlte, seiner Markt-

schreierei Einhalt that, und wenigstens seine Waare nicht so laut anpries, daß seinen Lesern und Zuhörern die Ohren davon gellten; mancher andre, der erst die Bahn zum Tempel der Weisheit betreten hatte, das Lächerliche jener Thoren, die Menke züchtigt, einsah, und sich für dem Unwesen hütete. Nachher kamen die guten Warnungen, wie gewöhnlich alle die nicht oft wiederholt werden, in Vergessenheit, und die Sache wurde ärger als vorher — ärger als Menke sie geschildert, so unglaublich dies manchen auch scheinen mag. Wer nur blos mit der Litteratur dieses und des vorigen Jahrzehends einigermaßen bekannt ist, wird meine Behauptung nicht übertrieben finden. Niemand dachte mehr an Menkens Geißel, und dachte man daran, so geschah es mit der süssesten Selbstzufriedenheit, mit der vollen Ueberzeugung: Dies alles geht mich nichts an. Daß diese Ueberzeugung bisweilen täuscht, gehört unter die Unvollkommenheiten des menschlichen Geschlechts, das gebrechlich war

von je her. Und wer weiß nicht, daß ein und derselbe Gegenstand verschiednen Personen verschieden in die Augen fallen, und verschiedne, oft ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen kann? So wird mancher Gelehrter, der, bei der genauen Kenntniß seiner Verdienste, noch sehr bescheiden von sich und seinen Werken zu sprechen glaubt, dennoch Vielen ein Charlatan und Prahler zu seyn scheinen. So werden seine Anhänger vor ihm niederfallen und anbeten, indeß Andre mit Achselzucken vorübergehen. Dergleichen Erscheinungen sind so gewöhnlich, daß sie wenig Aufsehn mehr erregen, und sich darüber in einzelne Erörterungen und Beweise einzulassen, wäre eben so unnütz, als eine weitläuftige Demonstration, daß zwei mal zwei Vier macht. Daher zur Sache.

Vor einiger Zeit fiel mir von ungefähr Menkens obgedachtes Werk in die Hände. Ich hatte es schon einmal in meiner frühern Jugend und nur flüchtig durchlesen. Jetzt las ich es wieder, aber mit Aufmerksamkeit,

und mit innigem Vergnügen. Es war unmöglich, dabei nicht an die heutige Beſchaffenheit unſrer Litteratur, an den Umſchwung, den ſie genommen hat, und an die Gelehrten zu denken, die ihn veranlaßt oder dazu beigetragen haben. Die Anwendung bot ſich immer von ſelbſt dar. Oft ſchien es mir, als hätte Menke im prophetiſchen Geiſte geredet und geſchrieben, und unſre Zeiten geſchildert, ſo ſehr paßte das, was ich hier las, auf das, was ich in andrer jetzt lebender berühmter Schriftſteller Werken las, was ich ſah, hörte, oder vor kurzem geleſen, geſehn, gehört zu haben mich erinnerte. Weit öfter aber mußte ich ausrufen: Was würde der gute Menke erſt ſagen, wenn er jetzt lebte? — Bisweilen vergaß ich mich ſo ſehr, daß ich einen häßlichen Verſtoß wider die Chronologie beging, und mich ärgerte, daß der Verfaſſer nicht noch das, das, und das beigebracht und bemerkt hatte, bis ich mich beſann, und ihn entſchuldigte, daß er Scenen aus unſern Tagen vor ſieben und ſiebenzig Jah-

ren nicht geschildert hatte. Sogleich war aber mein Entschluß gefaßt, gegenwärtiges Werkchen ans Licht zu stellen, und Menken gleichsam zu supplirer. Erst hatte ich den Gedanken, Menkens zwei Reden ohne Veränderung wieder abdrucken zu lassen, meine Bemerkungen als Noten beizufügen, alles was er von der Charlatanerie der Gelehrten sagt, durch neuere Exempel zu bekräftigen, hin und wieder moralische Sprüche und Nutzanwendungen einzuflechten, und das Ganze als ein Lehr- und Sittenbüchlein für Kinder, auch allenfalls für Jünglinge, herauszugeben; damit die Kleinen, wenn sie groß werden, sich vor dergleichen Thorheiten hüten könnten. Bei weiterm Nachdenken aber konnt' ich es meinem eignen Gefühl nicht abläugnen — so überzeugt ich auch war, daß ich nach den Gesetzen nicht verdammt wurde — daß dies wenigstens eine Art von feinem Nachdruck sei; und diesem Vorwurf wollte ich mich und meinen Verleger nicht aussetzen — denn es ist

ein häßliches Wort, und eine noch häßlichere Sache, wie dies von vielen und zum Theil berühmten Männern längſt ſattſam erwieſen iſt. Dann kam ich auf den Einfall, mein Werkchen: Das Buch von der Charlatanerie (worunter natürlich auch die gelehrte Charlatanerie gehört) zu betitteln, und es mit Holzſchnitten verzieren zu laſſen. Aber auch davon ging ich ab. Denn es ſollte doch eigentlich kein Volksbuch ſeyn was ich ſchreiben wollte, und ich würde auf dieſe Art doch nicht haben verhindern können, daß man dies geglaubt, und mancher etwas darin geſucht hätte, was nicht zu finden iſt, ſo wie mancher vielleicht etwas darin würde gefunden haben, was ihm nie im Sinn kam zu ſuchen. — Endlich beſtimmte ich mich über das Wie — denn Was ich ſchreiben wollte, damit war ich längſt mit mir einig*) — und ſo erſcheint das Werkchen in gegenwärtiger Form.

*) Dies iſt nicht immer der Fall, wenn ein Schriftſteller die Feder in die Hand nimmt. In unſern ſchreibſeligen Zeiten giebt es ſehr viel Autoren, die ſich an ihr Pult

Ich habe mich oft auf Menkens eigne Worte bezogen, und ſie angeführt, beſonders wenn es darauf ankam, zu zeigen, wie gültig mancher ſeiner Ausſprüche noch jetzt ſeyn würde. Darüber wird man mich hoffentlich nicht tadeln. Deſto ſchärfer vielleicht eines andern Umſtands wegen, und dieſer iſt: daß ich Beiſpiele von jetzt lebenden Gelehrten angeführt, und ſie der Charlatanerie bezüchtigt habe. Aber erſtlich habe ich hierin Menken ſelbſt als Muſter vor mir — welches hier deshalb nicht von geringem Gewicht iſt, weil das Werk dieſes Gelehrten gleichſam die Grundlage des meinigen ausmacht, ohne welches ich wahrſcheinlich nie auf den Gedanken gerathen wäre, etwas ähnliches zu ſchreiben. Zweitens wollte ich keine Theorie der gelehrten Charlatanerie ſchreiben, noch über den Schaden, den ſie von je her geſtiftet hat und noch ſtiftet, weitläuftig deklamiren, ſondern die

ſetzen, um zu ſchreiben, ohne eigentlich und beſtimmt zu wiſſen, womit ſie ihre künftigen Leſer unterhalten wollen.

Sache selbst, so viel mir möglich, ins Licht setzen, die verschiednen Seiten derselben aufdecken, und die mancherlei Gestalten, in denen sie sich zeigt, darstellen. Dies konnte ich nicht, ohne Beispiele anzuführen. Und diese Beispiele durfte ich, wenn ich meinen Zweck nicht ganz verfehlen wollte, nicht immer von obscuren Männern hernehmen, sondern bisweilen auch von Schriftstellern, die fast in allgemeinem Ansehen stehen, die anderweitige anerkannte Verdienste haben, und deren Werke sogar die Lieblingslektüre eines großen Theils des Publikums sind. Drittens mußte ich dem Nutzen, den ich vielleicht — wiewohl freilich nicht wahrscheinlich — stiften kann, gänzlich entsagen, wenn ich nur Beispiele aus den Schriften verstorbner Gelehrten gewählt hätte. Die lebenden würden also immer noch geglaubt haben, dies alles träfe sie nicht, und mein Buch würde fast zugleich mit seiner Entstehung vergessen seyn. Ueberdies können diese sich ändern, jene nicht — diese können sich, wenn sie sonst wollen,

verantworten, jene müssen schweigen. Auch würde der größte und klügste Theil der Lesewelt mich einer niedrigen Schmeichelei und lächerlichen Furcht beschuldigt haben, wenn ich bei allem Reichthum der Materie, die sich mir jetzt darbietet, blos eine Streiferei in das Reich der Schatten gethan hätte. Nicht zu gedenken der bekannten Maxime: De mortuis nil nisi bene. Wiewohl ich gern gestehe, daß es höchst lächerlich seyn würde, diese Maxime überall und buchstäblich befolgen zu wollen.

Daß die blinden Anbeter derjenigen berühmten Männer, die ich mir zu Beispielen wählte, heftig gegen mich kreischen und mich beschuldigen werden, ich hätte dem Magnet, dem ihre schwachen Geister zufliegen, seine anziehende Kraft benehmen, die Axe, um die sie sich drehen, zertrümmern, den Pharus, der ihnen allein auf den dunkeln und gefahrvollen Pfaden dieses Lebens leuchtete, umstürzen, das Panier ihres Glaubens, unter dem sie mit unerschütterlicher Treue fechten, antasten,

mit verwegnem Schritt in ihr Heiligthum bringen, die Altäre ihres Abgotts, vor denen sie so gern niederfielen, zerstören, ihren einzigen Trost, ihre einzige Stütze, ihre Zuflucht in Anfechtungen ihnen rauben — mit einem Wort, ich hätte jene erhabnen Wesen nur verläumden wollen; dies sehe ich zum voraus, aber ich beruhige mich darüber sehr leicht. Denn, wer läßt sich gern einen süssen Wahn benehmen? Wer ohne Widerstreben von einer einmal fest angenommenen Meinung zurückbringen? Ueberdies sprach ich nur von blinden Anbetern, und wem muß deren Urtheil nicht gleichgültig seyn? Die wahren Verehrer jener Gelehrten werden längst beim Lesen ihrer Schriften gewußt haben, das Gold von den Schlacken abzusondern, und sie werden hier nichts finden, was dazu dienen könnte, den anerkannten und eigentlichen Werth derselben herabzusetzen oder zu schmälern. So wie ich ein für allemal erkläre, daß ich weit entfernt bin, den wirklichen Verdiensten jener Männer, die sie um Volksbildung,

Aufklärung, Verbreitung der Sittlichkeit und Tugend, Veredlung der Gefühle, oder um was es immer sei, haben, aus Schadenfreude oder Schmähsucht Hohn sprechen zu wollen; daß ich vielmehr, was diese Verdienste betrift, einer ihrer eifrigsten Verehrer bin, und stets seyn werde; daß ich aber nicht glaube, noch dafür halte, daß man an einem großen Manne alles bewundern, anstaunen und beklatschen müsse, alles, auch das was er mit jedem andern Menschen gemein hat, auch seine Caprioien, blos weil es die Caprioien dieses Mannes sind. Ferner glaube ich nicht, daß man einen großen Mann schon an dem Halten seiner Tabakspfeife für das erkennen könne was er ist, noch ihm darum Weihrauch streuen müsse, und endlich glaube ich nicht, daß man ohne weitere Untersuchung Celebrität für Verdienst gelten lassen müsse. Jene Allesbewunderer, die, wenn ihr Abgott den Mund zum Sprechen öfnet — und vielleicht etwas anders öfnet als die gemeinen Menschenkinder — gleich der ganzen

Welt aus vollem Halse zuschreien: Hört, was aus diesem Munde für Weisheit fließen wird! — und, wenn sie es vernommen haben, es mag auch noch etwas so alltägliches und triviales seyn, Beifall zujauchzen, und sich selbst glücklich preisen, daß ihnen solche Geistesnahrung zu Theil geworden — jene Menschen, sag' ich, kommen mir vor, wie der Pöbel in kleinen Städten — oder auch in großen mit kleinstädtischen Sitten, — der auch alles angafft und bewundert, was nur eine Linie breit über seine Begriffe, oder über das geht, was er täglich zu sehen gewohnt ist — oder wie die tiefgelahrten Critici in den Schauspielhäusern, die einen Akteur beklatschen, wenn er heraustritt und den Mund noch nicht aufgethan hat, weil er ihr Freund ist, und sie in sein Interesse zu ziehen gewußt hat; und eine Aktrice, weil sie ihre Talente genauer kennen. — Meine endliche Meinung, die ich so lange für wahr halten werde, bis man mich eines bessern belehrt, ist: Daß man den Mann nach seinen Werken beurtheilen müsse, aber

ja nicht ein Werk aus Vorliebe für, oder aus Haß gegen deſſen Schöpfer; ſintemal auch große Leute ſtolpern und ſogar fallen können, und gemeiniglich deſto tiefer, je höher die Staffel der Weisheit iſt, die ſie erſtiegen haben, oder erſtiegen zu haben vermeinen. Je höher der Preiß, je beſſer die Waare, glaubt der gemeine Mann im Handel und Wandel. Für den Gelehrten wär' es Schande, wenn er ſich dem Pöbel in allem gleich ſtellen, und deſſen Grundſätze überall annehmen wollte. Daher hat z. B. ein Schriftſteller von Ruf, das iſt ein ſolcher, um deſſen Produkte ſich die Buchhändler faſt prügeln, und alle mögliche Kniffe anwenden ihn an ſich zu ziehen, der zwanzig und noch mehr Thaler Honorarium für den Bogen bekömmt — dieſer hat das Recht alles zu ſchreiben, denn es muß alles ſchön und vortreflich ſeyn, auch die Aufſätze, die er zwiſchen Schlaf und Wachen verfertigt hat: man darf daran nichts zu tadeln finden; und wäre ja einer ſo keck, es thun zu wollen, ſo muß er gleich vor dem nieder-

ſtürzenden Argument verſtummen: X. Y. Z. oder wie er heißen mag, hat ja das Werk geſchrieben —

Und wen dies noch nicht überführt,
Der ſei anathematiſirt,
Denn wir ſind infallibel.

Noch einmal alſo, und zum letztenmal ſei es geſagt: Verdienſte ſchätz' ich, verehr' ich, wo ich ſie auch finde; nur gelehrte Charlatanerie iſt mein Gegenſtand. Und daß ſich mancher Anſtrich, manche Spuren davon, auch in den Schriften und Aeußerungen ſehr verdienſtvoller Männer entdecken laſſen, darüber, glaub' ich, wird jeder mit mir einig ſeyn, der geſunde Augen hat und damit ſehen will.

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich das Wort Charlatanerie oft in einem zu weitläuftigen, oft in unrechtem Sinn genommen, und ſie mit Pedanterie, Prahlerei, Habſucht, übertriebenem Stolz, Affektation, Zankſucht, vor-

ſetzlicher Täuſchung u. d. m. verwechſelt habe. Ich bekenne es, und folgendes iſt meine Entſchuldigung. Ich habe mich mehr an den Begriff, den man mit dieſem Worte verbindet, als an dieſes allein gehalten. Man ſehe nur einen gemeinen Charlatan auf ſeiner bretternen Bühne. Daß er prahlt und ſeine Zuhörer vorſetzlich täuſcht, fällt jedem in di. Augen; aber er iſt zugleich Pedant, indem er auf Kleinigkeiten und Nebenſachen, die freilich bei ihm die Hauptſache ſeyn mögen, einen großen Werth ſetzt — habſüchtig, weil er blos aus Gewinnſucht handelt, und alle mögliche Kniffe, erlaubte und unerlaubte, anwendet, um ſeine Waare los zu werden. Sein Stolz iſt unverkennbar, weil er alles um ſich her verachtet. Er affektirt und giebt ſich ein ſonderbares Anſehen von Würde, um den Pöbel zu locken, und ihn zum Lachen oder zum Staunen zu bewegen; und es trete nur ein College neben ihm auf und biete eben ſolche Arzneien, wie er hat, zu Kauf —

plötzlich wird Brodneid und Zanksucht in ihm erwachen: Mein Lebens-Elixir ist das einzige aufrichtige und ächte; mein Nachbar betrügt euch mit seiner elenden Quaksalberei, wird er ausrufen, und jenen mit den niedrigsten Benennungen belegen, um ihn herabzusetzen. Dort Elixire, hier Meinungen — am Ende läuft es auf eins hinaus.

Schlüßlich muß ich noch erinnern, daß ich nur von denjenigen Gelehrten gehandelt habe, welche als Schriftsteller aufgetreten sind — akademische, Schullehrer und andre waren ganz außer meinem Plan. Von den Schriftstellern selbst habe ich nur gewisse Klassen, und von diesen nur wenige Individua ausgezeichnet, besonders solche, von denen ich weiß daß sie allgemein bekannt sind, und am häufigsten gelesen werden. Man wird folglich hier manche Lücken bemerken. Aber alles beizubringen, was unter die Rubrik der Charlatanerie der Gelehrten zu gehören scheint, oder wirklich gehört, war mir unmög-

unmöglich; theils weil ich nur ein Bändchen ſchreiben wollte, theils weil vieles außer meinem Geſichtskreis liegt; welches aufrichtig zu bekennen ich kein Bedenken trage. So viel zur Einleitung.

Von der Charlatanerie der Gelehrten überhaupt.

Es iſt unſtreitig weit leichter, Thorheiten der Menſchen aufzufinden, als ihre Laſter. Dieſe ſuchen ſie ſo viel möglich zu verbergen, ſie ſchämen ſich ihrer, ſo lange ſie noch einiges Gefühl haben, und oft kann nur der Vertraute ihrer Herzen, nur derjenige, dem der Zugang zu ihren Geheimniſſen verſtattet iſt, ſie auffinden. Jene hingegen tragen ſie öffentlich zur Schau, ſie brüſten ſich mit ihnen, ſie ſind gleichſam ein Theil ihres Selbſts geworden, folglich vertheidigen ſie ſolche, und wollen, vermöge der uns angebohrnen Ei-

genliebe, daß man ſie ſchön finde. Hieraus kann man ſich die Erſcheinung erklären, warum es von je her gefährlicher war, Thorheiten zu rügen, als Laſter. Dieſe läugnet der Angegriffene, und hält ſich für gerechtfertigt genug. Nicht ſo mit den Thorheiten. Ohne den willkührlichen Werth zu rechnen, den er auf ſie ſetzt, beruht auf ihnen ein Theil ſeiner moraliſchen Exiſtenz, und folglich glaubt er ſie ſchützen zu müſſen. Scheltet einen Stutzer, belegt ihn mit dem Namen eines Böſewichts, und er wird lächeln, wird ſich vielleicht beehrt glauben, denn er iſt doch Etwas — nehmt ihm ſeine Locken, ſeine Modekleider, ſeine Riechfläſchgen und alle die Tändeleien und Spielzeuge, durch die er Weibern zu gefallen trachtet, und er wird ſich vertheidigen, und kann er das nicht, verzweifeln — denn nun iſt er wirklich Nichts. So iſt es in allen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens. Man beſchuldige jemanden eines Verbrechens, er kann demungeachtet noch unſer Freund werden — man ſetze ſeine Thorheiten ins Licht,

und er wird uns bis in den Tod verfolgen. Dieser Gedanke, recht lebhaft gedacht, hätte mich beinahe vermocht, die Feder wieder nieder zu legen, nachdem sie schon ergriffen war; doch konnt' ich mich nicht dazu entschließen, meinen Vorsatz aufzugeben. Hieraus sieht man wenigstens, daß ich mich nicht wie ein Tollkühner blindlings in die Gefahr gestürzt habe; ich erkannte sie sehr wohl — Daß ich mich aber dennoch muthwillig dieser Gefahr aussetzte, die ich sehr wohl vermeiden konnte — das mag man meinetwegen auch unter meine Thorheiten zählen, von welchen nun einmal kein Sterblicher frei ist.

Daß die gelehrte Charlatanerie den Wissenschaften schade, dies, glaub' ich, bedarf keines Beweises — sollte auch dieser Schade blos darin bestehen, daß der Unerfahrne, mancherlei Ungereimtheiten den Wissenschaften selbst zuschreibt, welche er auf die Rechnung der Meister und Lehrer derselben setzen sollte, und so die Person mit der Sache verwechselt. Jede Wissenschaft, die dem

menſchlichen Geſchlecht unmittelbar zum Vortheil gereicht — und nur eine ſolche verdient dieſen Namen — iſt verehrungswürdig. Gleichwohl wird ſie in dem Munde und unter der Feder manches Mannes, der ſie vorträgt, ſo lächerlich, bekömmt ein ſo buntſchäckiges, ſonderbares Anſehen, daß Leſer und Zuhörer oft nicht wiſſen, was ſie daraus machen ſollen. Sehr natürlich. Der Lehrer oder Schriftſteller will ſich empfehlen, nicht die Wiſſenſchaft — dieſe iſt nur das Vehikul, durch welches er ſeine Meinungen und Einfälle an den Mann bringen will. Ein berühmter Schriftſteller unſrer Zeit ſchreibt das Leben eines berühmten Helden der Vorzeit. Dies zeigt der Titel, dies zeigen die ſo und nicht anders an einander gereihten Buchſtaben und Worte. Der Leſer, der ſich blos daran hält, kann zufrieden ſeyn, denn er erhält, was man ihm verſprach. Glaubt er aber, nun ſeinen Helden von innen und außen zu kennen, ſo darf man wohl ſagen, daß er ſich irre. Denn wer nur etwas tiefer in den

Geist dieser Biographie eindringt, der wird bald finden, daß es der Schriftsteller weit unter seiner Würde glaubte, den alten vermoderten Heiden zu schildern — sein jetzt blühendes Selbst ist es, das er uns zur Bewunderung anvertraut. Seine Einfälle, seine Meinungen, seine Sprachwendungen sind es, sein Bombast, sein auf Stelzen gehender Dialog. Der wollte Gott selig Entschlafne wußte von dem allen nichts, was man ihm hier in den Mund legt; er wußte nicht, daß man von seinen Talenten einst solchen Gebrauch machen würde. Dies nur zum Beispiel.

Wenn also Menke in der Vorrede sagt: Sein Vorsatz sei, zu zeigen, wie viel Eitelkeit in allen Wissenschaften verborgen liege; so hat er sich wohl unrecht, wenigstens sehr undeutlich ausgedrückt. Denn wer wollte nur eine wahre Wissenschaft, wie viel weniger alle der Eitelkeit zeihen? Er hat dies auch nirgends in

seinem Werke gethan. Ein Diamant verliert doch wohl nichts von seinem Werth, weil er in Blei gefaßt ist, er zeugt nur von dem schlechten Geschmack seines Besitzers — So auch mit den Wissenschaften. Man schneide die Flittern weg, mit denen sie unnöthiger Weise belastet sind, und sie werden in desto schönerm, in ihrem eignen Glanze erscheinen. Der Verf. erklärt auch weit deutlicher seine Meinung in den vorhergehenden Worten, da er sagt: Er wolle entdecken, was für Schminke und Firnisses sich Einige bedienen, die Unvorsichtigen an sich zu locken. Dies ist sein eigentlicher Gegenstand, und folglich auch der meinige. Diese Prahlerei und Charlatanerie vieler Schriftsteller, um Käufer und Leser ihrer Produkte zu finden, dieser Firniß und Schminke, wovon sie Gebrauch machen, um das Publikum zu täuschen, ist mancherlei Art. Hieher gehören zuerst

die Ankündigungen in öffentlichen Blättern.

Sie ſind eigentlich das, was in den erſten Monaten der Schwangerſchaft die Bewegungen des Embryo in dem Uterus der Mutter ſind. Die noch unvollkommne Maſſe entwickelt ſich zur künftigen Exiſtenz, und dieſe Entwicklung kann nicht ohne Geräuſch und Regung geſchehen. Die Geiſteskinder ſind auch eben ſolchen Zufällen unterworfen, wie jene. Durch einen frühen Abortus werden ſie der Welt entrückt, bisweilen ſo ganz, daß man auch nicht eine Spur von der verunglückten Frucht entdecken kann; oft wird auch das koſtbare Manuſcript, zu dem ſich gleichwohl kein Verleger finden wollte — zwar nicht in Spiritus — aber doch zum immerwährenden Denkmal des Ruhms ſeines Verfertigers, und als unverwerflicher Zeuge ſeiner Hervorbringungskraft, in dem Bücherſchrank aufbewahrt, und allen Wiedergebohrnen zum Trotz mit einem zierlichen Einbande

verſehen. Oft kömmt wirklich etwas zur Welt, aber es iſt eine unzeitige, unreife Frucht, die entweder ſchon in oder kurz nach der Geburt ſtirbt, und von der man eben nicht viel mehr weiß, als ob ſie nie das Tageslicht erblickt hätte. Durch die Ungeſchicklichkeit oder Bosheit einer Hebamme kann auch das zarte Pflänzchen leicht erſtickt werden. Der Misgeburten nicht zu gedenken, die ex officio erſtickt werden ſollten, deren aber doch viele zum Skandal aller Vernünftigen vor ihren Augen herumwandeln. Freilich, wo ſollte man die Zeit hernehmen? Und wer beſudelt ſich auch gern mit ſolchem Geſchmeis? Man wirft ſie auf die Seite, wenn ſie einem in den Weg kommen, und geht weiter. Doch, wenn auch bisher alles noch gut geht, wie leicht wird es ein Krüpel, an dem der Vater, trotz ſeiner partheiiſchen Zärtlichkeit, doch keine rechte Freude haben kann? Und leider bemerkt man unter dieſen Produkten des Geiſtes eine weit größere Anzahl Krüpel, als geſunde gerade

Kinder! Wie sehr hat man daher Ursach, diese zu schätzen!

Diese Ankündigungen also sind die Vorläufer, welche das Publikum von der Erscheinung eines Werks benachrichtigen, und es darauf aufmerksam machen sollen. Bei vielen derselben kann man sich der Erinnerung an die Fabel vom kreisenden Berg nicht erwehren. So wie die Rechtsgelehrten zu ihren Aufsätzen und zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens, wobei man ihres Beistandes bedarf, eigne Formeln haben, als zu Testamenten, Kauf- und Pachtcontrakten, Wechselprotesten u. d. m. welche man in Volkmanns Notariat-Kunst sehr deutlich lesen kann; so haben auch die Schriftsteller zu allen den kleinen Aufsätzen, welche ihre Werke betreffen, ihre Formeln, welche zwar gemeiniglich gerade das Gegentheil von dem sagen, was in der Wahrheit gegründet ist, die aber einmal angenommen sind, und des beliebten Herkommens wegen nicht leicht vernachlässigt werden. Sie sind eben nicht schwer zu entziffern,

wenn man einige Kenntniß in dieſem Zweige der gelehrten Charlatanerie beſitzt. Die Formeln der Ankündigungen ſind folgende:

So wenig es jemals meine Abſicht war, mit dieſer Schrift, der ich meine müſſigen Stunden widmete, öffentlich ans Licht zu treten; ſo ſehe ich mich doch durch das dringende Anhalten meiner Freunde und Gönner, die mich mit ihrem Beifall beehrten, dazu genöthigt. Ich kündige alſo dem Publikum an, daß ꝛc. ꝛc.

Oder:

Aufgemuntert durch den Beifall meiner Freunde, denen ich dieſes Werkchen im Manuſcript zeigte, wage ich es, öffentlich damit hervorzutreten, und es dem Publikum zur Beurtheilung zu überreichen ꝛc. ꝛc.

Bisweilen iſt der Verfaſſer noch beſcheidener. Er hat trotz allem Zureden ſeiner Freunde mit ſeinen Schätzen nicht hervor-

rücken, und ſie der Welt mittheilen wollen, weil er ſie dieſer Mittheilung nicht würdig gehalten hat. Was geſchieht? Da dieſe Herren, die für den ſchriftſtelleriſchen Ruf ihres Freundes äußerſt beſorgt ſind, ſehen, daß alle ihre Gründe nicht für gültig erkannt, alle ihre Bitten zurückgewieſen werden, ſo ſtiehlt einer von ihnen das Manuſcript. Nun iſt der Herr Autor in der Klemme. Er fleht demüthigſt um die Zurückgabe ſeines Eigenthums — Umſonſt. Was iſt zu thun? Er muß ihnen entweder auf das heiligſte verſprechen, ihr Verlangen zu erfüllen, oder das Herzeleid erleben, ſeine Schrift mit allen den Fehlern und Lücken, die ſich vielleicht noch darin finden möchten, auch wider ſeinen Willen gedruckt zu ſehen, als womit man ihm droht. Er wählt das erſte, um wenigſtens die letzte Feile an das Werk legen, und es dem Publikum, wo nicht in einer vollkommenen, doch wenigſtens erträglichen Geſtalt auftiſchen zu können.

Hat man nun endlich dieſe Geiſtesfrüchte vor ſich, und findet ſie faſt ungenießbar, ſo weiß man ſich jenes dringende Anhalten der Freunde und Gönner, jenen aufmunternden Beifall, jene Gewaltthätigkeit, die den Verfaſſer zur Herausgabe ſeiner Produkte gezwungen hat, kaum zu erklären, und findet ſich geneigt, dieſe Freunde entweder für die gutmüthigſten, nachſichtigſten Geſchöpfe, oder für die ärgſten Saalbader unter der Sonne zu halten. In Wahrheit, man ſollte den Freunden eines Schriftſtellers es von Obrigkeits wegen verbieten, ſich in deſſen Geſchäfte zu mengen. Der gute Mann, der in müſſigen Stunden einige Aufſätze zu Papier gebracht hatte, hätte vielleicht nie daran gedacht, die Welt damit zu beheiligen, wenn dieſe Freunde, deren Partheilichkeit hier zu ſichtbar iſt, ihn nicht dazu vermocht hätten. Wenn man die Sache aber im rechten Lichte betrachtet, ſo ſind dieſe wackern Leute nur Sündenböcke, welchen, ohne etwas verbrochen zu haben, fremde Schulden

aufgebürdet werden. Man ſtreiche die Freunde weg, und ſetze dafür Hunger oder Schreibſucht, oder beides zugleich, ſo iſt das ganze Phänomen erklärt.

Erſcheinen dergleichen Schriften ohne vorhergehende Ankündigungen, ſo iſt das nämliche, was in dieſen geſtanden hätte, mutatis mutandis in den Vorreden zu leſen, und auf die eben angezeigte Weiſe zu verſtehen.

Eine andere, ebenfalls jetzt ſehr gebräuchliche Ankündigungs-Formul iſt folgende:

Bei der großen Menge von Schriften, die in unſern Tagen erſcheinen, fehlt es doch noch an einer, die ꝛc. ꝛc. — Man hat zwar den — und den — und die — — Dieſe alle haben aber dieſen Gegenſtand theils nicht gründlich genug behandelt, theils ihn nicht von der Seite betrachtet, von welcher er doch die meiſte Aufmerkſamkeit ver-

dient. Ich halte es daher für ein wahres Bedürfniß unſrer Zeiten, wenn ich ꝛc.

Nach einer ſolchen Rubrik kann man Hundert gegen Eins wetten, daß ein zehnmal aufgewärmtes Gericht zum eilftenmal wieder aufgetiſcht wird. Was allenfalls noch gut und brauchbar in dem Werke iſt, das hat der Autor aus längſt bekannten und geleſenen Schriftſtellern genommen — ſeine eigne Arbeit iſt gemeiniglich des Leſens am wenigſten werth. Ohne eben Luchsaugen zu haben, kann man es dem ganzen Produkte anſehen, daß es kein Bedürfniß unſrer Zeiten, ſondern ein Bedürfniß des Verfaſſers war, und wir haben groſſe Urſach dem Himmel zu danken, daß unſre Zeiten dergleichen nicht bedürfen. Mehrere Arten von Ankündigungs-Formularen hieher zu ſetzen, halte ich für überflüßig, man kann nach den angegebenen den gröſten Theil der übrigen beurtheilen und erklären — diejenigen aber, die nicht in dieſe Klaſſe gehören, zeichnen ſich durch ei-

uen Ton aus, der ohnehin den Leſer überzeugt, daß keine Charlatanerie hier mit im Spiele ſei, wenn auch gleich mancher glauben ſollte

vino vendibili non opus eſt hedera.

Ich komme nun auf den Unfug

des Pränumerations- und Subſcriptions-Weſens.

Ob dies gleich eigentlich nur Buchhändler-Spekulation iſt, und den Schriftſteller weniger angeht, ſo gehört es doch in ſo fern hieher, wenn letztere ihre Werke auf eigne Koſten drucken laſſen, oder auch auf irgend eine andere Art an dem Pränumerations-Geſchäft auf dieſelben Antheil nehmen. — Sonſt war dies eine ſehr ergiebige Quelle ſowohl für die Gelehrten als für die Buchhändler; jetzt iſt ſie durch den Mißbrauch größtentheils verſiegt. Nur für diejenigen, die auf keine andre mögliche Art ihre Namen und Titel gedruckt ſehen können, hat der Antrag, ihr Geld voraus zu bezahlen, und lange Zeit auf den Werth

dafür zu warten, Reiz genug, um sich dazu zu verstehen. Denn an die vorgespiegelte Ersparung ist in der Regel nicht mehr zu denken, und blos das einmal hergebrachte Pränumerations-Formular bringt es mit sich, den Pränumeranten Vortheile zu versprechen, welche die nachherigen Käufer nicht genießen. Diese aber können das Buch, wenn es erschienen ist, größtentheils für den nämlichen, oft sogar für einen geringern Preis kaufen, als jene. Das auffallendste Beispiel hiervon, und zugleich eine der vornehmsten Ursachen des Verfalls dieses Geschäfts war unstreitig die Pränumeration auf die hinterlassenen Werke König Friedrichs II. Hier erhielten die Herren Pränumeranten für einen sehr hohen Preis ein Werk, welches die Käufer nachher von denselben Verlegern weit wohlfeiler bekamen. Und dies war keine flüchtige Broschüre, kein Romänchen, das man liest und nicht weiter daran denkt; es war ein Werk von hohen innerm Gehalt, mit dem man sich wohl hätte

schä-

ſchämen ſollen, eine unanſtändige Hökerei zu treiben. Man entſchuldigte ſich dieſes Manoeuvres wegen mit den Nachdrücken, allein die rechtmäßigen Verleger hatten ihren Profit ſchon gemacht, und waren eines fernern großen Abſatzes gewiß; denn Nachdrücke ſind doch nicht überall kurrente Waare, und es iſt nicht Jedermanns Sache ſie zu kaufen. Was gingen überdem die Nachdrücke den Pränumeranten an? Doch es war vielleicht im Rathe des Schickſals beſchloſſen, daß es mit Friedrichs unſchätzbaren Geiſteswerken beinahe ſo gehen ſollte, wie mit ſeiner ſehr ſchätzbaren Garderobe. Dieſe wurde an Juden verkauft, welche ſie wieder an Wachsboſſirer verſchacherten, die dann auf Meſſen und Märkten umherzogen, den unſterblichen Monarchen, nach dem Leben getroffen, und mit ſeinen eignen Kleidern angethan, ſehen ließen, und Hohen und Niedern für wenige Groſchen eine Augenweide verſchaften. Doch genug davon, und vielleicht mehr, als hieher gehört.

Wenn also ein Gelehrter eine Schrift auf Vorausbezahlung ankündigt, so geschieht es unter den gewöhnlichen Bedingungen: die Pränumeranten erhalten sie wohlfeiler, bessere Exemplare, reinere Kupfer, die Sammler eine ihrem Eifer angemessene Belohnung ꝛc. Diese Einladungs-Formeln sind längst bekannt. Der Termin ist gemeiniglich sehr kurz angesetzt, damit die Herren eilen, ihr Geld zu erlegen, denn es ist doch etwas schönes, sich ohne Andrer Schaden einen guten Nutzen zu verschaffen. Doch so sehr großer Eile bedurfte es eben nicht. Denn fast in allen Fällen erscheint mit Ablaufe der Frist ein neues Avertissement, welches ungefähr folgendermaßen lautet:

> Da ich von verschiedenen auswärtigen Freunden, denen die Ankündigung meines Werks zu spät zu Gesicht gekommen war, und die gleichwohl gern die Vortheile der Vorausbezahlung genießen wollten, auf das dringendste ersucht worden bin, den

Termin derſelben noch etwas zu verlängern, ſo habe ich mich dazu entſchloſſen, und mache hierdurch bekannt, daß noch bis — — bei den Herren Collecteurs, wie auch bei mir ſelbſt Pränumeration angenommen wird. Hierbei hat es aber auf alle Fälle ſein Bewenden, und die nachherigen Käuſer müſſen alsdann das Werk mit — bezahlen.

Oder kürzer:

Aus wichtigen Urſachen ſehe ich mich genöthigt, den Pränumerations-Termin auf — bis — zu verlängern. ꝛc.

Wer wollte nun aber auch ſo verſtockt ſeyn, dieſe abermalige Einladung nicht zu achten, ſein Glück mit Füßen von ſich zu ſtoßen, und das koſtbare Werk um einen billigen Preis ſich anzuſchaffen verſäumen? Freilich wohnen jene auswärtigen Freunde im Monde, und von den wichtigen Urſachen

existirt nur eine; diese ist aber auch so äusserst wichtig, daß sie tausend andre aufwiegt, nämlich: Es haben sich noch sehr wenig, oder gar keine Pränumeranten gefunden — Dies alles geht aber das Publikum nichts an, welches vielmehr aus bloßer Dankbarkeit für die Langmuth und Güte des Verfassers seine Wünsche nun baldmöglichst erfüllen sollte. Doch auch jetzt ist die Gnadenthüre noch nicht ganz verschlossen. Denn nach der Erscheinung des Werks, wenn es anders erscheint, wird der Pränumerations-Preis immer noch eine Zeit lang beibehalten, und wer es nur erwarten kann, bekömmt es vielleicht noch wohlfeiler. Ich darf wohl nicht immer wiederholen, daß es auch hier Ausnahmen giebt, wiewohl man bei Werken, die sich selbst verkaufen, diese Methode, sie an den Mann zu bringen, schwerlich anwenden wird.

Bei diesem Geschäft giebt es noch verschiedne erlaubte Erwerbsarten, die man bei jedem andern nicht so ganz für erlaubt halten

würde. Hieher gehört der Nachschuß. Ueber eine Kleinigkeit wird sich niemand beklagen. Hat das Werk innern Gehalt, so wird man auch gern etwas mehr bezahlen, als man anfangs geglaubt hatte. Allein man kann doch von dem Verfasser verlangen, daß er den Betrag seiner Kosten ungefähr berechne, und kein übertriebnes Aequivalent für seine Arbeit fordre. Und eins von beiden muß der Fall seyn, wenn der Nachschuß über alle Erwartung stark ist. — Ein jetzt verstorbner Gelehrter, dessen Namen ich aus Achtung für seine großen Verdienste verschweige, kündigte eins seiner Werke auf Pränumeration von fünf Thalern an. Er hatte viele Freunde, viele wahre Verehrer seiner Verdienste, und fast jeder von diesen gab, wenn er dazu aufgefordert wurde, diese Summe mit Vergnügen; selbst diejenigen, die das Buch nicht brauchen konnten. Es erschien, und nun machte der Verfasser bekannt, daß jeder Pränumerant beim Empfang seines Exemplars noch fünf Thaler

nachzuzahlen habe. Man war höchst unzufrieden, man sträubte sich, denn des Nachschusses war vorher mit keinem Worte gedacht, doch es half nichts — man mußte entweder die ersten fünf Thaler verlieren, oder noch einmal so viel bezahlen, um das Werk zu erhalten. Ob dergleichen Methoden, seine Produkte an den Mann zu bringen, den guten Ruf eines Gelehrten vergrößern, oder ob sie ihn nicht vielmehr in die Klasse derjenigen setzen, die mit ihrem Eigenthum jüdeln und Hokerei treiben, möchte wohl schwerlich die Frage seyn.

Eine andere Manier, die Käufer zu berükken, ist, wenn ein Werk mit dem gewöhnlichen Formular, ohne hinzuzusetzen, ob es ganz oder Theilweise erscheinen soll, auf Vorausbezahlung angekündigt wird. Jeder Pränumerant glaubt und kann nicht anders glauben, als daß er für sein Geld ein Ganzes erhalten wird. Mit einemmal erscheint eine Anzeige, worin diese Herren gebeten werden, den ersten Theil des Werks abzuholen, und auf

den zweiten wieder voraus zu bezahlen. Noch ſind ſie glücklich, wenn es mit dieſem zweiten ſein Bewenden hat, aber oft werden es drei oder vier. Nun kann zwar niemand gezwungen werden dies zu thun, denn er iſt dieſe Bedingung nicht eingegangen; dann aber beſitzt er ein unvollſtändiges Werk, das gar keinen Werth hat. Wenigſtens glaubt der Verfaſſer, es darauf wagen zu können, ob ſeine Schreibſeligkeit oder die Geduld der Käufer länger dauert.

Noch giebt es zwei andre Kniffchen, die aber etwas zu plump ſind, als daß Viele dadurch verführt werden könnten. Ihrer bedient ſich beſonders die Glandenbergſche Hofbuchhandlung in Cöthen, welche zwar als Buchhandlung nicht hieher gehört, aber doch deswegen, weil ihr Vorſteher, oder vielmehr ihr Eins und Alles, ein Gelehrter, der berühmte Religionenvereiniger Maſius iſt. Dieſe ſind erſtlich, einen ſehr großen, und mit dem Pränumerations-Quanto in gar keinem Verhältniß ſtehenden Ladenpreis

in der Ankündigung zu bestimmen. Z. B. wenn das Werk pränumerando zwei Thaler kostet, so soll es nach verflossenem Termin für nicht weniger als zehn verkauft werden, um die Lockspeise ja recht anziehend zu machen. Zweitens, das sehr großmüthige Anerbieten, den Pränumeranten auf zwei Exemplare das dritte gratis zu geben, nicht wie sonst gewöhnlich, ist das zehnte oder eilfte. Das heißt in Wahrheit nicht: Nöthiget sie herein zu kommen, sondern, zieht sie bei den Haaren herein. Hier ist es nicht einmal mehr einem Zweifel unterworfen, ob ein dergestalt ausgebotenes Werk etwas tauge oder nicht. Nur ein völliger Neuling kann durch solche Einladungen, und doch wohl nur einmal, getäuscht werden. Es ist kein gröberer Unterschied zwischen einem Ausrufer, der jeden Vorübergehenden in die Flanke fällt, und ihn fragt, ob er nichts von seiner Waare brauche, und einem Kaufmann, der ruhig in seinem Laden sitzt, und nur denjenigen bedient, der etwas verlangt, als zwischen einem Ge-

lehrten, der ſeine eignen oder fremde Produkte auf dieſe Art ausbietet, und einem andern, der, überzeugt von dem Werthe ſeiner Arbeit, dergleichen Luftſprünge verachtet, und anſtatt Andre zu ſuchen, ſich ſuchen läßt.

Man kann ſich oft nicht genug wundern, wenn man ſieht, daß Schriften, die überall als elende Skarteken, und deren Verfaſſer oder Herausgeber als die abſcheulichſten Schmierer bekannt ſind, die Namen von einigen tauſend Pränumeranten*) vorgedruckt ſind, indeß Werke von bleibendem Werth bisweilen kaum hundert aufzuweiſen haben. Eine ſolche Liſte iſt ein treffendes Bild vom Himmelreiche, wo alle die es ererben einander gleich ſeyn ſollen; denn auch hier trift man

*) Um ſich recht deutlich auszudrücken, ſchreibt auch wohl ſo ein ſprachkundiger Buchfabrikant, der lieber gegen alles, auch gegen den Menſchenverſtand, als gegen die Etikette verſtoßen will, anſtatt Pränumeranten: Herren Intereſſenten, Dames und Demoiſelles Intereſſentinnen!!!

alle Stände und Klaſſen der Menſchen an, vom König bis herunter zum Schuhflicker, von der Dame mit brillantnem Haarſchmuck bis auf das Dienſtmädchen mit dem Scheuerwiſch. Allen hat die Weisheit in der Perſon des Verfaſſers ihre Brüſte dargeboten, um Weisheit aus ihnen zu ſaugen, und alle ſind herzu geeilt, um dieſe ſchöne Gelegenheit nicht zu verſäumen. Dies alles iſt jedoch nichts als ein Dunſt; er zeigt ſich nur in der Ferne, und verſchwindet, je mehr man ſich ihm nähert. Die Verwunderung hört auf, ſo bald man hinter das Geheimniß gekommen iſt, wie dieſe Herren es angefangen haben, ſo viele Pränumeranten zu finden. Sie machen es ungefähr wie die Collecteurs verbotner Lotterieen. Dieſe ſchicken an alle Menſchen, die ſie nur einmal nennen hörten, gedruckte Briefe, worin ſie die vortheilhafte Einrichtung ihrer Lotterie rühmen, zu dem größten Gewinnſt die ſchmeichelhafteſte Hofnung machen, und Looſe beilegen. Freilich werden bei weitem die wenigſten davon behalten, die wenigſten ſolcher

Briefe beantwortet; indeſſen, wenn nur von zehen einer in die Falle geht, ſo iſt das ſchon Gewinn genug für ſie. Jene ſetzen ohne Bedenken ihren Schriften die Namen aller der Perſonen vor, die ihnen nur immer einfallen, vor allen andern ſolche, bei denen ſie auch nur die allerentfernteſte Hofnung haben, daß ihre Abſicht ihnen vielleicht gelingen möchte. Sie plündern auch wohl die Pränumeranten-Verzeichniſſe andrer Bücher, und füllen das ihrige damit an. Dann werden die Exemplare den hohen Gönnern und Beförderern des Werks zugeſendet, die gar nicht wiſſen, wie ſie zu dieſer Ehre kommen. Nun darf zwar der Herr Autor auch hier kaum auf den zehnten Theil rechnen, die wirklich den Betrag dafür entrichten, die übrigen halten ſich nicht für verbunden, dieſe Art von Aſſignation zu honoriren, und ſenden entweder das Buch zurück, oder werfen es hin ohne weiter daran zu denken. Doch außerdem, daß jener zehnte Theil ſchon ziemlich eine hinlängliche Entſchädigung für den Verfaſſer iſt, erreicht er durch

die ungeheure Menge von Namen noch den Vortheil, daß sie seinem Werke eine ganz hübsche Zierde und ein Ansehen geben, das es ohne dieselben schwerlich erlangt haben würde; so, daß mancher, dem es von ungefähr in die Hände fällt, und sieht, wie viele Leute sich dasselbe auf den bloßen Ruf der Ankündigung angeschaft haben, eilt ein gleiches zu thun, ehe die Kostbarkeit ganz aufgekauft wird.

Das nächste was ich meinen Lesern nunmehr zur Betrachtung vorlegen muß, sind

die Büchertitel.

Eine Materie, die fast unerschöpflich seyn würde, wenn man jeden, der hieher gehört, einzeln in Betrachtung ziehen, und den ganzen Mißbrauch, der damit getrieben wird, zeigen wollte. Menke sagt in seiner ersten Rede (S. 25. der deutschen Uebersetzung, Leipzig 1716.): „Es ist endlich auch „nicht zu läugnen, daß die Tittul allerdings „viel zu Hintergehung derer Ungelehrten und „Ungeübten beytragen, welches diejenigen

»wohl wiſſen, die ſolche Schriften drucken »laſſen, bey denen dergleichen Lock-Speiſen »vonnöthen ſeyn.“ Und S. 32. »Ich ſchreite »alſo zu denen Bücher-Titeln, auf denen ge»wiß die Wahrheit ein ſeltſames Wildpret iſt; »ſintemahl ſie zwar insgemein herrlich ein»gerichtet ſind, und viel groſſes und ſonderbah»res verſprechen, aber doch in der That ſelbſt »die Leſer meiſtentheils hinters Licht führen.“ — So war es ſonſt, ſo iſt es jetzt; doch nein, weit ärger. Je mehr unſre Litteratur ſich empor geſchwungen hat, unſre Kenntniſſe erweitert worden ſind, die Anzahl der Schriftſteller und Schriften ſich vermehrt hat, je weiter hat man dieſen Unfug getrieben. Sonſt waren es hauptſächlich alberne, gezierte, bis zum Ekel weitläuftige Titel, auf welche man einen groſſen Werth ſetzte, und die Leſer durch ſie täuſchte. Bei unſrer jetzigen Politur würde man damit wenig ausrichten. Statt deren wählt man vielverſprechende, auffallende, unverſtändliche, das ſind ſolche, die durch den geheimen Sinn, den ſie anzudeuten ſcheinen,

die Neugierde erregen sollen, das Werk selbst zu lesen — Doch wer wollte alle die Arten von Titeln, durch die sich mancher hervorzuthun und Leser anzulocken sucht, aufzählen können?

Wenn ein Kaufmann Waaren auf seinem Schilde oder seiner Aushängetafel führt, die er nicht in seinem Gewölbe hat, so macht er sich bei denenjenigen lächerlich, die darnach fragen; dies thut jedoch weiter keinen Schaden — die Käufer gehn zu einem andern, und finden was sie suchen. Wenn aber ein Schriftsteller auf seinem Titel etwas verspricht, das er im Werke selbst entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen erfüllt, so ist dies nicht nur eine entehrende geckenhafte Prahlerei, sondern auch eine vorsetzliche Täuschung, die in keinem Geschäfte des bürgerlichen Lebens erlaubt ist. Wer unächtes Metall für Gold verkauft, muß, wenn er bei seiner Obrigkeit deswegen verklagt wird, den dafür empfangnen Werth wieder erstatten, und wird noch überdies mit Strafe belegt. Man wird mir einwenden,

daß dies bei dem Schriftſteller nicht ſtatt finden könne, weil dieſer aus Eigenliebe immer glauben wird, er habe ein vortrefliches Werk geliefert, wenn es auch noch ſo unbrauchbar iſt. Hiervon iſt aber nicht die Rede. Es kann Einer einen Roman ſchreiben; das Ding ſei noch ſo herzlich elend, am Ende iſt es doch ein Roman — der Käufer kann ſich nicht beſchweren, und wer ſeine Zeit nicht verderben will, mag ihn ungeleſen laſſen. Ein Andrer kann ſeine Theorie von der Entſtehung des Weltſyſtems herausgeben, worin er den Himmel zu einem Eisgewölbe, und die Sterne zu chriſtalliſirten Körpern macht — wer ihm nicht glauben will kann es laſſen. Allein wo der Inhalt eines Werks dem Titel deſſelben gar nicht, oder doch nur äußerſt wenig entſpricht, und die Abſicht, die Käufer zu bevortheilen, klar am Tage liegt, dann hat doch jeder das Recht, ſich laut darüber zu beklagen, und den Autor in ſeiner Blöße darzuſtellen. Dieſem Uebel iſt aber nicht abzuhelfen, wird man ſagen, da dergleichen Dinge

keiner gerichtlichen Ahndung unterworfen ſind. Vielleicht doch. An jedem Orte wo Bücher gedruckt werden, iſt doch in der Regel auch eine Cenſur. Der Cenſor nimmt ſich bisweilen vieles heraus, was ihm nicht zukömmt, ſtreicht Stellen aus, oder verändert ſie, die ihm anſtößig dünken, und im Grunde ſehr unſchuldig ſind, verſagt manchen Büchern das imprimatur, die reine Wahrheit, vielleicht nur ein wenig zu laut lehren; denn nur ſehr ſelten darf er fürchten, daß ihn der Autor darüber zur Rede ſtellen wird. Auch kann man es allerdings manchem Cenſor nicht verdenken, wenn er dem Anſchein nach zu ſtreng iſt. Er muß die Geſinnungen derer kennen, von denen er abhängt, beſonders aber wiſſen, welchen Werth die Preß- und Druckfreiheit in ſeinem Lande habe — denn dieſer iſt in jedem Staate ſo verſchieden, wie der Valor ihrer Münzen, nur mit dem Unterſchied, daß der Cours dieſer Freiheit ſteigt oder fällt, je nachdem heute dieſer und in einem Jahre ein andrer am Ruder ſitzt. Er muß alſo, wenn

er

er ſich von ſeinen Obern nicht Verweiſe zuziehen will, die deſto gröber ausfallen, je ſtüpider dieſe Excellenzen oder Hochwürdigen Herren ſind, oder je mehr ihnen daran gelegen iſt, den Souverain und das Volk in der Blindheit und Barbarei zu erhalten, von welcher ſie allein Vortheil ziehen — er muß, ſage ich, oft Schriften, denen er mit vollem Herzen ſeinen Beifall ſchenkt, und die er gern gedruckt ſähe, unterdrücken. Warum giebt man nun dem Cenſor, da er einmal ex officio alles, auch den gröbſten Unſinn, leſen muß, nicht auch die Befugniß, wenn er ein ſolches Manuſcript erhält, wo der Titel blos verführt, und der Inhalt gänzlich täuſcht — nicht etwa den Druck deſſelben zu verbieten, denn hier könnte ſich Partheilichkeit und Privathaß mit ins Spiel mengen — ſondern es in den öffentlichen Blättern ſeines Landes mit ſeines Namens Unterſchrift bekannt zu machen, und das Publikum dafür zu warnen? Das, dünkt mich, ſollte doch dem Unweſen wenigſtens etwas ſteuern, und

es wäre wahrlich kein Verluſt, ſondern baarer Gewinn, wenn durch dieſes Mittel ſolche Schriften in ewige Vergeſſenheit begraben würden. Zwar wird in den Recenſionen dergleichen Werken ihr gehöriger Platz angewieſen, allein gemeiniglich zu ſpät, wenn ein großer Theil der Exemplare in Umlauf gebracht iſt, und Jedermann lieſt auch nicht Recenſionen.

Iſt es zum Beiſpiel nicht eine Schande für unſre Zeiten, wenn erwähnter Herr Maſius eine Skarteke verkauft, unter dem Titel: Letzter und völliger Aufſchluß des Geheimniſſes vom Golde, Silber und Edelgeſteinen, wie ſolche mit weniger Mühe und Koſten zu erlangen — und zwar für drei Thaler, die durchaus mit abſurdem, unverſtändlichem Geſchmier angefüllt iſt, worin auch nicht ein Gran geſunder Vernunft herrſcht? Iſt es nicht eine Schande für unſre Zeiten, wenn ihm dieſes verſtattet wird? Ich glaube gern, daß nur ſehr wenige Menſchen durch dieſen

groben Betrug ſich haben hinters Licht führen laſſen, allein ſchon die Abſicht iſt ſtrafbar. Herr Maſius, der ſich ſchon ſeit geraumer Zeit durch ſeine Spekulationen in Ruf gebracht hat, iſt Verfaſſer dieſer Schrift; ſo wie überhaupt mehrere Schriften, die in ſeiner Handlung erſcheinen, von denen er nicht Verfaſſer ſeyn mag, ſich doch durch auffallende, vielverſprechende Titel, und äußerſt magern Inhalt auszeichnen. Vermuthlich bekümmert er ſich um den letzten wenig, die erſten aber fabricirt er ſelbſt, und ſucht durch ſie allein dieſen Werken Abſatz zu verſchaffen. So iſt vor einiger Zeit ein Buch in ſeiner Handlung erſchienen unter dem Titel: Juriſtiſch-praktiſches Lehrbuch, für Studirte und Nichtſtudirte, für Bürger und Bauern, wie ſie ſich für die Ränke ſchlechtdenkender Richter und Advokaten zu ſichern haben. Nebſt einer Anweiſung für den Landmann, ſeine Prozeſſe ſelbſt zu führen. Von dieſem allen findet man

freilich kein Wort in dem Werke ſelbſt, und der ehrliche Landmann wird jetzt wie zuvor ſeine Prozeſſe von Andern müſſen führen laſſen, wenn er blos hieraus lernen ſoll, ſein eigner Sachwalter zu ſeyn. Wie nennt man aber eine Handthierung, deren einziger Zweck iſt, durch andrer Leute Schaden zu gewinnen? Weit weniger ſträfliche Handlungen ſind ja dem Arm der Gerechtigkeit unterworfen. So hat er noch vor kurzem einen unſrer verdienſtvollſten Männer, einen der erſten Gottesgelehrten unſrer Zeit, dem er auf keine Weiſe würdig iſt die Schuhriemen aufzulöſen, auf einem ſolchen ſelbſt fabricirten Titel ſehr unanſtändig behandelt. Blos dieſes Titels wegen wurde auch die Skarteke verboten. Denn ſie ſelbſt iſt nicht von ihm, ihr Inhalt ſeichtes, aber eben nicht beleidigendes Geſchwätz. Unter einer gewöhnlichen Aufſchrift glaubte er nicht, ſich viel Abgang verſprechen zu dürfen, der Pasquillmäßige Titel ſollte ihr alſo Leſer verſchaffen. Er bedachte aber nicht, daß die Schande, die er jenem weiſen Manne

zugedacht hatte, ihn nicht treffen konnte, sondern auf seinen eignen Kopf zurückfallen mußte. Ueberhaupt sind die Spekulationen dieses gelehrten Charlatans zu sehr auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Menschen calculirt, als daß sie ihm glücken könnten. Hiervon zeugen sein Projekt zur Religionen-Vereinigung, dem er wenigstens seinen hülfreichen Arm lieh, wenn er es auch nicht ausgeheckt hatte; sein sich selbst angemaßtes Amt eines Correspondenten der Gelehrten; seine Versuche, auf den Credit verstorbner berühmter Gelehrten Stecken zu reiten, und Werke unter ihren Namen, aber Gott weiß von welchem Verfasser, als von ihnen hinterlassene Manuscripte herauszugeben, wie er es mit einer Schrift machte, die vom seligen Pastor Sturm in Hamburg seyn sollte, weswegen er aber in öffentlichen Blättern verdienter Weise zurecht gewiesen wurde, und sein Unrecht stillschweigend einräumte. Vorzüglich gehören auch hieher seine sinnreichen Zeitungs-Avertissements,

wo er in dem einen ſich nicht ſcheut zu ſagen, daß, da nunmehr das Werk — ich weiß nicht mehr welches — an alle Kaiſer, Könige, Fürſten und überhaupt an alle regierende Häupter in Europa wäre abgeſendet worden, die Pränumeranten und Subſcribenten nunmehr ihre Exemplare auch abholen könnten; und in einem andern, wo er ein Buch, das von einer gewiſſen Krankheit der Schafe handelt, ankündigt, einen außerordentlich heißen Sommer prophezeiht, wo alle Schafe von dieſer Krankheit würden befallen werden. Doch für immer genug von dieſem Manne und ſeinen Genieſtreichen.

Ein würdiges Gegenſtück zu ihm, der ihn jedoch noch weit an Frechheit, ſo wie an Talenten übertrift, iſt der ſich ſelbſt baroniſirte, nunmehr als Schriftſteller und Projektmacher hoffentlich ruhig entſchlafne Franz Rudolph von Groſſing. Das Skandal, das er ganz Deutſchland mit ſeinem Dameninſtitut und Roſenorden gab, iſt noch zu bekannt, als daß ich deſſen hier weitläuftiger

Erwähnung thun ſollte. Iſt dieſe Poſſe eine Warnung geweſen, ſich für ähnlichen Abentheurern zu hüten, ſo hat ſie gleichwohl großen Nutzen geſtiftet.

Unter die Bücher mit vielverſprechenden Titeln gehört auch das im Jahr 1786 von Herrn Johann Chriſtoph Henke, Organiſten bei der Kirche St. Martini in Hildesheim herausgegebene völlig entdeckte Geheimniß der Natur, ſowohl in der Erzeugung des Menſchen, als auch in der willkührlichen Wahl des Geſchlechts der Kinder. Das war ein Köder für alle leichtgläubige Menſchlein, wonach ſie ſo begierig ſchnappten, daß einer den andern wegdrängte, um der erſte zu ſeyn. Man weiß nicht, ob man bei dieſer Erſcheinung mehr über die Unverſchämtheit des Herrn Organiſten, oder über die Schwachheit derer, die ſeine Waare kauften, erſtaunen ſoll. Es iſt ein bleibendes Denkmal unſers aufgeklärten Jahrzehends, merkwürdig zur Charakteriſtik deſſel-

ben für den künftigen Geschichtschreiber; zugleich aber ist es auch ein Beweis, wie leicht ein Mann in diesem aufgeklärten Jahrhundert sein Glück machen könne, der sich auf die Zubereitung der Nahrung für wißbegierige Seelen versteht. Dieses Werk kostete auf Vorausbezahlung einen Dukaten, und der Verfasser hatte weit über dreizehnhundert Pränumeranten. Ich glaube gern, daß mancher nach Durchlesung desselben vor sich und vor der Welt sich geschämt hat; aber eine Strafe mußte doch seyn. Freilich hätten hundert bedürftige, in Elend schmachtende Familien durch diese Summe in bleibenden Wohlstand versetzt werden können; dann hätte man ja aber diesen Schatz entbehren müssen, und das wichtige Geheimniß wäre unentdeckt geblieben. Das lustigste dabei ist, daß der Herr Autor in der Vorrede versichert, er hätte durch diese anscheinend große Anzahl von Subscribenten und Pränumeranten, dennoch seine vielen Versuche in der Erzeugung der Kinder und

willkührlichen Wahl ihres Geschlechts) und Reisen nicht bezahlt erhalten, und daß er seinen Lesern, und besonders seinen Recensenten dringend einschärft, ihn nicht eher zu beurtheilen, bis sie seine Versuche und Erfahrungen selbst nachgemacht hätten.

Dergleichen Kniffe, unächte Waare an den Mann zu bringen, sind den Künsten der Marktschreier und Quacksalber völlig ähnlich. Diese verkaufen auch miraculöse, balsamische und wer weis was für wunderwirkende Essenzen und Salben, wie man auf den Zetteln, die sie an ihre Büchsen und Gläser heften, sehr deutlich lesen kann. Der Verfertiger derselben hat gethan was er thun konnte, er hat sie angepriesen, und seine Absicht ist erreicht, wenn man ihm abkauft; so wie die Absicht jener Schriftsteller erfüllt ist, wenn die Reize ihrer Titel ihren Werken Leser verschaffen. Eine geschminkte Buhlerin findet ja auch wohl in unerfahrnen Jünglingen Liebhaber zu ihrem verdorbnen Körper.

So viel von denjenigen Schriftſtellern, welche die Titel ihrer Werke zu einem Erwerbszweig machen, die Titel, „durch welche „man die unvorſichtigen Liebhaber betrüglicher Weiſe zu Kauffung der Bücher anzureizen pfleget.“ (Menke S. 38.) Nun giebt es noch eine ungeheure Anzahl von Werken, die zwar etwas von demjenigen, was ſie in rubro verſprochen haben, in nigro erfüllen, aber bei weitem das wenigſte. Hier muß der Leſer zufrieden ſeyn, er bekömmt doch etwas zur Ausbeute. Findet er auch unter tauſend Schlacken nur das kleinſte Körnchen Gold, der Fund macht ihm doch Freude, und er vergißt leicht das Schlechte über dem Beſſern. So giebt es z. B. Blumenleſen. Freilich würde der ſich ſehr irren, der hier lauter Blumen zu brechen hofte. Er wird auf eine Menge Diſteln, Dornen und Unkraut ſtoßen, aber doch auch hie und da auf ein Blümchen, deſſen ſüßer Geruch ihn für die Mühe es aufzufinden ſchadlos hält. „Was „hat man nicht für eine Menge Schatzkam-

„mern von Antiquitäten und lateiniſchen Re„densarten, die doch, wenn man ſie auf„ſchließt, mit Spreu und Kohlen angefüllt „ſind?“ ſagt Menke — Was hat man jetzt nicht für Auswahlen? Da erſcheint faſt alle Monate eine Auswahl von Romanen, von Gedichten, von Erzählungen und vielen andern, die alle durchaus intereſſant und lehrreich ſeyn ſollen, und der Leſer findet gemeiniglich, daß der Herr Verfaſſer, Ueberſetzer oder Herausgeber zuſammengeraft, nicht gewählt hat. Daß man bei der Menge hie und da auch etwas Gutes antrift, läßt ſich wohl nicht anders denken. Mit den Sammlungen, womit wir gleichfalls überſchwemmt ſind, geht es nicht beſſer. Das Verdienſt des bloßen Sammlers iſt an und für ſich klein, und wird nur dadurch vergröſſert, wenn er blos ſolche Produkte in ſein Werk aufnimmt, die von ſeinem geſunden Geſchmack, und ſeiner reifen Beurtheilungskraft zeugen. Dann aber iſt man ihm auch allen Dank ſchuldig. Wenn aber, wie ſo häufig

der Fall iſt, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes unter einander geworfen wird, längſt bekannte Sachen wieder aufgetiſcht, wohl gar Aufſätze und Abhandlungen aus Schriften, die faſt in Jedermanns Händen ſind, eingerückt werden, um nur viel Bogen anfüllen zu können, dann weiß man nicht, ob man mehr über die Habſucht des Herrn Sammlers zürnen, oder über deſſen Ungeſchicklichkeit lächeln, oder über deſſen Unverſchämtheit erröthen ſoll. Iſt die Zeit, die man auf das Leſen dieſer Bücher wendet, nicht verlohren? Iſt es etwas mehr als leeres Stroh dreſchen? Dergleichen Produkte vermehren die Anzahl unſrer Schriften, aber ſie verbeſſern unſre Litteratur nicht, ſie erweitern nicht ihr Gebiet: ſo wenig als ein Mann ſeine Garderobe vermehrt oder ziert, wenn er ſich ein Kleid von lauter alten vielfarbigen Flicklappen machen läßt, das er nicht anziehen kann. Die nämliche Klage muß man führen in Anſehung der ungeheuern Menge von Handbüchern und Leſebüchern für dieſe oder

jene Klaſſe von Menſchen, die in unſern Tagen erſcheinen. Wie ſelten wird dem Leſer die Freude zu Theil, in einem derſelben etwas neues, oder nur auf eine neue Art vorgetragenes zu finden! Aus zehen iſt gemeiniglich das eilfte zuſammen getragen, und oft brüſtet ſich noch der Autor mit dieſer armſeligen Kunſt, als ob er mit ſeinem Hauch eine neue Schöpfung belebt hätte. — Die neuen Methoden, Anweiſungen, Unterrichte, Aufſchlüſſe, ꝛc. ꝛc. die auf den Titeln prangen, haben ſich auch ſehr verdächtig gemacht. Mit dieſen Rubriken geht es wie mit den Moden. Männliche und weibliche Coquetten müſſen immer mit einem neuen Spielzeug bedient ſeyn, eine Erfindung jagt alſo die andre. Aber, wo ſie alle hernehmen? Und warum ſich den Kopf zerbrechen, da man es weit bequemer haben kann? Man ſucht die Trachten, den Putz wieder hervor, mit denen unſre Urgroßväter und Mütter, chriſtſeligen Andenkens, ſich ſchmückten, behält ſie entweder genau ſo bei, oder behängt

ſie mit einem ſehr unweſentlichen Firlefanz, und ſogleich iſt es wieder feinſter Geſchmack. Dieſe Moden ſind alſo nicht eigentlich neu, ſondern nur neuerdings aus der alten Vorrathskammer hervorgeſucht. Sie drehen ſich unaufhörlich im Cirkel herum. Die Anwendung auf jene Schriften iſt leicht gemacht.

Bei aller Schreibſeligkeit, die in unſern Zeiten herrſcht, iſt es dennoch nicht möglich, die den Menſchen angebohrne und immer rege Begierde nach etwas neuem zu befriedigen. Alſo nicht in jener allein, ſondern auch in dieſer iſt der Grund zu ſuchen, der einer ſo unglaublichen Anzahl von Büchern, die jetzt erſcheinen, das Entſtehen giebt. Hier trift es genau ein: Mundus vult decipi — Der Buchhändler, der ſo ziemlich gewiß weis, daß er ſeine Waare los wird, ihr innerlicher Gehalt mag ſeyn wie er will, muß alſo auf Werke ſpekuliren, die neu ſcheinen, wenn ſie es auch nicht ſind, ſollte auch ihre ganze Neuheit in der laufenden Jahrzahl be-

ſtehen. Einen gelehrten Flickſchneider findet er dann wohl, der ihn in ſeinen Spekulationen unterſtützt, und ein Ding zuſammen ſtoppelt, das ausſieht wie ein Buch. Wer ſich kein neues Haus bauen kann, läßt ſeine alte baufällige Hütte anſtreichen, ſo ſchimmert ſie doch, und iſt den Vorübergehenden eine Augenweide, obgleich die drinnen Wohnenden keine Stunde ihres Lebens ſicher ſind, weil der erſte ſtarke Windſtoß ihr den Einſturz droht. Der Eigenthümer braucht auch dazu nicht viel — keinen Riß, keinen Baumeiſter, keine koſtbaren Materialien; ein Maurer bringt mit etwas Kalk und einigen Farben das ganze große Werk in wenigen Wochen zu Stande. — Alte verlegne Romane, Robinſonaden, Chroniken und dergleichen erſcheinen jetzt wieder in einem neuen Gewande; entweder unter dem bekannten Titel, oder mit einem neuen, gewöhnlich ſehr auffallenden geziert. In jenem Falle kann niemand etwas dawider einwenden, denn jeder weiß was er kauft und lieſt; und iſt das Werk wirklich

gut, verdient es aus dem Schutte hervor gezogen zu werden; wer sollte sich nicht freuen, es auf eine unsern Zeiten würdige Art wieder dargestellt zu sehen? Wenn nur nicht, wie das wohl bisweilen geschieht, über der Kleidung der Körper vernachlässigt worden ist. Ich will sagen, wenn nur nicht jene Schriften des Eigenthümlichen, das oft in ihnen herrscht, ihrer Kraft, ihrer Würde beraubt, und statt deren blos mit einer Schminke versehen sind, die auf den ersten Hauch verfliegt — dem Auge gefällig, dem Verstand ungenießbar gemacht sind — wenn nur nicht ihr ganzes Verdienst in einer modischen, ihrem Inhalt oft gar nicht anpassenden Schreibart, in weissem Papier, guten Lettern, und einigen Kupfern von berühmten Meistern besteht — oder sie im Tone eines Volksbuchs, der, beiläufig gesagt, nicht immer der beste und ihrer ursprünglichen Bestimmung oft gar nicht angemessen ist, dem Publikum vorerzählt werden — mit einem Worte: Wenn sie nur nicht, anstatt verbessert und unserm Geschmack anpassend

passend gemacht zu seyn, versudelt und ekelhaft geworden sind. — In dem Falle aber, daß dergleichen Werke mit neuen Titeln versehen worden, ist es sehr zweifelhaft, ob der Leser das finden werde, was er zu suchen sich für berechtigt hält. Dies geschieht gemeiniglich bei Büchern, die man, obwohl im modernen Gewande, doch unter ihren alten bestimmenden Titeln nicht in der Anzahl an den Mann zu bringen glaubt, als mit ihren neuen schimmernden. Der Leser, der an dergleichen Schriften Gefallen findet, erfährt natürlich nicht mehr, als was er vielleicht schon längst weis, weil es schon längst gedruckt ist, aber freilich schlecht, auf graues Papier, mit abscheulichen Figuren, in einem holprichten Styl vorgetragen — gerade so, wie man solche Werke damals dem Publikum vorzulegen pflegte. So würden sie freilich jetzt kein Glück machen, aber mit dem neuen Titel und in dem neuen Kleide wird es ihnen nicht an Liebhabern fehlen.

So kann man sich es denn endlich wohl erklären, wie es zugehe, daß eine so ungeheure Anzahl von Schriften in unsern Zeiten jährlich erscheinen. Man sehe nur das allgemeine Bücherverzeichniß, welches in jeder Oster- und Michaelismesse herauskömmt, und man wird nicht wenig erstaunen — und doch ist es nicht einmal ganz vollständig. Viele Bücher lassen die Verleger mit Fleis nicht einrücken, von vielen andern werden die Verzeichnisse zu spät eingesendet, um davon Gebrauch machen zu können. — Ein Buchhändler hat oft einige dreißig neue Artikel. Das Wort Neu in der Bedeutung genommen, wie man es hier von Büchern zu brauchen pflegt: Neue Titel, neue Jahrzahl. Denn auch mit denjenigen Werklein, die nur vor wenigen Jahren erschienen sind, aber keinen Abgang gefunden haben, wird gemeiniglich ein Versuch gemacht, sie wieder in Cours zu bringen. Der alte Titel wird weggeschnitten, oder der ganze Titelbogen umgedruckt, ein neuer kömmt an dessen Stelle, und so wird

es abermals ausgeboten. Wer kann es errathen, daß es das nämliche Buch iſt, das er vielleicht ſchon gekauft, vielleicht auch, weil er abſchreckende Urtheile davon gehört hatte, zu kaufen ſich gehütet hat? Man kann mit ziemlicher Gewißheit wetten, daß das allgemeine Bücherverzeichniß jedesmal nur ſehr wenige Bogen ſtark ſeyn würde, wenn man blos die Titel derjenigen Bücher, die wirklich neu ſind, ſtehen laſſen, und die übrigen alle durchſtreichen wollte. Wie oft hab' ich in einem Werke, wo ich mir dergleichen am wenigſten vermuthete, mit Aergerniß und Erſtaunen nichts als alte Bekanntſchaften angetroffen! Man wird mich nicht mißverſtehen und glauben, daß ich nur das Neue für leſenswerth halte. Vielleicht gerade das Gegentheil. Allein das Alte für neu auszugeben, mit fremden Federn ſich ſchmücken, um ſeine eigne Häßlichkeit zu verbergen, wähnen, man brauche nur rüſtig abſchreiben zu können, um den Namen eines Schriftſtellers zu verdienen — das iſt doch wohl einer Rüge werth.

Was nützt es zum Beispiel, wenn eine noch so vortrefliche Erzählung von einem berühmten Ausländer, die schon sechsmal und unter diesen dreimal gut in unsre Sprache übergetragen ist, zum siebentenmal in einer Sammlung, in einem Journal, oder einzeln, nicht besser, nicht interessanter, höchstens nur in einer eignen Manier des Verfassers oder Uebersetzers dem Publikum dargelegt wird? Wer diese Behauptung im geringsten für übertrieben hält, begebe sich nur in eine Lesebibliothek, die einigermaßen vollständig ist, und er wird finden, daß der Besitzer derselben sehr viele, besonders kleine Schriften desselben Inhalts unter verschiedenen Titeln aufzeigen kann, die er eben so oft hat bezahlen müssen. Und es kann wohl nicht anders seyn, wenn man die Anzahl der Bücher die sonst — man nehme nur an, vor funfzig Jahren — gedruckt wurden, mit der Anzahl derer vergleicht, die jetzt erscheinen. Der Geschmack in verschiednen Zweigen der Litteratur hat sich verbessert. Das will ich zugeben. Das Gebiet unsrer Kenntnisse ist er-

weitert. Auch das. Aber eigentliche Gelehrte und Schriftsteller haben sich gewiß nicht vermehrt — Buchfabrikanten und Schmierer hingegen sind in zahlloser Menge aufgestanden, und wie Unkraut unter dem Waizen empor geschossen. Der eiserne Fleis, die rastlose Thätigkeit der Gelehrten voriger Zeiten hat offenbar nachgelassen; an deren Stelle ist eine Art von schädlicher Betriebsamkeit getreten, durch die man sich ohne Mühe bereichern, ohne Anstrengung berühmt machen will, und die alles zu benutzen, alles an den Mann zu bringen sucht, was noch so ungereimt, noch so abgeschmackt ist, und noch so deutlich das Zeugniß ablegt, daß es Produkte eines sich selbst überlassenen Gänsekiels, aber nicht eines denkenden Kopfs sind. Freilich wär es besser, daß sie zusammengeschnürt und in das Feuer geworfen würden, wo es am hellsten brennt; aber was sollten dann die Hände thun, die bisher das Papier so rüstig beschmieren konnten, und dadurch den ganzen Körper ernährten? und — wer sollte als-

dann aufklären? Nun noch eine Urſache der vergröſſerten Quantität und der verminderten Qualität der Schriften unſers Zeitalters gegen die der vorigen will ich anführen: An das nonum prematur in annum, auf welches die Alten ſonſt wohl noch bisweilen hielten, wird jetzt gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil, der Anfang eines Manuſcripts iſt jetzt in der Regel ſchon in der Druckerei, wenn der Autor erſt an der Fortſetzung arbeitet. Oft ſogar (und das iſt beſonders der Fall bei Romanen) ſind die erſten Bogen ſchon längſt aus der Preſſe, während der Verfaſſer wegen der Verwickelung und Auflöſung des Knotens noch mit ſich ſelbſt nicht einig, und in der gröſten Verlegenheit iſt, wie er ſein Werk enden will, deſſen Anfang ihm ſo leicht ſchien, und es daher aufs Gerathewohl einem Buchhändler verkaufte. Das war Joachim Fortius Ringelbergers Methode, (Meuſe S. 43. in der Note) welcher ſchreibt: „Du muſt dem Buch„drucker andeuten, daß du ein Werk zum

„Druck fertig liegen habeſt, wenn gleich noch „kein Buchſtaben daran gemacht iſt. Als„dann kannſt du ja bald die Einrichtung „des ganzen Werks in deinen Gedanken ent„werfen, und alle Theile deſſelben überhin „und ungefähr aufſetzen. Und endlich wird „dir es leicht ſeyn, vollends täglich ſo viel, „als der Drucker benöthigt iſt, recht auszu„arbeiten. Denn du magſt gleich wollen oder „nicht, ſo mußt du doch, wenn du einmal „angefangen, das Werk fertig machen.“ — Nun wird er übereilt, oder muß ſich ſelbſt übereilen, und kann ſeinem Werke nicht denjenigen Grad von Vollkommenheit geben, deſſen es wohl fähig wäre. Dieſes Schickſal trift auch die beliebten Schriftſteller unſrer Nation. Sie erhalten Aufträge von Buchhändlern, die ſie nicht zurückweiſen wollen; oder ſie kündigen ſelbſt Schriften an, die ſie in einer gewiſſen Zeit zu liefern ſich anheiſchig machen. Der Termin rückt heran, ſie wollen gern ihr Verſprechen halten, und doch iſt das Werk vielleicht kaum angefangen. Nun wird

mit raſchem Federflug gearbeitet; zur Durchſicht, zur Verbeſſerung iſt keine Zeit da — il faut qu' il parte vuide ou plein. Der Name des Verfaſſers iſt ja berühmt, und etwas auch nur mittelmäßiges von ihm muß dem Leſer ſchon deswegen gefallen, weil es von ihm iſt. Selbſt die Gottheit erfüllt ja nicht immer das Erwarten und Verlangen derer die ſie verehren, und bleibt ſie deswegen minder Gottheit? —

Ich komme nun auf die auffallenden und unverſtändlichen Titel. Einer unſrer gröſten Schriftſteller (Hermes in Manch Hermäen B. 1. S. 3. f.) ſagt: „Weh „dem Mann in unſerm Zeitalter, deſſen Buch „nicht durch den Titel auffällt! und ich hatte „in den Buchläden geſehn, daß Menſchen den „Hephäſtion, Horus, Parabomios, und Me„mnonium eben deswegen unbeſehnd kauften, „weil ſie nicht wußten, was Hephäſtion, und „was Horus, und was Parobomios, und „was Memnonium eigentlich ſagen will.“ — Nun, wenn ein Mann wie Hermes dieſen Ton angiebt, oder ihn durch ſeinen Beitritt

rechtfertigt, dann kann man wohl nichts dagegen einzuwenden haben. Und doch möcht' ich, vielleicht mit gleichem Recht, ausrufen: Weh dem Manne, der einen solchen barbarischen Geschmack in unserm Zeitalter einführen oder ihn durch seine Zustimmung herrschend machen will! — Man kann sich sehr bei seinen paradoxen Sätzen gefallen, auch sich bemühen, sie zu behaupten; wenn sie aber einen schädlichen Einfluß auf eine ganze Nation haben können, dann sollte man doch in ihrer Vertheidigung etwas vorsichtiger seyn. Ich frage jeden Mann von unbefangner Vernunft und gesunder Urtheilskraft: Wozu würde es endlich führen, wenn diese Thorheit allgemein werden sollte? Wir Deutschen würden es vielleicht erst spät merken, wie lächerlich uns solche Possen machten, denn ein jeder liebt doch sein Kind, wenn es auch unartig oder übelgebildet ist — aber die Ausländer, denen doch unsre Litteratur auch anfängt wichtig zu werden — freilich noch lange nicht in dem Grade, als es die ihrige uns

längſt geweſen iſt — würden dieſe nicht glauben, eine epidemiſche Krankheit hätte die Köpfe aller deutſchen Gelehrten heimgeſucht? — Herr Hermes ſcheint alſo überzeugt zu ſeyn, der Titel müſſe das Buch verkaufen. Ich aber unterſtehe mich zu behaupten, die Güte deſſelben, und wenn ſie auch etwas ſpät anerkannt würde, müſſe es verkaufen. Den Fall als wahr angenommen, den Herr Hermes anführt, daß einige Abderiten — denn ein Abderit muß derjenige gewiß ſeyn, der ein Buch blos darum kauft, weil er den Titel deſſelben nicht verſteht, und alſo auch wenig Hoffnung hat, deſſen Inhalt zu verſtehen — blos Jagd auf Bücher mit unverſtändlichen Titeln machen ſollten; wer wird um einiger weniger Abderiten willen — denn wenige ſind ihrer gewiß nur — überhaupt ſchreiben? Wer wird vollends auf eine ängſtliche Art nach ihrem Beifall haſchen? Und wer wird endlich um dieſes elenden Beifalls willen den guten Geſchmack, oder irgend eine andre Pflicht eines Schriftſtellers beleidigen und aus den Au-

gen ſetzen? Ein völlig unverſtändlicher Titel iſt doch gewiß um keinen Grad beſſer als gar keiner — wie, wenn man gar keine machte? Es war einmal ein Sonderling, der ließ ſich ein ſchönes Haus bauen; alle Theile deſſelben waren gut eingerichtet, aber er verbot ſchlechterdings eine Hausthür oder irgend einen Eingang anzubringen. Er ſelbſt und alle die zu ihm kamen mußten auf Leitern zu den Fenſtern ein- und wieder hinaus ſteigen. Ich weis nicht, ob ſeine Bauart Beifall gefunden hat, ſo viel iſt gewiß, Nachahmer hat ſie nicht gefunden. Iſt denn nun wohl der Unterſchied zwiſchen einem Haus ohne Thür, und einem Buch ohne Titel, oder mit einem unverſtändlichen, folglich unbrauchbaren Titel, ſo gar groß? — Wenn dieſe ſonderbare Mode — die doch wahrlich ſo groteſk iſt, daß ſie hoffentlich blos ihrer Neuheit wegen gefallen, folglich nur kurze Zeit Beſtand haben kann — wenn dieſe Mode, ſag' ich, überhand nehmen ſollte, ſo würde ſie verſchiedene lächerliche, aber auch beſchwerliche Folgen haben. Jeder, der ein

Buch brauchte, kaufte oder lieh, müßte es vorher, wenigſtens flüchtig, durchleſen, um zu wiſſen, ob es eine Materie abhandle, die für ihn von Wichtigkeit iſt, oder worüber er ſich gern belehren laſſen möchte. Und, weil ſich gar nichts aus dem Titel ſchließen läßt, wieviel müßte man dann leſen? Denn ein Buch das z. B. Hurliburli betitelt wäre, könnte eben ſo wohl ein Syſtem der Dogmatik, als eine neue Methode die Blattern zu inoculiren enthalten, eben ſowohl von der Erziehung der Kinder, als vom Grönländiſchen Wallfiſchfang handeln. Die Aufſeher einer Bibliothek müßten in Verzweiflung gerathen, oder jeder wenigſtens ein Dutzend Gehülfen haben, die nichts thäten als leſen, um zu erfahren, in welches Fach der Wiſſenſchaften ein Buch gehöre — und die Herausgeber ſolcher gelehrten Zeitungen, die den ganzen Umfang unſrer Litteratur begreifen, hätten auch zu den nöthigſten Lebensverrichtungen ſchlechterdings keine Zeit, wenn ſie alles vorher auch nur durchblättern ſollten,

was ihnen zugesendet wird; und das müßten sie ja, denn wie könnten sie sonst wissen, welches Buch für diesen, und welches für jenen Mitarbeiter ihres Instituts gehört? Uebertrieben ist das doch wohl nicht. Das einzige, was man mir einwenden könnte, wäre, man müßte in dem Fall blos die Vorreden lesen. Allein, werden denn zu allen Büchern Vorreden geschrieben? Geben diese allemal von der Absicht des Verfassers und dem Inhalte des Werks genaue Nachricht? Und, wird der Autor, der in der Unverständlichkeit des Titels etwas sucht, sich überwinden, oder sich selbst so sehr widersprechen, in der Vorrede klar und deutlich zu schreiben? — Wir können ohne Lachen die aberwitzigen Titel mancher alten Bücher nicht lesen, und wollen uns doch der Gefahr aussetzen, von unsern Nachkommen auf gleiche Art beurtheilt zu werden. Menke S. 39. „Einige zieren ihre Titelblätter mit „häufigen Gleichnissen und mit gesuchten figür„lichen Redensarten aus, wiewohl sie dieselben dadurch oft so undeutlich machen, daß

„man das Abſehen des Verfertigers, und „den Inhalt des Werks ſelbſt, ungeachtet al„ler angewendeten Mühe unmöglich daraus „errathen kann.“ Und in der Note: „Dies „ſind diejenigen Tauſendkünſtler, deren Titel „einen Zeichendeuter, nicht einen gemeinen Le„ſer zu ihrer Erklärung vonnöthen haben.“

Die Beiſpiele, die Herr Hermes anführt, paſſen überdies nicht ganz. Die Bücher Memnonium und Horus haben beide ſo deutliche und verſtändliche Titel, daß nur derjenige ſie nicht verſtehen wird, der überhaupt nicht leſen kann. Die beiden andern hab' ich nicht geſehen. Mit Manch Hermäon im eigentlichen Sinn des Worts iſt der Fall anders. Er iſt allerdings ſehr räthſelhaft. Aber nicht die geſuchte Unverſtändlichkeit allein, ſondern auch wohl ein kleiner Antheil von ſchriftſtelleriſcher Eitelkeit, mag zu deſſen Entſtehung etwas beigetragen haben. Das Wortſpiel, das zugleich auf den Inhalt des Buchs und auf den Namen des Verfaſſers hindeutet, ſchien zu

einladend, um ſich deſſen nicht zu bedienen. Wär' es nicht Hermes, ein Mann von Gewicht, ein Schriftſteller der ſo leicht Nachahmer findet, und noch leichter hundert Saalbader, die ihn in dem, was er Groſſes, Edles und Gutes ſchreibt, nicht nachahmen können, und daher ſich auf ſeine Schwächen und Kleinigkeiten einſchränken, und dennoch meinen, wenn ſie dieſe ſich zu eigen machen, und damit zur Schau auftreten, ſie wären ſo gut als ihr Vorbild — wär' es nicht dieſer Mann, der das Weh über alle diejenigen Schriftſteller ausgerufen hätte, die ſich keiner unverſtändlichen Titel bedienen, ſo würde ich weniger weitläuftig bei dieſem Punkt geweſen ſeyn; aber in dieſem Betracht ſchien es mir der Mühe werth, etwas zum weitern Nachdenken für Andre darüber zu ſagen. — Gleich vor der angeführten Stelle in Manch Hermäon äuſſert Herr Hermes, bei Gelegenheit, da er nun mit ſich einig geworden war, wie er dasjenige, was den Inhalt dieſes Werks ausmacht, ins Publikum bringen

wollte, noch folgendes: „Aber dabei bliebs „auch Jahre lang; denn — man dächt' es „wohl kaum? — ich war um den Ti„tel verlegen! ich sage davon weiter „nichts; wer vom Handwerk ist, versteht „mich." — Ich bin nicht vom Handwerk; ich bekenne also frei, daß ich davon nichts verstehe.

So ein wenig wesentlicher Theil eines Buchs

Dedicationen

auch sind, so kann ich doch nicht umhin, ein Paar Worte darüber zu sagen. Mehr ist die ganze Materie ohnehin nicht werth. Von denjenigen, die aus einer reinen Quelle fließen, kann hier nicht die Rede seyn. Sie zeichnen sich durch einen edlen und freien Ton zu sehr aus, als daß man sie mißdeuten könnte. Wer wollte auch daran etwas zu tadeln finden, wenn ein Schriftsteller sich dem Andenken seines Lehrers oder Freundes durch Zueignung seines Buchs empfiehlt? Die gewöhnlichsten

aber

aber ſind von zweierlei Art; entweder Bettelbriefe, oder der Herr Zueigner hofft, daß durch den Abglanz des Ruhms desjenigen Mannes, deſſen Namen er ſeinem Buche vorſetzt, dieſem Buche ſelbſt einiger Schein werde mitgetheilt werden, welches ſonſt in ewiger Dunkelheit verborgen bleiben würde. Beide machen ſich durch ſubmiſſe und kriechende Schreibart, durch niedrige Schmeicheleien, und durch unausſtehliches Lobpreiſen des hohen Gönners kennbar — und von beiden hat Menke S. 46. f. f. ausführlicher gehandelt. Daß eine ſolche Epiſtel ein ſehr verächtliches Mittel ſei, um ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, oder eine Art von Ruhm zu erlangen, den gleichwohl niemand achtet, der deſſen Urſprung kennt, wird wohl jeder zugeben. Männer die ihre Würde ſchätzen werden ſich deſſen nicht bedienen, es iſt blos eine Zuflucht für die Nachtreter der Gelehrten. Wiewohl mir verſchiedene ſolche Nachtreter bekannt ſind, die Eigendünkel genug beſitzen, ſich für Sterne der erſten Größe zu halten, und demjenigen ewige

Fehde ankündigen, der ſich unterfängt daran zu zweifeln. Manche von ſolchen Herren halten die Dedicationen ſo ſehr für Beſtandtheile ihrer Schriften, daß ſie lieber nichts, als etwas ohne Zueignung ſchreiben würden, ja, daß ſie den gröſsten Werth auf dieſe letzte ſetzen, alle ihre Geiſteskräfte darauf verwenden, das Werk ſelbſt aber als eine Nebenſache betrachten, es äuſserſt vernachläſſigen, und faſt auf jeder Seite zeigen, daß ſie zwiſchen Schlaf und Wachen gearbeitet haben. Sie ſind oft damit nicht zufrieden, ihre Werke einem Gönner zuzueignen, mehreren muß dieſe Ehre zu Theil werden, da ſie dann jedem ſein Exemplar mit der Dedication die für ihn gehört zuſenden. Erhalten ſie dann auch nicht immer baare Belohnung dafür, ſo erfolgen doch wenigſtens ſchmeichelhafte Briefe, worin ihre Verdienſte ſattſam herausgeſtrichen werden, und die ſie dann allen ihren Bekannten, und jedem der ſie nur anhören will, mit froher Selbſtgenügſamkeit vorzuleſen nicht ermangeln. Bisweilen bewirken ſie

auch durch dieſes Mittel vortheilhafte Recenſionen, und dann kennt ihr Autorſtolz vollends keine Gränzen.

Menke führt ein Beiſpiel von einem Gelehrten an, der unter einem erdichteten Namen ſich ſein Werk ſelbſt dedicirte — ich könnte aus unſern Zeiten ebenfalls eins anführen, das ich aber unterlaſſe, theils weil mir nur eins bekannt iſt, woraus keine Folge zu ziehen iſt, theils weil man mich zu Beweiſen auffordern könnte, die ich nicht beizubringen vermöchte, ohne den Grund zu einer gelehrten Zänkerei zu legen, deren es ohnehin in unſern Tagen ſo viele giebt.

Ich komme nun auf die

Vorreden.

Dieſe ſollten eigentlich Bezug auf das Werk haben, vor welchem ſie ſtehen; ſehr oft aber haben ſie auf nichts Bezug, als auf das werthe Selbſt des Verfaſſers. Es ſcheint ihm der ſchicklichſte Ort zu ſeyn, wo er ſich loben, die Schwierigkeit ſeines Unternehmens zeigen,

die Mühe, die er sich gegeben, um den Beifall seiner Leser zu erlangen, herausstreichen, und von sich sprechen kann, so viel ihm nur beliebt. So wenig unterhaltend diese Materie für den grösten Theil des Publikums ist, so unerschöpflich ist sie für den Autor. Ist es vollends ein bekannter, berühmter, dann kann er seinem Stolze manches liebliche Rauchopfer darbringen. Er zeigt nämlich, welchen großen Nutzen seine vorigen Schriften in der Welt gestiftet, welchen ungetheilten Beifall sie erhalten haben, wider welche Gebrechen er zu Felde gezogen, wie er sie auszurotten sich bemüht, und wie glücklich er darin gewesen sei. Er unterläßt nicht, fleißig Stellen aus diesen Werken anzuführen, und sich auf sie zu berufen, damit diejenigen, die sie noch nicht gelesen, eilen mögen es zu thun. Daß von dem vorliegenden Buche die gröste Erwartung erregt, und so viel Gutes gesagt wird, als sich nur, ohne lächerlich zu werden, sagen läßt, versteht sich von selbst. Eben so wie die Quakfalber in den Gebrauchszetteln

zu ihren Arzneien denſelben lauter Wunderkräfte zuſchreiben, und die gewöhnlichen Wirkungen andrer herabſetzen. Iſt es ein Schriftſteller der zum erſtenmal auftritt, ſo hüllt er ſich in ſtolze Demuth, bekennt ſein Unvermögen, etwas vollkommneres liefern zu können, bittet wohl gar das Publikum um Verzeihung, daß er es gewagt habe, ihm ſeinen unbedeutenden Verſuch darzulegen, und läßt ſich doch gleichwohl faſt in jeder Zeile merken, daß er es ſehr übel nehmen würde, wenn man ſeine Worte im ſtrengſten Verſtande nähme. Bisweilen nimmt ſich der Herr Autor nicht einmal die Mühe, dieſe Maske anzulegen, ſondern äußert ziemlich freimüthig, er hoffe, kein Mann von Geſchmack werde ſeinem Werke den verdienten Beifall verſagen. Geſchieht es nicht, ſo hat er wenigſtens den Troſt, daß eine Perſon in der Welt iſt, die ſeine Verdienſte erkennt, und dieſe iſt — er ſelbſt. Von dem, was ſonſt noch oft in den Vorreden zu finden iſt, habe ich ſchon oben bei den Ankündigungen geredet. Von dem aber,

was eigentlich darin zu finden seyn sollte, trift man eben so oft keine Spur an. Das ist meines Bedünkens: Die Absicht des Verfassers, der Gesichtspunkt, unter welchem er seinen Gegenstand betrachtet hat, Fingerzeige für seine Leser und Beurtheiler, um allen Mißverständnissen zuvorzukommen, die Hülfsmittel, deren er sich bedient hat, die Klasse der Leser, für welche er schrieb, Erklärung der Stellen, die in dem Werke dunkel scheinen möchten, eine allgemeine Uebersicht dessen, was man darin zu suchen habe u. d. g.

Für diejenigen, die blos lesen um die Zeit zu tödten, ist überhaupt jede Vorrede überflüssig, denn sie überschlagen sie gemeiniglich; dies ist aber keine Entschuldigung für den Autor, denn der bessere Theil seiner Leser, den er doch weit mehr schätzen muß, sucht, selbst in Erholungsstunden, doch auch Nahrung für den Geist, und ihm wird es weit angenehmer seyn, wenn er vorher von der Manier des Verfassers unterrichtet, und in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, ob diese Nahrung

ihm frommen werde oder nicht. Manche Vorreden enthalten zwar eine Menge Worte, aber in der That — nichts, und man ist nach Durchlesung derselben nicht klüger als vorher. Andre sollen, wie man merkt, sehr witzig geschrieben seyn, der Witz ist aber bisweilen von so unbehaglicher, schwerfälliger Art, bisweilen so gesucht und schielend, daß man von dem Verstande des Schriftstellers unmöglich eine gute Meinung fassen kann. Viele von denjenigen, deren ältere Werke nicht nach ihrem Wunsche beurtheilt worden sind, machen ihre Vorreden zu einen Kampfplatz, wo sie sich mit ihren Recensenten herumbalgen. Gemeiniglich machen sie da ihrem lange verbißnen Aerger Luft, und toben und schmähen weidlich, weil ihnen hier niemand widersprechen kann. Bei dergleichen Fehden behält allemal ein jeder Recht; jeder sucht seine Sätze mit seinen Gründen zu behaupten, die der andre nicht gelten läßt, und der Leser geht am sichersten, wenn er keinem von ihnen, sondern seinen eignen Em-

pfindungen folgt. — Manche, besonders angehende Schriftsteller, glauben sich am besten vor einer künftigen harten Beurtheilung zu verwahren, wenn sie in der Vorrede den Recensenten ein Schnippchen schlagen, und ihnen zu verstehen geben, aus ihrem Lob oder Tadel machten sie sich so viel als aus einer tauben Nuß. Diese Herren sind ihres hohen Werths so sehr versichert, daß es verlohrne Mühe wäre, sie, wenn sie irre gehen, wieder auf den rechten Weg führen zu wollen.

Eine Formel kann ich nicht übergehen, die so häufig vorkömmt, daß man, ehe man ein Buch aufschlägt, immer wetten kann, sie in der Vorrede zu finden, und im Ganzen genommen mehreremal gewinnen als verlieren wird. Diese ist (versteht sich in diesen oder ähnlichen Ausdrücken) folgende:

Jeden gegründeten Tadel, den man meiner Schrift entgegen setzen kann, werde ich mit dem größten Dank erkennen, und wenn man mir beweisen wird, daß ich ge-

irrt habe, werde ich mich bemühen, diesen Irrthum aufs schnellste zu verbessern. Denn mir ist es blos um Wahrheit zu thun. Ich fordre daher jeden Recensenten auf, meine Schrift mit Aufmerksamkeit zu durchlesen, seine Erinnerungen dagegen bescheiden vorzutragen, und sie mit Gründen zu unterstützen. Allen Machtsprüchen aber, leeren Declamationen, ungesitteten und verläumderischen Ausfällen, und im dictatorischen Ton ausgesprochnen Urtheilen, werde ich die Verachtung entgegensetzen, die sie verdienen.

Das heißt aus der Autorsprache in reines verständliches Deutsch verdollmetscht, also:

„Ich bin von der Güte und Vollkommenheit meiner Schrift so fest überzeugt, daß ich jedem, wer es auch sei, Trotz biete, einen Makel daran zu entdecken. Sollte sich jedoch irgendwo ein verwegner Bursche finden, der

ſich unterſtünde, etwas an dieſem Buche, beträf' es auch nur die geringſte Kleinigkeit, zu kritteln, geſchäh' es auch mit den anſcheinend triftigſten Gründen; ſo erkläre ich ihn im voraus hierdurch für einen Verläumder, für einen ungeſitteten, unbeſcheidenen Menſchen, den ich ſo herzlich verachte, als es nur jemanden zu verachten möglich iſt. Alle ſeine Behauptungen ſind und können nichts anders ſeyn, als Machtſprüche, leere Declamationen und grobe Ausfälle, der Ton der Wahrheit und Gründlichkeit, den er annehmen mag, iſt Larve, und die ganze Recenſion leeres Geſchwätz. Dies alles erkläre ich jetzt, und werde es, wenn dieſer Fall wider Vermuthen eintreten ſollte, in einer Antikritik oder in einer beſondern Schrift noch weiter ausführen. Ueber alle Belehrung bin ich längſt hinaus. Ich verlange daher durchaus, daß man meiner Meinung ſeyn und mich loben ſolle, ob ich gleich weis, daß man mich niemals genug und nach meinen mir wohl bekannten Verdienſten loben könne und werde."

Es giebt der Fälle ſo viele, wo der Erfolg es ſehr deutlich zeigt, daß der Autor unter jener Aeuſſerung nichts anders verſtanden haben könne als dieſes, daß man wohl einige Bände damit anzufüllen vermöchte. Mit ſolchen Herren iſt nun freilich nicht viel anzufangen, da es ſo gefährlich iſt, ſie in ihrem ſüßen Traume ſtören zu wollen. Gründe laſſen ſie nicht gelten, und die beſcheidenſten Einwürfe beantworten ſie mit Grobheiten. Darum iſt es am rathſamſten, man läßt ſie ihres Weges in Frieden ziehen, und ſich an den Dämpfen des Weihrauchs erquicken, den ſie von jedem Dunſt, der ihnen aufſtößt, zu erpreſſen wiſſen, und der ihnen weit lieblicher dünkt, als das beſchränktere Lob und die wohlgemeinten Erinnerungen erfahrner Männer.

In den vorigen Zeiten war es Sitte, die Lobgedichte, die dem Verfaſſer und ſeinem Werke zu Ehren von andern Gelehrten waren verfertigt worden, der Vorrede beizufügen. Es war ein Kunſtgrif, um die Urtheile der

Leser im voraus zu bestimmen, aber zu plump, als daß er diese Absicht schon damals immer hätte erreichen sollen: und unsern feinern Empfindungen ist diese allzu sichtbare Befriedigung der Eitelkeit vollends zu wenig angemessen, um hoffen zu dürfen, durch dieses Mittel jetzt noch Glück zu machen. Anstatt dessen läßt man etwa Briefe mit abdrucken, die zwischen dem Verfasser und einigen Freunden desselben sind gewechselt worden, und das Werk berichtigen. Hier ist nun freilich nichts gespart, was eine gute Meinung von demselben erregen kann: und die Einwürfe, die einer oder der andre dem Autor macht, werden von diesem so vortreflich widerlegt, daß man seinen Scharfsinn bewundern muß. Das ganze ist dem Spiegelgefecht in manchen akademischen Disputationen sehr ähnlich, wo der eine längst vorher weis, was der andre ihm einwerfen wird, was er ihm antworten muß, was jener darauf erwiedern wird, u. s. w. — Bisweilen werden auch, zum Beweise der Vortreflichkeit des Werks, Briefe

von verſtorbenen Gelehrten mit abgedruckt, die ſie bei ihren Lebzeiten an den Verfaſſer geſchrieben haben — oder wenigſtens hätten ſchreiben können. Geſchieht auch das nicht, ſo beruft ſich der Autor doch auf die Urtheile berühmter Männer, die er jedoch zu nennen Bedenken trägt, welche ſeiner Schrift den verdienten Beifall ſchon längſt ertheilt haben.

Viele angehende Schriftſteller wagen es nicht ohne einen Führer, der ſich bereits in Anſehen geſetzt hat, vor dem Publikum aufzutreten. Unter ſeinen Fittigen glauben ſie jedem Sturme Troß bieten zu können, den irgend ein Recenſent erregen möchte. An ſeiner Hand, meinen ſie, könn' es ihnen nie fehlen, überall wohl und mit Freuden aufgenommen zu werden. Sie wenden ſich daher an einen berühmten Mann, mit dem ſie Bekanntſchaft gemacht haben, und bitten ihn ſo lange, bis er ihnen verſpricht, eine Vorrede zu ihrem Werke zu ſchreiben. Nun iſt ihr Glück gemacht. Gelobt müſſen ſie in dieſer

Verrede werden, das verſteht ſich von ſelbſt; und daß ſie dieſes Lob geltend zu machen wiſſen, daß ſie nicht unterlaſſen werden, ſich zu rechter Zeit darauf zu berufen, wird wohl niemand bezweifeln.

Bisher war von der gelehrten Charlatanerie und was ihr anhängt im Allgemeinen die Rede; jetzt wird es nöthig ſeyn, auch einige beſondre Fälle, wo ſie ſich in unſern Tagen vorzüglich äußert, anzuführen, damit man mir nicht den Vorwurf machen könne, ich hätte blos raiſonnirt, ohne zu beweiſen. Ich wiederhole nochmals, daß ich wahre Verdienſte von unächtem Schimmer in einem und demſelben Gegenſtande ſehr wohl unterſcheide, jene verehre, und dieſen ſo wenig achte, als eine falſche Münze, die keinen Werth hat, und wenn ſie das Bild und Wapen des groſſten Monarchen der Welt zum Gepräg trüge. So wie dergleichen falſche Münzen, wenn ſie in

Umlauf gebracht werden, dem Verkehr Schaden thun, und ſtetes Mißtrauen erzeugen; ſo ſchadet auch die gelehrte Charlatanerie den Wiſſenſchaften, und verdunkelt die wahren Verdienſte der Gelehrten, ſtatt ſie zu erheben.

„Man trift allenthalben unter den Ge„lehrten ſolche liebe Herren an, welche mey„nen, daß ſie bis in den dritten Himmel er„haben ſeyn, wenn ihre matte Seele denjeni„gen Ruhm, wornach ſie lange Zeit gleich ei„nem Fiſche nach dem Waſſer geſchnappt hat, „nun allmählich zu erlangen anfängt;“ ſagt Menke (S. 12.). Und daß auch jetzt noch dergleichen Herren allenthalben und in allen Fächern der Wiſſenſchaften angetroffen werden, iſt leider nur zu gewiß; ſo wie es nicht weniger am Tage liegt, daß auch diejenigen, welche durch ihre Schriften verdienten Ruhm erworben haben, ſolchen muthwillig, und zwar gerade von der Seite, wo er ihnen am liebſten ſeyn ſollte, aufs Spiel ſetzen, indem ſie entweder meinen,

es könne ihnen nunmehr gar nicht fehlen, oder indem sie allgemein verehrt, allgemein beliebt, allgemein, auch in ihren Besonderheiten und Geniesprüngen, angestaunt, und allen alles zu werden trachten.

Da es eines deutschen Schriftstellers erste Pflicht ist, deutsch zu schreiben, so halte ich für billig, zuerst

Von der Charlatanerie derjenigen, welche der deutschen Sprache und Schreibart vorsätzlich Gewalt anthun, und sie eigenmächtig umformen

zu handeln.

Daß bei diesen Schriftstellern weniger Charlatanerie, als Neuerungssucht, Ziererei, und Begierde sich vor andern auszuzeichnen hervorleuchte, geb' ich gern zu; darüber hab' ich mich aber bereits oben erklärt. Ueberdies ist diese Begierde, einen neuen, offenbar nicht bessern, nicht

nicht kürzern, nicht sicherern Weg zu suchen und zu betreten, und das blos um des eitlen Ruhms willen, der Erste zu seyn, der ihn wandelt, doch wohl ein Theil der gelehrten Charlatanerie. Spricht nicht der Marktschreier auch: Ich habe dies Heilmittel erfunden — Mir müßt ihr dafür danken? — Was würde man aber von einem Manne denken, der aus keiner andern Ursach sich einen Weg durch Disteln und Dornen öfnet, wobei er sich Gesicht und Hände blutig ritzt, als weil die Hauptstraße von jedermann, folglich auch vom Pöbel, liederlichem Gesindel und dergleichen betreten wird? Er bekommt vielleicht Nachfolger, aber dann sind es entweder Leute, wie er selbst, die blos darnach trachten, sich auszuzeichnen, und denen es gleichviel ist, wodurch; oder blinde Nachahmer, die auf alles was neu ist Jagd machen, um es zu verbreiten, weil ihnen Mutter Natur keinen Beruf zum erfinden ertheilt hat; oder Schmeichler, die es ihm blos zu Gefallen thun — und alle diese kön-

nen doch wohl nicht zu Muſtern dienen. Ich glaube mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, um den Vorwurf von mir ablehnen zu können, als ob ich blos dem Alten einen Werth beilegte, und jeden Verſuch es zu verbeſſern tadelte. Segen verdient der Mann von den ferniſten Nachkommen, der in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft ein neues Licht aufſteckte, der es wagte, gegen Vorurtheil und Herkommen anzukämpfen, der allen Hinderniſſen zum Trotz muthig eine neue Bahn betrat, die näher und ſicherer zum Tempel der Wahrheit und Weisheit führte als die vorige. —

In den Augen vieler deutſchen Schriftſteller ſcheint die deutſche Sprache ein Ding zu ſeyn, mit dem ſie machen können was ſie wollen. Sie halten es vielleicht für viel zu klein, die erhabenen Ausflüſſe ihres Geiſtes in einen richtigen Vortrag zu kleiden, glauben wohl gar, ihrer Würde dadurch zu nahe zu treten, und belehren denjenigen mit dem Namen eines Schulfuchſes, der ſich unterſteht,

sie deshalb zu tadeln. Die sogenannten Kraft-Genies, die sich in ihrer eignen Sphäre herumdrehen, ohne auf das, was um und neben ihnen ist, zu achten, suchen ein großes Verdienst in Bombast, in selbsterfundnen unnatürlichen Sprachwendungen, schimmernden Tiraden, fürchterlichen Vergleichungen, und prächtig klingenden aber im Grunde nichts sagenden Floskeln. Ich berufe mich auf jeden Leser, dessen Führerin gesunde Vernunft ist. Unter der ungeheuern Menge von Romanen und Schauspielen, die in diesem Jahrzehend erschienen sind, lese er diejenigen flüchtig durch, deren Verfasser im Drange ihres übersprudelnden Genies geschrieben haben, welches freilich die meisten sind. Fast auf jeder Seite wird er auf Unverständlichkeiten stoßen, wird manche Periode zwei, dreimal lesen, ohne zu wissen, was der Autor sagen wollte, und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil dieser es oft selbst nicht wußte. — Andre, die in diese Klasse nicht zu setzen sind, Schriftsteller die alle Achtung verdienen,

fallen in den nämlichen Fehler, wiewohl nicht aus jener Urſache. Das Feuer ihrer Einbildungskraft reißt ſie fort, ein Gedanke drängt den andern, und ſo entſteht eine Dunkelheit in manchen Stellen, von der ſie ſelbſt nichts ahnden, die aber den Leſer über den Sinn derſelben in Ungewißheit läßt, weil er gerade nicht den Begrif mit den Worten verbinden kann, den ſich der Autor dabei dachte. Hie und da eine Unkorrektheit im Styl, die man bei ſolchen Schriftſtellern um deſto eher antrift, weil ſie ſo etwas für Kleinigkeiten halten, vollendet die Unverſtändlichkeit.

Einige Autoren befleißigen ſich unrichtig zu ſchreiben; ſie wiſſen es beſſer, allein ſie wollen, daß alles was aus ihrer Feder fließt, den Stempel der Reinheit und Unfehlbarkeit trage, und daß es die ganze Welt dafür erkenne, ſei es auch offenbar falſch. Wenigſtens kann man nur aus dieſem einzigen Grunde ihr Benehmen erklären. Im Fall ſie auch keine Autoritäten anerkennen wollten, ſo laſſen ſich doch nicht alle Regeln

ſo ſchlechthin verwerfen. Unter dieſe Schriftſteller gehört Herr Meißner, ein Mann, dem man längſt einen Platz unter den erſten Proſaiſten Deutſchlands anwies. Nach und nach fing man an, einige Flecken und Schwächen in ſeiner Schreibart zu bemerken. Man rügte ſie, vielleicht zu bitter, denn man konnte ihm doch noch nichts vorwerfen als Uebereilung. Allein weit entfernt, dieſe Schwächen in ſeinen folgenden Schriften zu vermeiden, machte er ſich nicht nur der nämlichen, ſondern auch mehrerer ſchuldig, die er vorher nicht gezeigt hatte. Wahrſcheinlich geſchah dies mit Vorſatz, um ſeinen Gegnern nicht ſtillſchweigend Recht zu geben, indem er dasjenige verbeſſerte was ſie getadelt hatten. Heißt das aber im Grunde etwas anders, als: Ich ſchreibe ſo, folglich kann es nicht unrichtig ſeyn? Ich könnte nichts anders thun als abſchreiben, wenn ich die Vorwürfe, die man ihm in Schriften gemacht hat, wieder aufzählen ſollte. Dies würde in jedem Betrachte eine ſehr undankbare Arbeit

seyn, ich verweise also meine Leser auf jene Schriften selbst.

Unter die Sprachverderber (ihrer Meinung nach Sprachverbesserer) gehören auch die Fabrikanten neuer Wörter. Es ist eine unselige Sucht sich durch solche Schaalsächsereien — denn weiter ist es doch nichts — auszeichnen zu wollen. Diese Herren haben sich ein, wenn sie ein neues Wort geprägt haben, sie hätten sich ein Verdienst um die deutsche Sprache erworben, das ihnen gar nicht nach Würden vergolten werden könnte; oder wohl gar, es wäre eben so viel, als ob sie eine neue Sprache erfunden hätten — wie Peter Fix im Siegfried von Lindenberg, der auf die Ehre, die den Erfindern der Buchdruckerkunst zukömmt, gleichen Anspruch machte, weil er den Gebrauch einer Taschendruckerei ohne die Anweisung dazu herausstudirte. Ich spreche nicht etwa von solchen Männern, wie Adelung oder Tylius, die gute, dem Sinn entsprechende, aber veraltete und mit Unrecht verdrängte

Wörter wieder in Gang zu bringen ſuchen. Dieſe verdienen Dank, denn ſie bereichern wirklich unſre Sprache. Jene verhunzen ſie durch ihre untauglichen Fabrikate, und machen ſie dem Ausländer, dem ſie ohnehin ſchwer genug wird zu erlernen, vollends unzugänglich. Der Verfaſſer der Gallerie edler deutſcher Frauenzimmer hat ſich durch dieſe Kunſt, neue und zum Erſtaunen ſonderbare Wörter zu ſchmieden, ſehr hervorgethan. Ich weis nicht ob es ein großer Verluſt iſt, ſie nicht zu verſtehen; das weis ich, daß er, Dank ſei es dem Genius des guten Geſchmacks, in dieſem Stück der einzige in ſeiner Art iſt, und keine Nachfolger gefunden hat. Ein Verzeichniß von neuen Modewörtern, die auch große Männer geſtempelt haben, wird man mir hoffentlich gern erlaſſen. Es iſt eine ſehr trockne, und ohne Erklärung, bisweilen ohne Hinzufügung der ganzen Perioden unverſtändliche Lektüre. Ueberdies darf ich wohl bei jedem meiner Leſer vorausſetzen, daß er eine große Menge

derſelben kennen wird, ſo wie die meiſten von ihnen mit mir übereinſtimmen werden, daß man dergleichen Dinge nie zu früh wieder vergeſſen kann, und daß jede Wiederholung die unangenehme Empfindung erneuert, welche man bei ihrem erſten Anblick hatte.

Es iſt eine längſt bekannte Wahrheit, daß mit der zunehmenden Cultur einer Nation auch ihre Sprache immer mehr gebildet, und von allen überflüſſigen Auswüchſen gereinigt wird. Mit uns Deutſchen hat es gleiche Bewandniß. Man leſe nur ein Buch, das im vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts geſchrieben wurde, und man wird ſich kaum enthalten können über den damaligen Geſchmack zu lächeln. So kraftvoll die Ausdrücke unſrer Vorfahren bisweilen auch ſind, von ſo wenig Politur zeugen ſie. Gottſched verbeſſerte zwar unſre Sprache, aber noch immer herrſchte zu viel Künſtelei und Schwulſt in ſeinen und ſeiner Schüler Schriften. Der verewigte Leſſing brach endlich die Bahn. Sein Genie, ſeine Bemühungen um unſre Litteratur

verdienen Ehrensäulen. Es sind ihm keine errichtet, aber in dem Herzen jedes biedern Deutschen muß ihm ewiger Dank glühen, und die fernsten Nachkommen werden sein Andenken segnen. Wieland, Herder und mehrere nährten die junge Pflanze, und ihr allbelebender Geist durchdrang jeden ihrer Zweige. Aus ihren Schriften müßte man die deutsche Sprache wieder herstellen, wenn sie einst verloren gehen, oder durch die Bemühungen derer, die Fug und Recht zu haben glauben, sie nach ihrem Eigendünkel umzumodeln, unkenntlich werden sollte. — So wie mit der Sprache überhaupt, so geht es auch mit der Orthographie derselben. Eine jede leidet nach und nach Abänderungen, bis sie endlich stufenweise zu einer gewissen Richtigkeit und Bestimmtheit gelangt, welche ihr Regeln, die in ihrer Natur und in ihrem Bau gegründet sind, und die stillschweigende Uebereinstimmung dererjenigen, die ein allgemein anerkanntes Recht erlangt haben, darüber zu urtheilen, nämlich der besten Schriftsteller der Na-

tion, geben können. Hieraus folgt, daß Regeln, die sich ein jeder nach eignem Gutdünken macht, und die alle von einander abweichen, so wie überhaupt die Stimme eines Einzelnen nicht in Betracht kommen. Hieraus folgt auch, daß die Vorfahren eines jeden Volks nicht falsch, sondern nur nach ungeläuterten Begriffen schrieben, und nicht anders schreiben konnten, weil sie keine bessern Regeln, keine bessern Muster hatten. Ein Schriftsteller aber, der sie jetzt noch nachahmen wollte, würde sich eben so lächerlich machen, wie ein Mann, der sich vornähme, nicht anders zu sprechen als so, wie er einst als Kind gelallt hatte.

Die ältern Schriften der Franzosen, Engländer, Italiener und Deutschen weichen von den neuern in Ansehung der Rechtschreibung außerordentlich ab. Ein Hauptzug ihres Charakters war Weitschweifigkeit — vielleicht glaubten sie dadurch gründlicher zu seyn. Diese Weitschweifigkeit, dieser Ueberfluß äusserte sich in ihrem Vortrag, in ihren Perioden,

in ihren Titeln, kurz überall. In der Rechtſchreibung, in einzelnen Wörtern, kann man freilich nicht weitſchweifig ſeyn, aber doch unnöthige Buchſtaben hinzufügen. Dies thaten ſie wirklich, und ein Wort das bei uns aus ſechs Buchſtaben beſteht, hat oft in jenen Schriften acht bis neun, durch Verdoppelung der n, t, durch Hinzuſetzung des h, und ſo weiter. Nach und nach ſchnitt man dieſe Auswüchſe hinweg, und unſre Sprache ward immer gebildeter. Beſtände die Bildung aber im bloßen Wegſchneiden, ſo hätten wir ſchon den höchſten Grad derſelben erreicht. Denn es erſchien ein Mann, deſſen Geiſt über Sphären fliegt, der ſeiner Harfe himmliſche Töne entlockt und für Unſterblichkeit ſingt — der deutſche Milton — der Barde Klopſtock. Dieſes erhabne Genie wollte die deutſche Sprache und Schreibart umformen, und auch hier Lorbern einerndten, die der Schutzgeiſt des Vaterlandes ſchon weit ſchöner um ſeine Schläfe gewunden hatte. Es war ein kühnes Unternehmen und einzig in ſeiner Art,

denn keine Nation hat einen ähnlichen Verſuch aufzuweiſen. Aber ſo kühn es war, ſo abſchreckend war und mußte es auch für jeden Deutſchen ſeyn, der den Werth ſeiner Sprache kannte und ſchätzte. Unter dem Vorgeben, ſie zu vereinfachen, wollte man ſie verſtümmeln — ſie wäre ein Ungeheuer geworden, ein ſcheußliches Gerippe, vor dem jeder Fremde geflohen wäre, das kein Einheimiſcher wieder erkannt hätte, wenn dieſer Verſuch gelang. Glücklicher Weiſe geſchah dies nicht. Die ganze Erſcheinung verſchwand gleich einem Meteor, nachdem man ſie ihrer Sonderbarkeit wegen eine Zeit lang angeſtaunt hatte. Ohne den Ruhm ihres Urhebers, und ohne den Glanz, den deſſen Name dieſer Unternehmung lieh, wäre ſie innerhalb der Mauern wieder erſtickt, wo ſie ihren Urſprung genommen hatte. Auf dieſe Art aber machte ſie in Deutſchland einiges Aufſehen, doch, wie geſagt, nur kurze Zeit. Das Projekt fand wenig Anhänger, aber deſto mehr Spötter, und nachdem beide Partheien ſich müde ge-

ſtritten hatten, kam die ganze Sache in Vergeſſenheit. Wohl uns!

Dem ungeachtet iſt uns bei weitem noch nicht völlig geholfen. Die Franzoſen, Engländer und Italiener ſind nunmehr in Anſehung ihrer Orthographie zu einer gewiſſen Beſtimmtheit gelangt. Alle große, alle klaſſiſche Schriftſteller einer jeden dieſer Nationen ſchreiben jetzt ihre Sprache genau einer wie der andere. Die ſtillſchweigende Uebereinkunft iſt getroffen, die Regeln ſind feſtgeſetzt, man weicht nicht davon ab. Wir Deutſchen hingegen ſchwanken noch in einer traurigen Ungewißheit. Jeder unſrer großen Schriftſteller ſchreibt ſeine Sprache anders. Warum? Dieſe Frage möchte ſchwer zu beantworten ſeyn. Ich wüßte keinen Grund anzugeben, als den: Daß, ſo wie jeder Eiferer ſeinen Glauben für den allein ſeligmachenden hält, jeder Gelehrte auch ſeine, größtentheils ſelbſt gemachten, Regeln für allein gültige anerkannt wiſſen will; daß er alle Materialien die andre liefern für

untauglich erklärt, und allein den Ruhm haben will, das große Gebäude vollendet zu haben. Hält man diesen Grund dennoch nicht für zureichend, so ist es vielleicht ein zweiter, nämlich: Daß nicht jeder, aber doch mancher, das anerkannt bessere und richtigere verwirft, um etwas eignes zu haben, und sich damit brüsten zu können — ein Schooskind seiner Phantasie, das er auch schon deshalb hegen und pflegen zu müssen glaubt, weil Niemand ihm seine Vaterschaft streitig machen wird. — Man hätte glauben sollen, daß die verdienstvollen Bemühungen eines Adelung doch endlich unsre deutsche Schriftstellerwelt zu einiger Festigkeit in ihren Grundsätzen in Ansehung der Rechtschreibung bringen würden — es ist nicht geschehen, und wird nicht geschehen, so lange Selbstsucht über jede andre Betrachtung siegt.

Hermes *) hat zur Ehre der Deutschen geschrieben, das kann man wohl nicht läug-

*) Ich habe diesen Schriftsteller schon angeführt, und werde genöthigt seyn, es in der Folge noch mehr zu thun. Man

nen — Daß er ſich aber auf mannichfaltige und vorſätzliche Weiſe an der deutſchen Sprache verſündigt hat, das iſt eben ſo gewiß, das bezeugen ſeine Werke, beſonders ſeine neuern. Bei allen Schönheiten unſrer Sprache, die nur derjenige ihr abläugnen wird, der Wielands Schriften nicht kennt, (und auf deſſen Urtheil wird wohl wenig ankommen) hat ſie eine gewiſſe Härte. Sie iſt ein Theil ihres eigenthümlichen Charakters, und darum ſchätzbar, weil ſie uns an den Charakter unſrer Vorfahren erinnert, zu jenen Zeiten, da ihr Blut, ihr Biederſinn und ihre Rauhheit

glaube ja nicht, als ob dies geſchähe, um mich an ihm zu reiben. Nicht im mindeſten. Seine Schriften werden allgemein geleſen, und verdienen es in manchem Betracht. Auf ſolche muß ich mich berufen, wenn ich demjenigen, was ich behaupte, Glauben verſchaffen will — denn die Sünden der Winkelautoren und ihre Seelenkrankheiten werden da nicht in Erwägung gezogen, wo vom Allgemeinen und von Mustern die Rede iſt. Ueberdies muß ich ihn anführen, weil Hermes unter den großen deutſchen Schriftſtellern gerade derjenige iſt, der die meiſten Blößen giebt, und ſich der Eigenliebe und mancher andrer Autorſchwachheiten am ſichtbarſten ſchuldig macht.

noch nicht durch gallische Ueppigkeit verdorben war. Diese Härte verschwindet fast gänzlich unter Wielands meisterhafter Feder. Dies Talent von jedem Schriftsteller zu fordern wäre unbillig; aber tadeln muß man doch denjenigen, der absichtlich, und ohne einen andern Grund, als weil es ihm so beliebt, diese Härten nicht nur vermehrt, sondern auch da anbringt, wo eigentlich keine sind. Die richtige Verbindung und möglichste Abwechselung der Vokalen mit den Consonanten macht eine Sprache biegsam und wohlklingend. Zum Beweise dient die italienische, wo alles vermieden wird, was nur im geringsten das Ohr beleidigen könnte. Wenn wir also unsre Vokalen, die doch in der Aussprache alle gehört werden, im Schreiben, so viel als nur möglich ist, wegwerfen und auslassen wollen, so bekömmt unsre Sprache ein höchst widerliches Ansehen. Es ist eine eigenmächtige, mit nichts zu vertheidigende Neuerung, deren sich Herr Hermes schuldig macht, um etwas besonderes zu haben — denn

denn im Grunde iſt es doch nichts als Ziererei. Was haben ihm die armen unſchuldigen e gethan, daß er ſie verbannen will? Man ſehe Manch Hermäon, Für Töchter edler Herkunft, Zween litterariſche Märtyrer, wo er nie anders ſchreibt, als: fleh, blühnd, Feur, erſtarnd, beids, Perln, dringends, dikr, eurm, zerfalln, Bezauberndś, Ehrwürdigs, geborn, Beleidigendś, einförmigs, weidſt, Geiſts, beſchäftigts, kommendś, reizendś, hizendś und tauſend andre ähnliche Worte. Er ſchreibt auch heuchl, bedaurn, ungeheurn, Maurn, Baurn u. ſ. w. er ſchreibt endlich gar ſtehndś; in einem Worte, das aus ſechs Conſonanten und drei Vokalen beſteht, zwei der letzten herausgeworfen. Man ſage nicht, dies ſei Mikrologie. Hier iſt es um Reinigkeit, Bildung und Verſtändlichkeit der Sprache zu thun, und das ſind doch keine Kleinigkeiten. Ich ſage, um Verſtändlichkeit; denn einem Ausländer,

der durch angeſtrengten Fleis in kurzer Zeit ziemlich weit in Erlernung unſrer Sprache gekommen war, ſchrieb ich das Wort ſtehnds einzeln hin, er verſtand es nicht, ſelbſt durch Nachſinnen konnte er den Sinn nicht herausbringen. Ich glaube, es ſollte ſelbſt manchem Deutſchen ſchwer werden, wenn er es nicht im Zuſammenhang lieſt. Das Beleidigende für das Gehor, das Peinliche dieſer Schreibart empfindet man dann am ſtärkſten, wenn man jemanden aus dieſen Büchern, aber genau ſo wie die Worte gedruckt ſind — in ſo fern man dies kann, denn Maurn, Baurn ꝛc. ſind wohl nicht auszuſprechen — vorlieſt. Der Leſer und der Zuhörer werden es wohl ſchwerlich lange aushalten. Was würde Herr Hermes ſagen, wenn jemand die franzöſiſche Sprache, die ihm ſo werth iſt, eben ſo verhunzen, und etwa ſchreiben wollte: excrabl, achter, gloir, hipotcair, perpetuel, ſechreſſ, dérchef, dornavant etc.? Oder hat es mit der deutſchen Sprache nicht ſo viel zu bedeuten?

Ich las einſt irgendwo, Herr Hermes lieſſe die e weg um die Zeit beim Schreiben zu erſparen. Das erinnerte mich an die Anekdote von jenem Geizigen, der nie ein Punkt über das i ſetzte. Als er gefragt wurde, warum er das thäte, antwortete er: Jedermann ſieht ja beim Leſen, daß dies ein i und kein andrer Buchſtabe ſeyn ſoll, und ich erſpare doch durch Weglaſſung des Punkts die Dinte.

Herr Hermes zeigt überhaupt in ſeiner Rechtſchreibung und in ſeinem Sprachgebrauch (beſonders in ſeinen neuern Romanen) ſo viel Hang zum Sonderbaren, ſo viel geſchraubtes Weſen, ſo viel auffallende Bemühung ſich von andern zu unterſcheiden, daß er bei manchen ſeiner Leſer, nämlich bei ſolchen, die nicht jedes Neue bewundern, dadurch verliert. Wozu das HErr in den Zween litterariſchen Märtyrern? Zwar nicht durchaus, aber das zeigt denn doch weiter nichts, als daß er ſich ſelbſt noch nicht darüber beſtimmt hatte. Wozu die ſo

oft vorkommenden kleinen Anfangsbuchſtaben bei einer neuen Periode und nach vorhergehendem Punkt? Wozu der häufige Gebrauch des g ſtatt des ch? Es iſt doch wohl weder der Abſtammung noch der Ausſprache nach einerlei? Und z. B. wigtig klingt doch wohl anders als wichtig? Wozu die nagelneuen Wörter, nachtiſch, zutiſch', zuhaus, von jugendauf, daiſt, u. ſ. w.? Wenn es Kritik der Sprache ſeyn ſoll, nun ſo muß man Gründe dafür darlegen. Wie, wenn es aber heißen ſollte: „Weh dem „Schriftſteller, der zu unſern Zeiten ſich durch „neue und unverſtändliche Wörter nicht eben „ſo auszeichnet, wie durch unverſtändliche Ti„tel?“ Gleichwohl gefallen unſre beſten Romanen-Schriftſteller, ein Wezel, ein Müller (in Itzehoe) ein Anton-Wall ꝛc. auch ohne dieſes Schnörkelwerk.

Nun zu einem andern Punkt. Seit der Zeit, da man die deutſche Litteratur und Sprache zu achten anfing, ſetzte man eine Ehre darin, deutſch zu ſchreiben, das heißt,

alles das deutſch auszudrücken, was man deutſch ausdrücken konnte, und die franzöſiſchen Floskeln ſo viel möglich zu vermeiden. Man achtete ſonſt allen Unrath unſrer Nachbarn höher als unſre eignen Schätze — Das zeigten die Liſten der Ein- und Ausfuhr der Waaren im Handel; das zeigte die belobte und beliebte Erziehungs-Methode nach dem Zuſchnitt franzöſiſcher Gouvernantinnen und verlaufner Taugenichtſe; das zeigte die buntſcheckigte, mit franzöſiſchen Brocken untermiſchte Schreibart. Eine unſelige Nachäffungsſucht! Ganz iſt der Unrath freilich noch nicht ausgefegt, aber man hat doch angefangen, etwas zurückhaltender damit zu ſeyn, ihn nicht ſo ſehr zur Schau zu tragen. Heil und ewiger Segen ſeiner Nachkommen ſei dem Manne, der auch nur das kleinſte Scherflein dazu beitrug, jenes widernatürliche, unſre Nation ſchändende Betragen, jene vermaledeite Gallomanie, zu verbannen, und uns Deutſche uns ſelbſt wiederzugeben! — Hier nur von der Schreibart.

Sonſt hielt man es freilich für ſehr zierlich, wenn ſo ein Sutler in ſeiner Zwitterſprache ſchrieb:

> Die Affection, welche dieſer Cavalier dem Fräulein bezeigte, charmirte ſie ſo ſehr, daß ſie ihre tendreſſe gegen ihn kaum zurückhalten konnte. In ihren Entretiens waren ſie jedoch, beſonders in preſence andrer Perſonen, ſo zurückhaltend — —

Doch genug. Wer ſich an dergleichen Schönheiten ergötzen will, wird genug alte Treſſer finden, die davon voll gepfropft ſind. Dem Himmel ſei Dank, daß man das lächerliche dieſes Styls eingeſehen und ihn verbannt hat. Dies erſtreckt ſich ſchon bis auf die Aufſchrift der Briefe. Sonſt würde man es für unhöflich, unanſtändig, ja höchſt widerſinnig g halten haben, anders zu ſchreiben, als: A Monſieur Monſieur —. Endlich entdeckte man die große Wahrheit, daß man an einen Deutſchen in Deutſchland wohl

deutſch ſchreiben könne. Nun findet man, daß man es thun müſſe. Der Genius des guten Geſchmacks und der geſunden Vernunft bewahre uns für jeden Rückfall!

Denn einige neuere Schriftſteller haben bereits wieder den Anfang gemacht, das einfache Gewand unſrer Sprache mit bunten Lappen zu behängen, und ihr in ihrem eignen Vaterlande das Bürgerrecht ſtreitig zu machen. Indeß, das will ich gern einräumen, ſie thun es weniger um dieſe Schreibart wieder einzuführen, als um ihre ausgebreiteten Sprachkenntniſſe auszukramen. — Hier iſt wieder Herr Hermes der Erſte, und der Einzige der es ſo weit treibt. Es ſcheint ihm unmöglich, zwei Seiten hinter einander (es iſt nur von ſeinen Romanen die Rede) deutſch ſchreiben zu können. Ohne die geringſte ſichtbare Veranlaſſung, ohne daß es ſeine Perſonen nur im mindeſten charakteriſirte, läßt er ſie, ſo oft es ihm einfällt, ſehr zierlich franzöſiſch mit einander ſprechen, und überſetzt dann, den Unkundigen zum Beſten, in den

Noten dies Französische ins Deutsche. Man weis ja schon aus seinem ersten Roman — mich dünkt es ist Fanny Wilkes — daß er französisch kann, warum legt er es denn seinen Lesern in seinen übrigen Schriften zu tausend wiederholten malen ans Herz? Noch einmal, läg' es in dem Charakter seiner Personen, daß sie französisch sprechen, oder ihre Muttersprache radebrechen müßten, wie z. B. die Tante Emerenzia im Siegfried von Lindenberg, oder die Frau von Schmerling in Großmanns Sechs Schüsseln, so könnte man nichts dawider sagen, aber das ist doch offenbar der Fall nicht. Jeder Leser sieht auf den ersten Blick, daß es ihm nicht um den Charakter seiner Personen, sondern um sein französisches zu thun war. Niemand hat diesen Unfug besser gerügt als Müller, indem er sich selbst so fein als launigt deshalb entschuldigt, im neun und achtzigsten Kapitel des Siegfried von Lindenberg. „Ohnehin wissen wir uns schuldig," schreibt er,

„der Mode, die jetzt Romane und Komö-
„dien mit franzöſiſchen Brocken ausgeſtopft
„wiſſen will — ſiehe z. B. Sophiens
„Reiſe von Hermes, und Gotter's
„argwöhniſchen Ehemann, damit ich
„keine Namen anführe die Niemand kennt; —
„dieſer abgeſchmackten Mode zu viel nachgege-
„ben zu haben. Wir thaten das aber blos,
„die Talente eines hungrigen Pariſer Gen-
„tilhomme bekannt zu machen, der uns,
„nichts weniger als Sprachkundigen, jene
„Stellen ins Franzöſiſche überſetzt hat, und
„ſein biſſel Brod damit zu erwerben denkt,
„daß er deutſchen Notüriers die Ehre erzei-
„gen will, ſie im Franzöſiſchen zu unterrich-
„ten.“

Wieder auf Herrn Hermes zu kommen. Warum ſchrieb er nicht lieber ganz franzöſiſch, da er dieſer Sprache ſo offenbar den Vorzug vor der unſrigen einräumt? Oder ſollen vielleicht die Franzoſen aus ſeinen Schriften deutſch, oder die Deutſchen franzöſiſch lernen? Wenigſtens giebt er Uebungs-Exempel auf.

(M. ſ. Zween litterariſche Märtyrer S. 234. f.) Die meiſten Briefe die ſeine Leute einander ſchreiben, ſind franzöſiſch, abermals ohne daß man nur den entfernteſten Grund davon einſieht. Man ſollte vielleicht meinen, ſo etwas hätte gar nicht deutſch können vorgetragen werden, allein die Ueberſetzung ſteht ebenfalls dabei. Dieſe beſtändige Abwechſelung zweier Sprachen — der lateiniſchen, griechiſchen und andrer nicht zu gedenken, weil dieſe verhältnißmäßig nicht ſo häufig vorkommen — giebt dieſen Schriften, auf den erſten Anblick wenigſtens, ein ſonderbares Anſehen, und macht das Leſen derſelben denenjenigen, die alle dieſe Sprachkenntniſſe nicht beſitzen, unbequem. Doch das möchte noch hingehen, wenn Herr Hermes nur dann deutſch ſchriebe, wenn er deutſch ſchreiben ſollte. Da findet man aber mitten in deutſchen Perioden die Worte: Attachement, profitiren, expediren, reſpectiren, embarquiren, conveniren, Teint, Air protecteur, comme il faut, Turpitudes, couſine,

coupe-gorge, indiſcret, chercher avanture, wir ſind en pays de connoiſſance etc. etc. etc. Häufig giebt er zu verſtehen, oder ſagt es gerade heraus, daß ſich franzöſiſche Ausdrücke, deren er ſich bedient, nicht überſetzen ließen. Warum ſuchte er denn ſolche auf? Und dennoch, ſollte es denn auch immer wirklich der Fall ſeyn? z. B. „Et c'eſt là que je l'ai at„tendu. Daß ich das nicht ganz überſetzt „habe, weis ich, ſo wie ich weis daß ichs „nicht konnte.“ Ei, ei! Wie bedauernswürdig arm die deutſche Sprache iſt! Chiffonner und eine unzählbare Menge andrer franzöſiſcher Ausdrücke haben das nämliche Schickſal, daß ſie nicht deutſch gegeben werden können. In Zween litt. Märt. Th. 1. S. 496. ſchreibt er: „ich ſagte was ich hatte ſa„gen wollen,“ und nun macht er folgende Note zu dieſen Worten: „Ich wünſchte zu wiſſen, „ob dies ſo undeutſch ſeyn Mus, oder ob es „nur an meiner Unkunde liegt? Mein Sinn „iſt: je lui diſois ce que j'avois voulu lui „dire.“ — Welch eine wichtige Entdeckung

das iſt! — Auf dieſe und ähnliche Art ſucht er der deutſchen Sprache bei jeder Gelegenheit ein Häkchen anzuhängen. — Der Herr Verfaſſer vergißt ſich bei ſeinem Eifer, franzöſiſch zu ſchreiben, ſo ſehr, daß er Perſonen, von denen er kurz vorher geſagt hat, daß ſie dieſe Sprache nicht verſtünden, daß ſie Dollmetſcher brauchten, wenn man in ihr mit ihnen redete — daß er, ſage ich, ſolchen Perſonen mit einemmal franzöſiſche Floskeln in den Mund legt; wie z. B. der Jungfer Madel in Manch Hermäon Th. 3. S. 143. So ſpricht ein Dienſtmädchen vom Lande, kein zierliches Geſchöpf, die damals noch kein Wort franzöſiſch konnte, zu einem andern Dienſtmädchen: „Wenn du mich auf dein Niveau „ſetzeſt“ — und ſchreibt, daß ſie dies geſagt habe, an eine Bauerndirne. War dieſer Gedanke vielleicht auch nicht deutſch auszudrücken? — Jedem andern angehenden oder nur minder berühmten Schriftſteller würden alle Recenſenten bei dieſer Gelegenheit den Vorwurf gemacht haben: Er wolle zeigen,

daß er einen französischen Sprachmeister gehabt habe. Dieser Vorwurf findet hier wohl nicht Statt, aber die Sache bleibt immer dieselbe. Dergleichen Possen sollte doch Herr Hermes wirklich unsern lieben Unmündigen in der Litteratur überlassen, denn was bleibt diesen sonst übrig? Oder soll vielleicht das, was er dem Herrn von Eich in Für Töchter edler Herkunft Th. 2. S. 131. in den Mund legt, eine Entschuldigung für ihn selbst seyn? Denn das was er selbst deshalb sagt (Für Eltern und Ehlustige Th. 1. S. 70. f. f. in der Note) ist vielmehr Selbstanklage als Entschuldigung. Dergleichen Kunstgriffe bedarf kein guter Schriftsteller, um seine Werke in die Hände vieler Leser zu bringen *).

*) Man könnte mir den Vorwurf machen, daß ich selbst in dem Punkte gesündigt hätte, den ich hier rüge, und zwar gleich auf dem Titel. Allein erstlich nahm ich mir Menken zum Muster, wie ich bereits gesagt habe; zweitens glaube ich nicht, daß das Wort Charlatanerie durch Marktschreierey völlig ausgedrückt werde — und umschreiben will ich es nicht,

Doch auch damit iſt Herr Hermes noch nicht zufrieden. Er will unſre Sprache ummodeln, Ausdrücke die blos franzöſiſch ſind, in ſie hinübertragen, und ihr auf dieſe Art ein fremdes, nicht paſſendes Kleid anziehen. So ſchreibt er: Verdächtigen, ſich beleidigen, Wir Andern (das franzöſiſche nous autres) gegenüber (im figürlichen Sinn, wie es der Deutſche nie braucht) ausgraben (ſtatt ausfindig machen, das franzöſiſche déterrer) ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das heißt aber die deutſche Sprache mishandeln. Wer dieſe häufig vorkommenden Gallicismen lieſt, ſollte faſt meinen, dieſe Bücher wären urſprünglich franzöſiſch geſchrieben, und einem Brodüberſetzer in die Hände gefallen. Gleichwohl traut er ſich faſt ganz allein unter uns Deutſchen das Talent zu, Romane ſchreiben zu können. Denn er ſagt (Zween litterariſche Märtyrer Th. 1. S. 197 in der Note): „Ich „dächte ſie (die deutſchen Romane) wären

weil ich zwar verſtändliche, aber nicht weitläuftige Titel liebe.

„gröſſesten Theils wo nicht Ganz Fabrikenar-
„beit, doch wenigſtens nur (wieder mit einem
franzöſiſchen Ausdruck): à autant la feuille.“
— Ich habe oben einige Männer angeführt,
deren Arbeiten dies harte Urtheil doch wohl
nicht verdienen; ich konnte deren noch mehrere nennen — was würde es helfen? Es
gehört mit zu der gelehrten Charlatanerie, keinem, der nicht mit uns auf einen
Ton geſtimmt iſt, auch nur die mindeſte Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Zu demjenigen, was ich bisher von der
Sucht, ausgebreitete Sprachkenntniſſe zu zeigen und die Welt dadurch in Erſtaunen zu
ſetzen, geſagt habe, gehört die Stelle im Menken S. 127. „Nun folgen diejenigen,“ ſagt
er, „welche andre zu bereden ſuchen, als ob
„ſie alle Sprachen mit einem Morgenbrode
„hinuntergeſchluckt hätten, und ohne Scheu
„die Worte des Apoſtels auf ſich deuten könn-
„ten: Ich danke meinem Gott, daß
„er mich hat laſſen mit eurer aller
„Zungen reden.“ —

Nur noch zwei Beiſpiele dieſer Art will ich unter der Menge derer jenigen, die hieher gehören, anführen. Ein Gelehrter, der viele gründliche Wiſſenſchaften beſaß, aber durchaus unwiſſend in der hebräiſchen Sprache war, ließ, um dieſe Lücke in ſeinen Kenntniſſen zu verbergen, wenn er etwas ſchrieb, durch einen Vertrauten an einer ſchicklichen Stelle einige hebräiſche Worte einſchalten, die er ihm aber genau nach der Form der Buchſtaben aufzeichnen mußte, um keinen Fehler zu begehen. Unglücklicher Weiſe wurde es doch durch ein Verſehen des Setzers bekannt. — Ein andrer junger Mann auf einer berühmten Univerſität wollte Doctor werden, und ließ ſich zu dieſem Behuf eine ſehr gelehrte Diſſertation verfertigen, auf deren Titel das Wort Auctor mit großen Buchſtaben prangte. Dieſe Schrift war mit griechiſchen, hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen, arabiſchen, und wer weis was noch für andern Wörtern und Zeilen ſo durchaus beſpickt, daß man hätte meinen ſollen, dieſer angebliche Auctor müſſe ein wahres Wunder

von Gelehrſamkeit ſeyn. Gleichwohl war es ſtadtkündig, daß er kaum ſeine Mutterſprache erträglich konnte, und daß ſo prächtig ausſtaffirte Werk einer zu nichts, als die klägliche Beſchaffenheit ſeines Verſtandes in ein noch helleres Licht zu ſetzen.

Dies ſei genug von der Sprache. Nun zu den übrigen Gegenſtänden, worin ſich die Charlatanerie der Gelehrten heut zu Tage vorzüglich äußert. Hier verdienen den erſten Platz

Die allgemeinen Welt- und Sitten-Verbeſſerer.

Wer übertreibt, ſagt nichts. Oder: Wer in ſeinen Behauptungen zu weit geht, bewirkt nirgends Ueberzeugung, folglich auch keine Beſſerung. Das iſt eine ſo ſichere, wahre, durch die Erfahrung überall beſtätigte Regel, daß ſie ſchlechterdings keine Ausnahme leidet. Möchten ſie doch alle diejenigen merken und

ausüben, welche die Menschen bessern und belehren wollen! Aber diese Herren scheinen insgesammt sich verschworen zu haben, das Gegentheil zu thun, und schütten das Kind mit dem Bade aus. Man hat ihnen diesen Vorwurf schon oft gemacht, ohne jedoch etwas auszurichten, denn ihre Entschuldigung ist immer: Wenn sie nur gewöhnliche Farben zu ihren Schilderungen nähmen, so würden sie keinen verabscheuenden Eindruck bewirken, und das menschliche Herz müsse erschüttert werden, wenn es sich bessern solle. Ich dächte, der Fall wäre gerade umgekehrt. Ein Gemählde worin der Mensch sich selbst wieder erblickt, genau so wie er ist, wie er vor seinem Gefühl und Gewissen sich selbst nicht verläugnen kann, muß ihn, wenn er nicht ganz roh ist, wenigstens zum Nachdenken bringen — über jede Carricatur wird er lachen. Und artet nicht jene Schilderungen größtentheils in Carrikatur aus? Gleichwohl sollen sie bessern. Daß dies die Absicht der Verfasser derjenigen Schriften sei, welche gegen

die Laster, Schwächen und Thorheiten der Menschen zu Felde ziehen, läßt sich wohl nicht läugnen. Daß es aber nicht ihre einzige Absicht, sondern noch eine zweite da sei, und in dieser eben der Grund liege, warum sie so und nicht anders schreiben, ist eben so gewiß. Diese ist: Sie wollen den Ruhm erwerben, eine neue Bahn zu betreten, und auf derselben zuerst zu glänzen, noch nie gerügte Fehler, noch unentdeckte Schwächen zu zeigen, und zwar auf eine Art, wie noch keiner vor ihnen es that. Sie wollen Reformatoren seyn im weitesten Sinne des Worts, alle Flecken verwischen, alle Mängel ergänzen, und von den Trümmern der zerstörten Ungeheuer sich unvergängliche Trophäen errichten. Auf dem geraden Wege der Belehrung und sanften Zurechtweisung fürchten sie weniger in die Augen zu fallen, oder gar unbemerkt zu bleiben; sie wünschen aber, daß ihre Schriften allgemein gelesen, allgemein gekauft, sie selbst von der ganzen Welt angestaunt und bewundert, und als Sterne der ersten Größe

an dem Himmel der neuen Aufklärung betrachtet werden. Daher suchen sie alles hervor, um Aufsehen zu erregen, machen ein fürchterliches Geschrei über Dinge, die sehr unbedeutend sind, oder doch nur mit wenigen Worten abgethan werden könnten, schlagen mit beiden Händen drein, wo es an einem Fingerzeig genug wäre, stellen fürchterliche Vergleiche an, wobei einem im Anfang die Haut schaudert, da man doch bei näherer Untersuchung findet, daß die Sache bei weitem so arg nicht sei, sehen alles durch das Vergrößerungsglas ihrer Einbildung an, und stellen es so vor, ungeachtet sie die tägliche Erfahrung gegen sich haben, nehmen keine Rücksicht auf Umstände, Lebensart und Conventionen, (die wir doch, da wir einmal in und mit der Welt leben müssen, nicht ganz hintansetzen können) sondern werfen alles in eine Brühe, beschwören ihre Leser bei allem was heilig ist, daß sie sich doch von ihrem unausbleiblichen Untergang durch sie erretten lassen möchten, zu welchem Ende sie Beispiele

erſinnen und Scenen ausmahlen, die allerdings gräßlich, nur nicht immer wahr und natürlich, wenigſtens ſo äußerſt ſelten ſind, daß daraus kein Schluß zu ziehen iſt. Anſtatt die gewöhnlichen und natürlichen Folgen, die jede Abweichung von Vernunft und Tugend nach ſich zieht, lebhaft und eindringend zu zeigen, ſtellen ſie die entſetzlichſten und grauſenvollſten dar, die zwar unter zehntauſend Fällen vielleicht einmal eintreffen können, aber eben um ihrer Seltenheit willen auf das menſchliche Herz keinen Eindruck machen. Mit einem Wort: Sie übertreiben alles ſo ſehr, daß ſie ihren erſten Endzweck, zu beſſern, gänzlich verfehlen, wofür ſie ſich durch das Aufſehen welches ſie erregen, und welches nicht minder in ihrem Plane liegt, ſchadlos halten müſſen.

Hieher gehört vor allen andern der bekannte Pädagog Salzmann. Er ſchrieb ein Buch über das menſchliche Elend, eine gründliche Widerlegung aller derjenigen, welche bisher geglaubt und behauptet hatten,

unſre Welt ſei die beſte; denn in dieſem Werke iſt alles zuſammengehäuft, was unſer Leben mühſelig und beſchwerlich zu machen fähig iſt. Wenige Bücher haben ſo viel Glück gemacht als dieſes, es ward mehr verſchlungen als geleſen. Aber die Urſach? Weil es ein Roman iſt. Man war begierig auf die Entwickelung von Karls und Henriettens Liebesgeſchichte, man ergötzte ſich an den immer abwechſelnden, bisweilen ſehr komiſchen Auftritten, wie z. B. der mit der Jüdin und der Nonne; aber um das, was eigentlich der Verfaſſer durch ſein Buch bewirken wollte, bekümmerte man ſich ſo wenig, als wenn es gar nicht da geweſen wäre. Man zeige mir die geringſte Aenderung, welche dieſes Buch hervorgebracht hat, das doch ſo allgemein geleſen wurde, ſo großes Aufſehen machte. Aber wie konnt' es auch eine Aenderung hervorbringen? Schon die Einkleidung, die der Herr Verfaſſer gewählt hat, iſt ſo ſonderbar, daß er ſich nur Leſer — und weiter nichts — verſprechen konnte. War es ihm blos darum

zu thun, ſo hat er ſeinen Zweck erreicht. Das Werk iſt, ſeiner ganzen Form nach, ein Roman — die Leute verlieben ſich, heirathen ꝛc. — Dieſer Roman hat aber das Eigenthümliche, daß alle Perſonen in ihren Briefen nur eine Materie abhandeln — das menſchliche Elend. Allen ſtoßen Begebenheiten auf, die darauf Bezug haben, alle thun Vorſchläge, alle wollen verbeſſern. Hierdurch mußte freilich dieſes Buch ſehr anziehend für diejenige Klaſſe von Leſern werden, die außerordentliche Begebenheiten und ſtete Abwechſelung lieben; das war aber auch alles.

Viele Arten von Unglück und Elend ſind freilich in dieſem Werke zuſammengetragen, ſo, daß wer dem Verfaſſer in allem unbedingt glauben wollte, die Liebe zum Leben verlieren müßte. Zum Glück iſt es ſo ſehr arg nicht. Denn die leidige Sucht zu reformiren hat Herrn Salzmann bisweilen ſo irre geführt, daß man ſich wundern muß, wie dieſer Mann ſich ſelbſt ſo ſehr täuſchen konnte. Es wäre freilich keine üble Sache, wenn man aus unſrer

Welt eine neue bilden könnte, worin vom Kleinsten bis zum Größten eitel Vollkommenheit herrschte; aber was wäre dann wohl leichter, eine ganz neue Schöpfung oder diese Umbildung? — Nicht zu gedenken, daß viele Uebel nothwendig, daß sie wirklich in unser Dasein verflochten sind, daß die menschliche Natur ihre Schranken hat, welche zu überschreiten ihr nicht erlaubt ist — wußte denn Herr Salzmann nicht, daß jedes wahrhafte Gut, fast jeder Zuwachs sogar, zum Uebel wird, oder wenigstens Tadel verdient, wenn sie übertrieben wird? Und übertrieben hat er alle seine Schilderungen, von der ersten Platitüde bis zur letzten. Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes um dieß einzusehen. Er hat sich ja recht bemüht, die Extreme jeder Sache zu zeichnen, den höchsten Mißbrauch statt des gewöhnlichen Gebrauchs anzuführen. Auf diese Weise tragen freilich viele Dinge zu Vermehrung des menschlichen Elends bei, und werden Uebel, die es an und für sich nicht sind, und der Herr Verfasser

hätte hundert Folianten mit dieſer Materie anfüllen können, ohne ſie zu erſchöpfen. Wer ſollte ſich z. B. einfallen laſſen, daß Tabakrauchen, Tabakſchnupfen, und das Leſen der Journale und Zeitungen unter das menſchliche Elend gehörten? Gleichwohl hat jedes derſelben als ſolches ſeine eigne Rubrik. So, wie es der Verfaſſer geſchildert hat, artet es freilich in Thorheit aus, aber im gemeinen Leben trift man es doch wohl in dieſem Grad nur äußerſt ſelten an; es hat folglich keinen Einfluß aufs allgemeine Wohl, und durch einen oder ein paar Thoren, die niemandem als ſich ſelbſt durch ihre Ausſchweifungen ſchaden, und die man, wenn ſie ihre Narrheit öffentlich zur Schau tragen, blos auslacht, nie nachahmt, wird die Summe des menſchlichen Elends im Ganzen nicht vermehrt. Allein die Wuth alles zu verbeſſern, und den Namen eines allgemeinen Reformators zu erwerben, verdrängt jede kalte Ueberlegung, die in dieſem Fall gerade am nöthigſten iſt, wo es nicht blos darauf ankömmt, zu tadeln,

ſondern hauptſächlich brauchbare Vorſchläge zu thun, wie es zu ändern ſei. Herr Salzmann thut auch Vorſchläge, aber ſie ſind theils zu ſehr aus der Luft gegriffen, theils laſſen ſie ſich recht artig in der Studierſtube aufs Papier hinſchreiben, aber bei der Ausführung würden ſie wohl ſämmtlich ſcheitern. Dahin gehört was er von den militäriſchen Strafen ſagt. Er hat ganz Recht, die Spitzruthen als eine abſcheuliche Sache vorzuſtellen, wenn er nur gezeigt hätte, wie man, ohne größere Uebel zu befürchten, auf eine andre Art einen großen Haufen meiſtentheils roher Menſchen, die auf bloße Vorſtellung wenig zu achten pflegen, im Zaum halten könnte. Denn was er von einem einzelnen Fall anführt, hat aufs Ganze keinen Einfluß. Aber wir brauchen ja gar keine Soldaten — Ja freilich, wenn der Verfaſſer die Kleinigkeiten aus dem Wege räumen kann, um deren willen die Fürſten ſtehende Armeen für nöthig halten, dann verdient er Altäre. — Seine Perſonen ſind überdies faſt alle an der Einbildung krank,

und ſehen und träumen Dinge, die freilich kein andrer Menſch auf dieſe Art ſieht, und ſo ſind denn auch ihre Vorſchläge gröſtentheils ausſchweifend.

Von den wichtigſten Materien an, die wirkliches Elend betreffen, bis herab zu den geringfügigſten, die ein eingebildetes Uebel zum Gegenſtand haben, iſt alles in dieſem Buche abgehandelt. Daher findet man Krieg, veneriſche Krankheiten, Todesſtrafen, ſchlechte Verfaſſung der Schulen und Waiſenhäuſer, theologiſches Examen, böſe Wege, elende Wirthshäuſer, Straßenraub, ſchlechter Wein beim Abendmahl, (wobei eine ſchreckliche Uebertreibung herrſcht) Kartenſpiel, Kleiderpracht, Haarbeutel, Perücken, Schlafröcke, Schnürbrüſte, Heineccii fundamenta ſtyli cultioris, Katechiſmen, Vocabelbücher, Dogmatiken, ꝛc. ꝛc. ꝛc. ja ſogar Läuſe als Urſachen des menſchlichen Elends angegeben, die ausgerottet werden müßten. Wie dieſe letztern hieher kommen, weiß ich nicht; ich traute

kaum meinen Augen, als ich folgenden Brief las:

„Meine liebe Luise,

„Sie hatten ja, da Sie in meinem Hause „waren, ein so gutes Pulver für das Ungezie„fer. Dieß ist mir ausgegangen. Ich habe „mich nun seit einem Monat nicht kämmen „können, und es wird auf meinem Kopfe „so lebendig, daß ich mich nicht mehr be„helfen kann. Das Stechern mit der Zit„ternadel will nicht mehr helfen. Schik„ken Sie mir doch ja eine gute Portion „von diesem Pulver.“

Daß Läuse nun eben kein Beitrag zur menschlichen Glückseligkeit sind, will ich gern einräumen: in wiefern sie aber hier als Zuwachs zu unserm Elend angeführt werden, kann ich nicht begreifen, denn jeder vernünftige Mensch wird ja solche Gäste ohnehin nicht hegen, sondern sie so bald als möglich loszuwerden suchen. Der Verfasser bildet sich doch

nicht etwan ein, daß ſie durch den Kopfputz der Frauenzimmer von ſelbſt entſtänden?

Bei dieſer Gelegenheit will ich einen Punkt berühren, der hieher gehört. Salzmann, Hermes, und mehrere Reformatoren machen ſich es zum Geſchäft, gegen die Kleidung und den Putz des Frauenzimmers zu ſchreiben, um zu zeigen, daß ſie in jede Brühe ihr Brod getunkt haben, und von allem zu reden wiſſen. Sie ſprechen von muthwilliger Verunſtaltung, von wahrer Verzweiflung, die ihnen den Gedanken eingiebt, ſich ſo abſcheulich zu kleiden, oder vielmehr zu verſtellen. Recht haben ſie hierin wohl überall, das wird ihnen ſchwerlich jemand abſprechen können. Wenn ſie aber doch bedächten, welch eine undankbare Arbeit es iſt, gegen einen ſolchen Strom zu ſchwimmen — wenn ſie bedächten, daß jeder Federzug hier verlohren iſt, daß nicht Eine in dieſem Stück ſich ändert, und daß das Wort einer Modehändlerin und eines Friſeurs hier weit vollgültiger für ſie iſt, als der Zuruf aller Gelehrten in der ganzen Welt. Sie

lesen dergleichen Stellen, und lachen darüber. Auch die Beste von ihnen denkt: Das muß ich besser verstehen. — Es gehört aber mit zur gelehrten Charlatanerie, zu zeigen, daß man auch Toiletten-Kenntnisse besitze.

Wenn ein Reformator gegen irgend eine Sache oder deren Gebrauch eifert, und einen rechten Trumpf darauf setzt, flugs kömmt ein andrer und zeigt, er könne wohl noch einen grössern Trumpf drauf setzen. Um dies zu erläutern, brauche ich nur ein Beispiel anzuführen. Schon seit geraumer Zeit hat man den Schnürbrüsten Fehde angekündigt, und sie mit Hitze geführt. Salzmann äußert mit einer handgreiflichen Uebertreibung: Er zweifele, ob durch den Krieg mehr Krüpel entstünden, als durch die Schnürbrüste. Das ist aber Herrn Hermes noch nicht genug. Denn er sagt: Diejenige Mutter, die Sömmerings Schrift gelesen hätte, und ihrer Tochter dennoch die Schnürbrust gestattete, dächte in nichts menschlicher als jene, die ihr Kind dem Moloch opferte. — Das heißt

doch, ſeinen Worten Gewicht geben. Ein verführtes Mädchen, das in der Stunde der Verzweiflung und im tiefſten Gefühl endloſen Jammers ihr neugebohrnes Kind umbringt, wird nach den Geſetzen geköpft. Eine Mutter, die ihrer Tochter eine Schnürbruſt kaufte, müßte doch, dieſer Behauptung zufolge, nun wenigſtens gerädert werden. Wenn doch dieſe Herren einſehen wollten, daß alle dergleichen Uebertreibungen auch der reinſten Wahrheit ſchaden, und daß ſie dadurch ſelbſt die erſte Hand anlegen, um ihre eignen ſchönſten Gebäude wieder zu zerſtören! — Was die Schnürbrüſte insbeſondere anbetrift, ſo iſt die Schädlichkeit des unüberlegten Gebrauchs derſelben nicht zu bezweifeln, aber ſo ſehr groſſes Aufheben verdient die Sache nicht. Ich habe das folgende aus dem Munde eines groſſen, verdienſtvollen, praktiſchen Arztes, deſſen Stimme in dieſem Fall bei mir und bei jedem, dem Gründe willkommner ſind als Geſchrei, mehr gilt als die vereinigten Stimmen von hundert Reformatoren. Er ſagte: Wenn

die Schnürbruſt nicht eher angelegt wird, als dann, wenn die Theile, welchen ſie ſchaden könnte, zu ihrer gehörigen und vollen Feſtigkeit gelangt ſind, das iſt höchſtens im dreizehnten oder vierzehnten Jahre, und dann nicht übermäßig feſt geſchnürt, im Fall der Schwangerſchaft aber die Schnürbruſt ſogleich verbannt wird, ſo ſchadet ſie rein heraus — nichts. Dies Urtheil ſcheint mir um deſto richtiger, da es durch eine ganze Nation gleichſam beſtätigt wird. In England tragen unter den oberwähnten Einſchränkungen die Frauenzimmer faſt durchgehends Schnürbrüſte, und man ſehe bei weitem den größten Theil der Engländerinnen; welche Bildung, welcher Wuchs, welcher Gliederbau, welches Ebenmaas!

Noch Ein Punkt, um den ſich die vereinten Bemühungen der Weltverbeſſerer herumdrehen — denn man braucht nur Einen zu leſen, ſo hat man ſie, was die Hauptſachen betrift, alle geleſen. Dieſer betrift das Selbſtſäugen der Mütter. Wahr und richtig im Allgemeinen iſt auch das, was darüber geſagt

ſagt wird; allein auch hier wird die Uebertreibung ſchädlich. Es iſt Pflicht der Mutter, ihr Kind ſelbſt zu ſäugen; aber Fluch und Verdammniß verdienen doch diejenigen nicht, die es unterlaſſen, wenn ſie ſonſt ihre Kinder nicht muthwillig vernachläſſigen. In vielen tauſend Fällen iſt das Selbſtſtillen unmöglich, und das könnte es doch nicht ſeyn, wenn es eine unwiderrufliche Vorſchrift der Natur wäre. Denn die Natur hat uns nichts verſagt, was zu unſrer Erhaltung auf dieſer Lebensreiſe unumgänglich nothwendig iſt. Wozu alſo die ſchrecklichen Schilderungen der Folgen, die fürchterlichen Drohungen für diejenigen, die es nicht thun? Wo ſanfte Ermahnungen und Gründe nichts fruchten, werden jene noch viel weniger ausrichten. Salzmann läßt einmal ſeinen Carlsberg auf einem großen Ball ein Frauenzimmer von Stande, die ihr Kind nicht ſelbſt ſäugt, fragen: Vermuthlich haben Sie böſe Brüſte? Unter ſolchen Umſtänden eine ſolche

Frage zu thun, muß man ein wahres Ungeheuer seyn.

Ueberhaupt hat bei diesen Schriftstellern ein Ton überhand genommen, der wohl schwerlich einer der besten ist. Der berühmte Göthe legte seinem Götz von Berlichingen eine Redensart in den Mund, die zwar freilich nicht unter die anständigen gehört, und deren sich wohlgezogne Personen nicht bedienen. Indessen war er sehr zu entschuldigen. Denn in jenem rohen Zeitalter, das er so treflich schildert, war ein solcher Ausdruck, besonders unter Kriegsleuten, nichts weniger als unschicklich oder auffallend. Dies erzeugte jedoch eine gewaltige Spaltung. Denn nun kam ein Troß von Nachbetern, denen es an nichts fehlte als an gesunder Beurtheilungskraft, und die, wie gewöhnlich, nur das schlimmste nachahmen. Diese schrieen aus vollem Halse: Das ist schön gesagt! So muß man schreiben! Natürlich und kräftig! Keine Künsteleien, keine erborgten Zierrathen! Die Sprache der Natur muß wieder

hergeſtellt werden! Aus dem gemeinen Leben muß der Schriftſteller ſeine Charaktere nehmen, nicht wie ſie der Philoſoph auf dem Katheder zeichnet! — Und nun ſchmierten ſie in die Welt hinein, daß es ein Gräuel war. Sie meinten, wenn ſie die gröbſten Schweinereien ohne alle Hülle hinwarfen, das wäre Natur und Wahrheit, und trieben dies Unweſen ſo lange fort, bis Niemand ihre Produkte mehr leſen mochte; dann hörten ſie von ſelbſt auf. — Auf der andern Seite hatte der obgedachte Ausdruck die zarten Nerven der Empfindler beleidigt. Die ganze Sekte rief: Pfui! Das iſt häßlich! Wie kann man nur ſo etwas ſchreiben? Sie rümpften die Naſen, und gingen davon. Zu ihrer Parthei ſchlug ſich ein Heer Satyriker, die keine Gelegenheit vorbei laſſen, wo ſie ihre Stacheln zeigen können, ohne allemal zu wiſſen, ob ſie Urſach dazu haben oder nicht. Dieſe machten die Sache auf alle erſinnliche Art lächerlich, die von allem Anfang des großen Aufhebens nicht werth war. — Dies alles iſt nun längſt vorbei, und

jeder gute Schriftsteller fühlt die Pflicht, anständig mit seinem Publikum zu sprechen, und alles zu entfernen, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte, ohne darum in Ziererei zu verfallen. Der Ton aber, dessen sich diejenigen bedienen, die die Welt von ihren Fehlern reinigen wollen, scheint mir jedoch nicht sehr empfehlungswürdig zu seyn. Sie reden von bösen Krätzen, von Pflastern auf denselben, vom Unrath der Kinder, von Eiter, vom Schindanger, von Läusen u. d. g. Dahin gehört die höchst widrige Beschreibung der Nebentheile einer Frauenzimmerfrisur, und die noch viel schlimmere des Chirurgus, der die Krebsschäden und venerischen Krankheiten kurirt, und alsdann den Bart putzt, im Carl von Carlsberg. „Wenn ich doch Stroh „hätte, meine Läuse zu verbrennen," sagt ebendasselbst eine Gastwirthin. — Nun frage ich jeden Unpartheiischen, ob dies alles nicht äusserst ekelhaft, und weit ärger ist, als der rasche Ausdruck jenes aufgebrachten Kriegsmanns? Sie sagen zwar, man müsse von

ſolchen Dingen gerade ſo und richt anders ſchreiben; ich kann mich aber davon nicht überzeugen.

Dieſe neuern Herren Reformatoren zeichnen ſich noch durch zwei Dinge ſo hervorſtechend aus, daß man ſie unmöglich verkennen kann. Erſtlich ſuchen ſie bei jeder Gelegenheit die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ihre Perſon zu lenken, Bewunderung zu erregen, und ſich als Muſter darzuſtellen; daher ſie auch, ſo oft es nur thunlich, und öfter als es ſchicklich iſt, von ihrem werthen Ich zu reden pflegen. Sie preiſen ihre Schriften als die einzigen leſenswürdigen an, und faſt in jedem ihrer Werke findet man eine vielverſprechende Ankündigung eines folgenden, zu deſſen Anſchaffung ſämtliche Leſer feierlichſt eingeladen werden. Zweitens ſuchen ſie ihre Lieblingsgrundſätze für allgemein anzuerkennende Wahrheiten auszugeben, und jedem gleichſam aufzudringen. Sie ſchreien wohl gar Ach und Weh über diejenigen, die ſich es einfallen laſſen, einen andern Weg zu gehen,

als den ſie vorgezeichnet haben. Egoiſmus und Selbſtgenügſamkeit iſt ihr eigenthümlichſter Charakter.

Diejenigen, welche nun zunächſt in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, ſind

Die Pädagogen.

Faſt alles was von den Reformatoren geſagt worden iſt, paßt auch auf dieſe; ich werde daher nur wenig hinzuzuſetzen nöthig haben. — *Von mir allein geht Licht aus, und meine Strahlen wärmen die Erde* — Dies iſt das Motto eines jeden Erziehers. Daß wir ſeit einiger Zeit große Fortſchritte in dieſer äußerſt ſchweren Kunſt gethan haben, iſt nicht zu läugnen; daß aber auch nicht alles Gold iſt, was man dafür ausgiebt, weil es glänzt, darf man eben ſo wenig bezweifeln. Die Natur des Erziehungsgeſchäftes bringt es mit ſich, daß der Mann, der ſich deſſen unterzieht, ſonder Tadel ſei, vollkommen ſogar, in ſo hohem Grade, als

dem Menſchen verſtattet iſt dies zu ſeyn. Eine große Forderung, aber keine unbillige, deren Erfüllung man weit öfter wünſchen muß, als man ſie wirklich befriedigt ſieht. Nicht blos die Worte des Erziehers, ſeine Methode, ſeine Regeln und Anweiſungen müſſen gut und brauchbar, ſondern hauptſächlich auch ſeine Werke müſſen vorwurfsfrei, und ſein Betragen ein Muſter zur Nachbildung für ſeine Zöglinge ſeyn. In einem weit höhern Grade wird dies von ihm erfordert, als ſelbſt vom Prediger. Dieſer iſt dazu beſtimmt, die Lehren der Religion ſeiner Gemeinde vorzutragen, und ihr den Weg zur Glückſeligkeit zu zeigen. Unmöglich aber kann er, nach den ſehr verſchiednen Begriffen der Menge, es allen recht machen. Viele hören auch ſeine Lehren aus Gewohnheit, oder aus Politik, um nicht von andern verdammt zu werden, blos an, ohne ſich weiter um den Mann ſelbſt zu bekümmern, der ſie ihnen giebt. Ein Erzieher aber muß ſeine Untergebnen leiten, er iſt es, auf den ihrer aller Augen

gerichtet ſind, mit dem ſie täglich genauen Umgang pflegen, den ſie folglich ganz durchſchauen, über den ſie die Urtheile andrer ſammeln und mit einander vergleichen, und der folglich durch die kleinſte Blöße die er giebt, bei denen wenigſtens etwas verliert denen er alles ſeyn ſoll. Und wer kennt nicht den bewundernswürdigen Scharfſinn der Kinder, die Schwächen ihrer Eltern und Lehrer zu entdecken, und ſich dieſelben zu Nutzen zu machen? Schon die Lehrer an öffentlichen Schulen, deren Zweck weit weniger Erziehung, als Unterricht und Vorbereitung zu höhern Wiſſenſchaften iſt, werden, bei aller Gelehrſamkeit die ſie übrigens beſitzen mögen, durch Pedanterie, Stolz, Eigendünkel und lächerliches Betragen ihren Schülern verhaßt, und können weit weniger Nutzen ſtiften, als ſie ſonſt thun würden — wie viel mehr die Vorſteher derjenigen Inſtitute, die hauptſächlich der Erziehung der Jugend gewidmet ſind, und als ſolche im Poſaunenton der Welt angeprieſen werden? Es giebt berühmte Päda-

gogen, denen man nicht blos kleine Fehler und Schwächen, sondern wirkliche Laster mit Grunde vorgeworfen hat. Wie iſt es möglich, daß die ihnen anvertrauten Zöglinge würdig gebildet werden können? Wer ſich buchſtäblich an die großen Verſprechungen hält, mit denen dieſe Herren ſehr freigebig ſind, wird faſt immer getäuſcht werden; man kann ſich Glück wünſchen, wenn ſie nur zur Hälfte erfüllt werden. Nach den Früchten muß man den Werth ihrer Bemühungen und ihren eignen beurtheilen, und gewiß, nie kann derjenige Pädagog, der ſeinen Pflichten in ihrem ganzen Umfange redlich Genüge leiſtet, von ſeinen Zeitgenoſſen und Nachkommen hoch genug geſchätzt, ihm Dankbarkeit genug erzeigt werden — denn das ſchwerſte, das wichtigſte Amt ruht auf ſeinen Schultern. Wo man aber Nebendinge, wohl gar Spielereien, zu Hauptſachen macht, in dem Aeußerlichen, in einer beſondern Tracht der Zöglinge einen großen Vorzug ſucht, da können wohl ſchwerlich jene hohen Zwecke erreicht werden.

Was bei Menken in der Note S. 149. von den Monatschriftstellern gesagt wird, paßt so ganz auf einige unsrer heutigen Pädagogen, daß ich nicht unterlassen kann, die Stelle hieher zu setzen. „Einige," heißt es daselbst, „erhalten bei ihrer Verrichtung großer Her„ren Pensionen, auch von geringern Personen „allerhand Verehrungen, so daß sie vermö„gend sind, große steinerne Häuser dadurch „zu erwerben, andrer Vortheile zu geschwei„gen." — Stolz und Eigennutz leuchten so sehr aus den Unternehmungen vieler Pädagogen hervor, daß man seinen Unwillen darüber oft nicht bergen kann. Ich habe schon der großen Versprechungen erwähnt. Sie lassen dieselben in öffentliche Blätter einrücken, oder streuen sie in besondern Avertissements überall aus. Freilich wär' es besser, weniger zu versprechen und mehr zu leisten; aber dann, fürchten sie, möchten die Eltern und Vormünder sich nicht so sehr zu ihrem Institute drängen, und für ihre Kinder die großen, bisweilen übertriebnen Pensionen bezahlen,

die ſie fordern. Ein jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth — das iſt unwiderſprechlich; und ein guter Erzieher um deſto mehr, da ſeine Verdienſte um die Menſchheit wirklich unſchätzbar ſind, und beſſer erkannt und belohnt werden ſollten, als die ſehr entbehrlichen Talente eines müſſigen Hofſchranzen, den ſein Fürſt füttert, um Staat mit ihm zu machen. Dennoch aber iſt es äußerſt auffallend und für das Gefühl beleidigend, wenn man findet, daß ein Pädagog, ein Mann der ſeine Schwächen am beſten bemeiſtern ſollte, um der Welt auch nicht die kleinſte Urſach zum Tadel zu geben; wenn ein ſolcher Mann, ſag' ich, ſeinen Eigennutz ſelbſt zu ſehr merken läßt, und zeigt, daß es ihm zwar um Erziehung der Jugend und Beſſerung des Menſchengeſchlechts zu thun ſei, nebenher aber auch nicht weniger um Titel, Ehrenſtellen und Güter — er, der bei allem Rang und Reichthum, womit man ihn überſchütten könnte, doch den größten Lohn in ſeinem Herzen finden muß, in dem Bewußtſein, alles Gute ge-

than zu haben, was in seinen Kräften stand. — Es giebt würdige Männer, die ohne einiges Geräusch, ohne Ansprüche auf allgemeine Bewunderung, ohne Theil zu haben an jenen Unternehmungen, die nur dazu dienen sich bemerken zu machen, ohne Streit, Kampf und Federfechterei, die gemeiniglich mit jenen Unternehmungen verknüpft sind, in ihrem kleinern, aber gewählterm Cirkel, sich der Erziehung und Bildung der Jugend widmen, und alle ihre Kenntnisse aufbieten, um ihr nützlich zu seyn. Die Namen dieser Edlen werden weit seltner genennt, als die jener Erzieher von grossem Ruf; sie begnügen sich mit dem Beifall einiger wenigen, die ihre Verdienste zu schätzen wissen — und gleichwohl sind sie es, die die gerechtesten Ansprüche auf die Vortheile hätten, die jenen zu Theil werden, und die sie oft als einen Zoll der ihnen gebührt an sich zu reißen trachten. Zwar können Segen der Menschheit und inneres Gefühl Gutes vollbracht zu haben, auf der einen Seite, neben Rang und Reichthum auf

der andern, als Belohnungen sehr wohl beisammen stehen — wer fühlt aber nicht, bei übrigens gleichen Talenten, den Vorzug der erstern?

Wem sind die Bemühungen eines Campe in der Pädagogik unbekannt? Er hat durch seine zahlreichen Schriften unstreitig vielen Nutzen gestiftet, und für sich selbst manchen Vortheil dabei eingeerndtet. Bei dem großen Aufsehen, das er machte, konnte es aber nicht fehlen, er mußte auch in Streitigkeiten gezogen werden, die freilich ein Erzieher unter allen Gelehrten am meisten zu vermeiden suchen sollte, weil sie ihm am meisten schaden und seinen Charakter leicht in ein zweideutiges Licht stellen können; denn, wenn auch die Sache aufs beste geht, etwas bleibt immer auf jeden der beiden Streiter haften, und jede Parthei hat ihre Anhänger; und Herr Campe war bisweilen in sehr hitzige Fehden verwickelt, wo seine Gegner nicht blos seine Meinungen, sondern auch seine moralischen Grundsätze angriffen, und ihn unter andern

auch des Eigennutzes beſchuldigten. Ungeachtet er nunmehr, als Vorſteher einer groſſen Buchhandlung, mit Geſchäften überhäuft ſeyn muß, fährt er dennoch fort, durch Erziehungsſchriften die Jugend zu belehren. Ob aber diejenige Methode, deren er ſich bedient, gerecht und billig ſei, indem er Werke andrer Gelehrten beſchneidet, abkürzt, verändert, auch ihnen bisweilen etwas zuſetzt, um ſie zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen, und ſie dem Faſſungsvermögen der Jugend angemeſſener zu machen, wäre wohl ſehr zu bezweifeln. Als Erzieher kann er hierin wohl ſchwerlich zum Muſter dienen, wohl aber als Mann, der ſeine Geſchäfte mit groſſer Klugheit zu ſeinem Vortheil zu betreiben weis.

Von jenen Männern, die ohne Geräuſch, ohne ökonomiſche oder ehrgeizige Rückſicht auf ſich ſelbſt, aber vielleicht zu deſto gröſſerm Nutzen derer, denen ihre Bemühungen gewidmet ſind, den Samen ausſtreuen, von dem ſie einſt herrliche Früchte erwarten, ſei es mir erlaubt nur Einen zu nennen. Dies

iſt Weiſſe. Dieſer verehrungswürdige Mann hat im Stillen mehr gethan, als viele ſeiner nach Bewunderung geizenden Zeitgenoſſen. Findet man wohl in den mit großem Pomp der Welt angekündigten Elementarwerken mehr, als in ſeinen Schriften, die im beſcheidenſten Gewand erſchienen? Viele haben aus ihm geſchöpft, die lieber alles, was aus ihrem Munde kömmt, für unerhörte Weisheit ausgäben. Und was iſt denn in der Erziehungskunſt großes gethan, wozu man in ſeinen Schriften nicht wenigſtens die Grundlinien, oft auch wohl etwas mehr, findet? Ohne Auskramung von Gelehrſamkeit, ohne Anſprüche auf Vergötterung, lehrte er wie ein wahrer Weiſer, entwarf nicht unausführbare Projekte, ſondern bewies jedem unwiderſprechlich, daß alles was er vorſchlug, was er durch Beiſpiele erläuterte, ausgeübt werden könne, und übte es zum Theil im Cirkel ſeiner Familie ſelbſt aus. Und, was das meiſte iſt, er iſt nicht blos Lehrer, er iſt auch Muſter für alle diejenigen, deren Ge-

schäft Bildung und Belehrung der Jugend ist, so wie für diese letzte selbst. Auch der strengste Beurtheiler konnte nie an seinen Handlungen etwas tadelnswürdiges finden, seinen Charakter nie verdächtig machen; er gab nicht den entferntesten Anlaß dazu. Möchten alle diejenigen, die seine Talente besitzen, gleichen Gebrauch davon machen! Möchten sie sich wenigstens in der Bescheidenheit Weissen zum Muster nehmen! —

In einem Punkt besonders vereinigen sich die Bemühungen aller Pädagogen — dieser betrift die Onanie. Er ist äußerst wichtig, er verdient die größte Aufmerksamkeit. Wer diesen Seelengift ausrotten könnte, verdiente auf der höchsten Staffel der Menschheit zu stehen. Aber kann man nicht auch des Guten zu viel thun? Hier wenigstens scheint es mir der Fall zu seyn, daß durch zu vieles Schreiben, durch zu häufige Warnungen, und durch allzu weitläuftige Erläuterungen in dieser äußerst delikaten Sache mehr Schaden als

Nutzen

Nutzen geſtiftet werde. Sollte nicht vielleicht mancher Knabe eben durch die zu eſtere Erwähnung dieſes Laſters erſt zu demſelben verführt werden, oder ſich noch tiefer darein ſtürzen, als er ſonſt nicht gethan hätte? Denn wo iſt das nitimur in vetitum ſtärker und ſichtbarer als in der frühern Jugend? Beſonders wo das Uebel, wie hier, nicht unmittelbar darauf folgt. Etwas beſſeres als Tiſſot darüber zu ſchreiben, iſt wohl nicht leicht möglich. Man ſollte daher, meiner Meinung nach, die ich jedoch Niemanden aufdringe, von dieſem Gräuel in Büchern, welche der Jugend in die Hände fallen können, oder gar für dieſelbe geſchrieben ſind, weniger deutlich ſprechen, den Lehrern und Aufſehern der Kinder aber eine Anweiſung geben, wie ſie ſich dabei zu verhalten haben, welches auch ſchon hin und wieder geſchehen iſt. Wiewohl ich glaube, daß auch jeder nur halb rechtſchaffene Mann, dem dieſes wichtige Geſchäft anvertraut iſt, ſein möglichſtes thun wird, dieſem Uebel auf ſo eine Art zu ſteuern, wie

ſie dem Charakter ſeiner Zöglinge am angemeſſenſten iſt.

Einen groſſen Beitrag zur gelehrten Charlatanerie liefern

die Geſchichtſchreiber und Biographen.

Unter den letzten hat der berühmte Trenk in den neueſten Zeiten das gröſte Aufſehen gemacht. Als ſein Leben erſchien, konnte das lesbegierige Publikum kaum befriedigt werden. Man riß ſich die Exemplarien aus den Händen. Zwei Buchhändler ſtritten ſich um das Verlagsrecht, und beide machten einen ſtarken Abſatz. In den verſchiednen Zuſammenkünften von Perſonen des höchſten ſo wohl als des niedrigſten Ranges, bei allen Beſuchen, auf allen Caffeehäuſern, war Trenk die einzige Materie des Geſprächs. Kaum hatte man einander begrüßt, ſo war die erſte Frage: Haben Sie Trenks Leben geleſen? Männer bewunderten, Weiber be-

weinten ihn. Seine Schickſale ſind allerdings ſehr merkwürdig und lehrreich; nur hätte er ſie nicht ſelbſt beſchreiben ſollen. Der Ton, der in dieſer Schrift herrſcht, iſt der widrigſte den man nur finden kann. Außer daß er erſt hätte deutſch lernen ſollen, um ein deutſcher Schriftſteller zu werden — und unter dieſe muß man ihn doch rechnen, da er nicht allein die Geſchichte ſeines Lebens, ſondern auch weit mehrere Werke geſchrieben hat — und daß man beim Leſen derſelben oft in die Zeiten der aſiatiſchen Vaniſe verſetzt zu ſeyn glaubt, findet man faſt auf allen Seiten übertriebnes Selbſtlob, Betheurung ſeiner Unſchuld, und die bündigſten Verſicherungen, daß alles, was er niedergeſchrieben, bis auf den kleinſten Umſtand die reinſte Wahrheit ſei. Was den letzten Punkt betrift, ſo iſt ihm hin und wieder ſchon mancher Einwurf gemacht worden, dies gehört aber hieher nicht. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit in der litterariſchen Welt, daß alles was Aufſehen macht Nachahmer findet. Die ganze Leſewelt hätte

lieber lauter Lebensbeschreibungen à la Trenk gehabt; Schade nur daß es wenig solche merkwürdige Menschen gab. Doch erschienen einige ähnliche Schriften. Dasjenige aber, was im Trenk den größten Tadel verdiente, das unaufhörliche Lobpreisen seiner selbst, ward von andern Schriftstellern am meisten nachgeahmt, nur auf eine weniger auffallende Art; wovon ich in der Folge noch einiges anführen werde.

Ganz neuerlich ist vor den Augen der Welt eine Scene gespielt worden — und sie dauert zum Theil noch fort — welche die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auf sich gezogen hat. Wer kennt Bahrdten nicht? Diesen durch seine Schriften so berühmten, durch seinen Wandel so merkwürdigen Mann? Seine letzten Schicksale, seine Verhaftnehmung wegen einiger gegen das Königlich Preußische Religionsedikt erschienenen Schriften, und wegen der Theilnahme an der berüchtigten deutschen Union, seine darauf erfolgte Gefangenschaft, sind

noch in frischem Andenken. Noch ehe dies geschah, hatte er den Entschluß gefaßt, die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Zwar nach dem Inhalt der ersten Ankündigung war es ein Andrer, der sie der Welt mittheilen wollte, aber wie man schon damals muthmaßte, und wie man jetzt gewiß weis, war es niemand anders als er selbst. Schon das ganze Unternehmen war sonderbar. Ein Mann von Bahrdts Alter, von seinem Temperament und Charakter wollte sein eignes Leben schreiben. Jedem mußte einfallen, daß er künftig noch eben so viele Thorheiten begehen könne als er bereits begangen, daß er noch eben so viele Seitensprünge machen könne als er gemacht hatte, daß er folglich noch eben so sonderbaren Schicksalen unterworfen seyn würde als er schon erduldet, und eben so viel Aufsehen machen als er immer gemacht hatte. Es waren und blieben also höchstens nur Fragmente zu seiner Lebensgeschichte, die erst nach seinem Tode ergänzt werden konnten; bis dahin mußten sich die

Leser gedulden. Aber Bahrdten, der, wie er selbst überall gesteht, blos ums Brod schreibt, war es einerlei, ob jemanden mit diesen Fragmenten etwas gedient war oder nicht, wenn ihm nur sein Manuscript gut bezahlt wurde. Doch ehe noch das Buch geschrieben werden konnte, kam er, wie ich bereits erwähnt habe, in Arrest, in welchem ihm lange Zeit hindurch der Gebrauch von Feder und Dinte gänzlich untersagt war. Dies war ein harter Schlag. Denn nun konnte er nicht schreiben, folglich kein Geld verdienen, und die versprochne Geschichte seines Lebens, von der er sich sehr beträchtliche Vortheile versprochen hatte, gerieth ins Stokken. Gleichwohl mußte sie geschrieben werden, denn es war bereits Pränumeration angenommen worden, und Bahrdts trauriges, wiewohl nicht ganz unverdientes Schicksal, welches gerade in diesen Zeitraum fiel, und die allgemeine Neugierde, was für ein Ende das nehmen würde, verursachte häufigere Nachfrage, als sonst vielleicht geschehen

wäre. Ein andrer Gelehrter, Bahrdts Buſenfreund und Mitgehülfe in manchen kitzlichen Angelegenheiten, der überdies bei der Herausgabe dieſes Werks perſönlich intereſſirt war, übernahm nun die Arbeit, und ſchrieb Bahrdts Leben. Während dieſer Zeit aber erlitt die heiße Freundſchaft dieſer beiden Herren einen tödtlichen Stoß, ſie zerfielen wegen Geldangelegenheiten mit einander, und trennten ſich auf eine Art, die ihren Ruf zwar vergröſſerte, aber nicht verbeſſerte. Sie führten ein Schauſpiel auf, wie man zwiſchen Gelehrten und Schriftſtellern wohl noch keins geſehen hatte, und das jedem unpartheiiſchen Zuſchauer merkwürdig ſeyn mußte. Bahrdt, der nach Magdeburg gebracht worden war, und wieder ſchreiben durfte, bewirkte nunmehr die Gefangennehmung ſeines ehemaligen Freundes und Bundsgenoſſen, und kündigte ſein Leben von ihm ſelbſt geſchrieben an. Nun erſchienen Beſchuldigungen und Gegenbeſchuldigungen, die luſtig zu leſen waren. Einer be-

züchtigte den andern des Diebſtahls, des Meineids und andrer grober Verbrechen, dieſer ließ ſich nicht ungeſtraft ſchimpfen und entdeckte wieder ſehr artige Sächelchen von jenem. Unterredungen, die ſie zu der Zeit, als ihre Herzen ſich freundſchaftlich gegen einander ergoſſen, gepflogen hatten, wurden offenbart, die geheimſten Briefe, die ſie einander geſchrieben hatten, zur Schau dargelegt, und hätte einer von dem andern einen Mord gewußt, er wäre nicht verſchwiegen geblieben. Die ganze Sache artete alſo in einen gelehrten Fauſtkampf aus, der mit nicht geringer Hitze geführt wurde. Wer von beiden Partheien das meiſte Recht oder Unrecht hat, vermag ich nicht zu entſcheiden, und ich glaube nur ſehr wenige werden es können. In einem ſolchen Zwiſt hat immer jeder ſo viel vor, und ſo viel wider ſich, daß beide Theile gegen einander aufheben können, ohne ihren Rechten eben ſehr viel zu vergeben. — Dies alles hinderte nicht, daß jeder auf ſeinen Vorſatz beharrte, Bahrdts Leben zu ſchreiben, und

wir haben nun wirklich zwei, eins von ihm ſelbſt, und das andere von ſeinem ehemaligen Freunde und jetzigem Widerſacher. Von beiden iſt der erſte Theil erſchienen. Jeder der beiden Verfaſſer ſucht, wie man ſich leicht denken kann, das Publikum vor ſich einzunehmen — es iſt freilich eine groſſe Frage, ob dieſes ſich ſo ſehr für die ganze Sache intereſſiren wird, als ſie vermuthen. Jeder ruft einmal über das andre: Mein Werk iſt das beſte. Jeder verſpricht, die reinſte Wahrheit zu ſchreiben, und Bahrdt inſonderheit ruft Gott ſehr andächtig zum Zeugen an, daß er alles getreulich darſtellen, nichts verheelen, und ſich ganz wie er iſt, mit allen ſeinen Fehlern und Schwächen, ſchildern, und eine Biographie liefern wolle, wie es noch keine giebt. So buchſtäblich wird er ſich nun wohl nicht an ſein Verſprechen binden. Jeder ſchimpft auf ſeinen Gegner, und ſucht ihn zu verkleinern. Natürlich widerſprechen ſie einander in vielen Punkten geradezu; was der eine Leichtſinn und Schwachheit nennt, ſchildert

der andre als Bosheit und Verbrechen; zu dem was der eine als Thatsache erzählt, liefert der andre Gründe und Folgen, die jener nicht zugiebt, und wenn beide Werke geendigt sind, werden wir zwei Biographien von einem und demselben Manne haben, die einander so unähnlich sind wie ein Neger und ein Europäer. Der Leser mag dann wählen, welcher er Glauben beimessen will. Wahrscheinlich ist die Hauptabsicht beider Verfasser schon erreicht, wenn sie durch ihre Werke sich selbst viel reellen Nutzen schaffen.

Das Werk: Ueber Friedrich den Großen, und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode, von dem Ritter von Zimmermann, ist allgemein bekannt. Es sind mancherlei Urtheile darüber gefällt, es sind sogar ziemlich treffende Satyren darüber geschrieben worden; dem ungeachtet muß ich es wieder anführen und einige Worte davon sagen. Denn wenn irgend ein Buch hieher, nämlich in eine Abhandlung von der Charlatanerie

der Gelehrten gehört, so ist es dieses. Wäre das Werk überschrieben: Ueber mich, bei Gelegenheit meiner Unterredungen mit Friedrich den Großen ꝛc. so würde der Inhalt dem Titel mehr entsprechen. Die ganze Schrift dreht sich zwischen auffallenden und sonderbaren, dem König gesagten Schmeicheleien, und zwischen Winken und sehr deutlichen Fingerzeigen, die eigne Wichtigkeit des Autors betreffend, herum. Es ist eine eigne Sache um Lob und Schmeichelei. Loben muß man alles was lobenswürdig ist — das ist wohl keine Frage. Aber Jemanden das Lob ohne Umstände ins Gesicht werfen, ist, wär' es auch noch so verdient, Schmeichelei, und zeigt von sehr geringer Feinheit der Empfindung, sowohl von Seiten dessen, der dieses Lob oder diese Schmeichelei sagt, als dessen, der sie ruhig hinnimmt. Unmöglich konnte der in jedem Betracht große Friedrich dieses thun. So wenig er Tadel vertragen konnte, so gewiß äußerte er seinen Unwillen, nicht wenn man ihn auf eine feine Art, aber

wenn man ihn plump lobte. Herr von Zimmermann sagt ja selbst: „Die Schmeichelei hätte sich sehr listig verstecken müssen, „wenn sie sich Friedrich dem Großen hätte „nähern wollen.“ Daß er gleichwohl die Schmeicheleien des Herrn Ritters so ruhig anhörte, ohne etwas darauf zu erwiedern, zeugte von seinem sehr kranken Zustande, und von der Furcht, den Arzt, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte, zu beleidigen. Wie jene Aeußerung des Herrn von Zimmermann zu folgenden Stellen passe, mögen die Leser entscheiden: Er sagt zum König, bei Gelegenheit da dieser eine Fenstergardine nicht will zuziehen lassen: „Ew. Majestät haben immer „um sich her, in der Nähe und Ferne, Licht „verbreitet.“ Der König kennt das Städtlein Prugg, den Geburtsort des Verfassers, nicht; dieser antwortet: „Es ist der Ort, „wo mir die Siege und Schicksale Euer Majestät oft den Schlaf benahmen.“ Der König sagt: „Ich verlache alle diese Narrheiten“ (der Alchymie und Theurgie). Jener

macht die Bemerkung: „Das Lächeln eines „Königs iſt oft das beſte, und immer das „mildeſte Geſetz.“ Eine Schmeichelei die nicht einmal einen vernünftigen Sinn giebt; denn wie werden dieſe Geſetze publicirt? und welche verbindende Kraft haben ſie? Der König, der ſich nach der ihm gegebnen Arzaei ſehr wohl befindet, iſt äuſſerſt zufrieden mit Herrn von Zimmermann, und ſagt zu ihm: „Sie thun Wunder.“ Ein Ausdruck der im menſchlichen Leben ſehr häufig vorkommt, daher es lächerlich ſeyn würde, wenn man ihn buchſtäblich nehmen wollte. Herr von Zimmermann aber faßt ihn ſogleich auf, und erwiedert: „Wunder habe ich nie „gethan, werde ſie nie thun, und glaube an „keine, als an diejenigen, die Euer Majeſtät „im ſiebenjährigen Kriege thaten“ — Dieſe Stellen werden hoffentlich zum Beweiſe deſſen was ich ſagte hinlänglich ſeyn.

Nun zu einigen von denen, wo der Herr Verfaſſer ſich ſelbſt in ein Licht ſtellt, das die Augen aller ſeiner Leſer blenden ſoll. Die

Bemerkung, daß der König ihn weder Er, noch Ihr, noch Du nennte, weil er französisch mit ihm sprach, ist sehr wichtig. Daß er selbst das Wort Vous Sie übersetzt, wird ihm wohl niemand verargen; aber daß er das Publikum auf eine so gesuchte Art aufmerksam darauf macht, ist — zum mindesten — Charlatanerie. Bekanntlich nennte Friedrich der Große seine Generale, seine grossten Staatsminister, die Stützen seines Reichs, ohne Ausnahme Er. Wie würde er nun wohl dieses Vous, dessen er sich gegen den Herrn Ritter bediente, übersetzt haben? — Der Verfasser sagt nun ferner seinen Lesern: Der König habe ihn häufig mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, sogar mon ami genennt — er behauptet: Zu grösserer Ehre könne kein Arzt in der Welt gelangen — Der König (dieser in allem was Staatssachen betraf so äußerst zurückhaltende Monarch, von dem Herr von Zimmermann selbst erzählt, daß er einst gesagt habe: Ich wollte mein Hemd verbrennen, wenn es wüßte

was ich weiß) entdeckt ihm mit einer erſtaunenswürdigen Offenheit ſehr wichtige Dinge im Vertrauen — Er hält mit ihm eine ordentliche Fürſtenrevüe, und haut bisweilen ſo gewaltig ein, daß der Hieb den armen Fürſten vom Kopfe bis zu den Beinen ſpaltet — Der König ſagt zu einigen Herren vom Hofe, und Herr von Zimmermann erzählt es: Zimmermann iſt ganz und gar kein Charlatan; er iſt ein ganz anderer Mann als alle Aerzte die ich kenne. Man kann mit ihm ſprechen, worüber man will. Ich bin ihm Dank ſchuldig, und bin unendlich mit ihm zufrieden — Ihm ſelbſt ſagt der König: Sie machen ſich merkwürdig bis auf den letzten Augenblick Ihres hieſigen Aufenthalts. — Herr von Zimmermann verſäumt auch keine Gelegenheit, wo er zeigen kann, in welcher genauen Verbindung er mit der Kaiſerin von Rußland ſteht. Er wird um Gottes willen gebeten, eiligſt an ſie zu ſchreiben, um ſie vor den Jeſuiten zu warnen — Er ſagt: Nie kann Rußland weniger

in Gefahr kommen als anitzt, da der Divan faſelt, da die furchtbarſten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge ſind, und da die erhabene Monarchin dieſes gröſsten Reiches auf Erden am vierzehnten December 1787 mir ſo ganz natürlich ſchrieb ꝛc. In den beiden erſten Punkten liegt allerdings ein Grund zur Sicherheit für Rußland, aber in dem letzten, nämlich daß die Kaiſerin an Herrn von Zimmermann geſchrieben hat, wohl ſchwerlich, und der Inhalt des Briefes ſelbſt giebt auch keine Gewährleiſtung dafür. — Er erzählt ferner, daß ihn die Kaiſerin durch ihren Geſandten in Hamburg habe einladen laſſen, nach Petersburg zu kommen, um ihn perſönlich kennen zu lernen.

Niemand wird an dem zweifeln, was der Herr von Zimmermann in dieſem Werke geſchrieben hat; aber auch nur wenige werden die Abſicht verkennen, warum er gerade ſo, und beſonders ſo viel von ſich ſelbſt ſchrieb. Dieſe war nun wohl keine andre, als allgemeine Bewunderung und Ehrfurcht gegen ſich

zu

zu erregen. Auch iſt es möglich, daß er ſie zum Theil erreicht hat. So viel muß ich bei dieſer Gelegenheit erklären, daß ich nicht unter die Zahl derjenigen Menſchen gehöre, von denen er ſchreibt, daß es ihnen unangenehm zu verſchlucken wäre, wenn ſie erführen, daß ihm ſo viel Merkwürdiges und Schönes begegnet ſei, was ihnen nicht auch begegnete, und die ihn deshalb beneideten und verläumdeten. Jeder unbefangene Leſer mag übrigens eine Parallele ziehen, zwiſchen den drei und dreißig Unterredungen des Herrn von Zimmermann mit Friedrich dem Großen kurz vor ſeinem Tode, und zwiſchen der einzigen Unterredung des verewigten Gellert mit eben dieſem Monarchen im ſiebenjährigen Kriege in Leipzig. Wie ſehr ſticht die beſcheidne, ſimple, aber doch edle Manier Gellerts, in ſeiner dieſe Unterredung betreffende Erzählung von dem Tone des Herrn Ritters ab! Doch andre Zeiten, andre Sitten. Und jener Gelehrte war auch nur Gellert, der Mann ohne Anſprüche, der ſeine

Verdienſte, ſeine Kenntniſſe der Welt nie anpries, und der es nicht einmal leugnete, daß ihn der König nur Er nennte.

Hieher gehören auch die großen Politiker, die in ihren Schriften theils durch wohl angebrachte Winke zu verſtehen geben, als ob ſie die geheimſten Maasregeln der Großen ausgeſpürt, in ihre Kabinette geguckt, und die verborgenſten Triebfedern aller Regierungen entdeckt hätten; theils geradezu behaupten, ſie wüßten die eigentliche, allen andern Menſchen unentdeckbare Veranlaſſung dieſes oder jenen merkwürdigen Vorfalls. Sie entwikkeln zugleich ihre Kraft in Vorherſehung zukünftiger Dinge, und prophezeihen vieles was dereinſt eintreffen werde, halten Gericht über dieſen oder jenen Monarchen, Miniſter oder General, und zeigen, wie er ſich in der kritiſchen Lage, in welcher er ſich befand, hätte benehmen ſollen. Sie thun Vorſchläge, die das allgemeine Beſte und das Wohl jedes Einzelnen betreffen. Faſt ſollte man glauben, daß, wenn die Fürſten ſie zu ihren Rathgebern

machten, die Staaten weit beſſer regiert, und die Bürger derſelben weit glücklicher werden müßten. Bei Lichte betrachtet ſind ſie aber nichts als politiſche Kannengießer, und ihre Vorſchläge ſind bisweilen gutgemeinte, größtentheils aber unausführbare Projekte, die mit den Seifenblaſen der Knaben die größte Aehnlichkeit haben. M. ſ. Menken S. 151. in der Note.

So giebt es auch Schriftſteller, die von je her mit dem wärmſten Eifer für Publicität und Preßfreiheit ſtritten, denen ein großer Theil der Bewohner Deutſchlands dafür Dank ſchuldig iſt, daß ſie ihm die Binde von den Augen geriſſen, und ihm die Erlaubniß verſchaft haben, ſehen zu dürfen. Dieſe verehrungswürdigen Männer waren die Zuflucht der Bedrängten, das Schrecken und die Geiſel der Unterdrücker. Da konnte es nun freilich nicht fehlen — bei der beſten Abſicht die ſie hatten, wurden ſie verkannt, verläumdet, bisweilen von höherer Macht in Anſpruch genommen. Daß ſie nun zurückhaltender,

vorſichtiger, und weniger thätig wurden, konnte man ihnen nicht verargen; Klugheit und Selbſterhaltung erforderte dies. Wenn ſie nun aber gar den entgegengeſetzten Weg betreten, die Hellſehenden blenden, Thatſachen, die nur zu ſehr beglaubigt ſind, verdrehen, zu Boden getretne noch tiefer unterdrücken, deren reiche, mächtige Gegner, auf Gefahr den Ocean zu erſchöpfen, von ihren Flecken rein zu waſchen ſuchen — wenn ſie Dinge verſchleiern wollen, die nicht etwan erſt jetzt, nicht etwa von einem und dem andern, ſondern ſchon ſeit langer Zeit, und, wenn es nöthig wäre, durch eine Menge von Zeugen bekräftigt, in ihrer ganzen Blöße dargeſtellt waren; wenn ſie gegen Wahrheiten — gegen Wahrheiten ſag' ich, die ſie mit aller Kunſt, Beleſenheit und ſophiſtiſchen Schlüſſen, mit aller Ueberlegenheit, die ihre Gelehrſamkeit ihnen darbietet, doch offenbar nur zu entſtellen, nicht zu vernichten vermögen — wenn ſie gegen ſolche Wahrheiten zu Felde ziehen, ſie für Romane ausgeben, ſie nicht

etwan in dem Ton eines ruhigen Forſchers und Beobachters widerlegen; ſondern in einer Sprache, der ich keinen Namen zu geben weis, und die ich nur mit der Wut eines blutdürſtigen Tigers vergleichen kann, über ſie herfallen — wenn ſie dies alles thun, was ſoll man dann ſagen? Nichts, die Achſeln zucken, ſchweigen, und allenfalls zur Erklärung die Note im Menken S. 141. 150. nachleſen, beſonders die Stelle, wo von den zweierlei Federn die Rede iſt, der goldenen und der ſtählernen, womit Jovius den großen Herren auf unterſchiedene Art zu begegnen pflegte, nach dem Maaße wie ſie ſich gegen ihn betrugen.

So rühmlich aber auch die Freimüthigkeit eines Schriftſtellers iſt, wenn ſie von der Klugheit geleitet wird, ſo muß ſie doch, um ihre gehörige Wirkung zu thun, auch zu rechter Zeit geäußert werden, und nicht erſt dann, wenn ſie ganz unnütz, bisweilen gar ſchädlich wird. Wenn der Gegenſtand, den wir freimüthig ſchildern wollen, auch nicht mehr iſt,

ſo kann doch dieſe Schilderung für andre in der Folge einen wichtigen Einfluß haben. Wenn es aber blos Kleinigkeiten betrift, an denen ſich nur kleine Seelen ergötzen können, weil ſie daraus ſehen, daß auch erhabne Menſchen in gewiſſen Stücken ihnen gleich ſind, ſo iſt es, wenigſtens für den beſſern Theil des Publikums, eine ſehr überflüſſige Arbeit. So iſt es z. B. ſehr auffallend, und giebt zu beſondern Gedanken Anlaß, wenn gleich nach dem Tode eines großen, und allgemein, ſelbſt von ſeinen Feinden für groß anerkannten Monarchen, ein Schriftſteller auftritt, und beweiſen will, er habe ſich doch mancherlei Fehler und Schwachheiten zu Schulden kommen laſſen — woran überhaupt niemand zweifelt, denn er war doch immer nur ein Menſch — er habe nicht orthographiſch ſchreiben können, ſeine Verordnungen ſeien nicht immer gut geweſen, er habe unreinlich gegeſſen u. d. g. ja ſogar ſeinen Charakter oft in ein zweideutiges Licht zu ſtellen ſucht, und einige ſeiner Jugendſünden erzählt. Ich habe oben

gesagt, daß an einem großen Manne nicht immer alles groß sei, und daß man folglich nicht alles an ihm, auch seine Schwachheiten, bewundern müsse, und das behaupte ich noch. Es ist aber doch sehr verdächtig, und der Glaubwürdigkeit des Verfassers nachtheilig, wenn er gleich, nachdem jener die Augen geschlossen hat, über ihn herfällt, und also gerade zu der Zeit, wenn der Gegenstand seines Tadels sich nicht vertheidigen kann, und dessen Freunde es vielleicht nicht wagen dürfen, ihn zu rechtfertigen. Ich gebe jedoch gern zu, daß man in solchen Fällen die besondern Verhältnisse des Schriftstellers in Erwägung ziehen, und diese zu seiner Entschuldigung dienen lassen könne.

Jeden einigermaßen merkwürdigen, oder nur nicht ganz alltäglichen Vorfall machen sich einige hungrige Schmierer zu Nutz, um einen oder ein paar Bogen darüber zu schreiben, und einige Groschen damit zu verdienen. Dies kann man ihnen um so eher gönnen, da dergleichen Geistesfrüchte nur selten außer

dem Orte, wo ſie ihr Daſein empfingen, bekannt werden, und dieſes letztere ſelbſt ſo ſehr beſchränkt iſt, daß es gemeiniglich nur wenige Tage dauert. So bald ein Monarch oder auch ein andrer berühmter Mann ſtirbt, erſcheint eine Menge von Anekdoten und Charakterzügen von ihm; eine Sammlung derſelben jagt die andere; jeder Herausgeber preiſt die ſeinige als wahr und authentiſch an, verwirft alle übrigen als offenbare Unwahrheiten, und ſchmäht auf ſie. Wenn man ſie dann alle beiſammen und Geduld genug hat, ſie durchzuleſen, ſo muß man über die Unverſchämtheit erſtaunen, mit welcher dieſe Herren das Publikum äffen. Die Anekdoten ſind theils ſelbſt erfunden, und oft genug dienen ſie wahrlich nicht dazu, den Verſtand oder den Witz des berühmten Mannes von einer vortheilhaften Seite zu zeigen; theils ſind ſie ſo jämmerlich verſtümmelt, daß man ſie unmöglich wieder erkennen kann, wenn man ſie ſchon einmal gehört hat, und die Veranlaſſung dazu weis. Aus den unbedeu-

tendſten und ganz gewöhnlichen Aeußerungen groſſer Männer werden auch oft Anekdoten geformt, die nichts weniger als dieſen Namen verdienen. Und wenn man aus den verſchiedenen Charakterzügen den wahren Charakter des Helden zuſammen ſetzen wollte, ſo würde ein Ungeheuer daraus entſtehen, vor dem man ſich fürchten, oder über das man lachen müßte. Das ſind die eigentlichen Bücher fürs Volk, oder vielmehr für den Pöbel unter den Leſern, die ſich an nichts als an ſolchen Mährchen zu ergötzen wiſſen. Welch eine ungeheure Menge von Anekdoten von Friedrich dem Einzigen kamen nach deſſen Tode heraus! Alle ſollen den Stempel der Wahrheit tragen. Sogar Männer von Verdienſten gaben ſich damit ab, ſie zu ſammeln und herauszugeben. Was würde wohl der verewigte Weiſe ſagen, wenn es ihm vergönnt wäre, einen Blick auf dieſe Unterwelt zu thun, und wenn er ſähe, wie man ſeinen Namen bei tauſend verſchiedenen Gelegenheiten mißbraucht? Die Schuld liegt gröſtentheils an der jetzt ſo ſehr überhand

genommenen Anekdotenjagd und an der Begierde des gröſsten Theils des Publikums, alles zu verſchlingen was dahin Bezug hat; daher es kein Wunder iſt, wenn Schriftſteller und Buchhändler darauf Rückſicht nehmen, und ihres eignen Vortheils wegen dieſe Begierde zu befriedigen ſuchen.

Einen groſsen Zweig unſrer Litteratur darf ich nicht übergehen; dieſer iſt

die Kritik.

Von dem endloſen Kriege zwiſchen den Schriftſtellern und Recenſenten brauche ich nur wenig zu ſagen — es iſt eine allgemein bekannte Sache. Wahr iſt es, daſs mit dem groſsen und wichtigen Geſchäfte der Kritik mancher Unfug getrieben wird; daſs Privathaſs und Partheilichkeit oft mit im Spiel ſind, wo Wahrheit und Gründe allein entſcheiden ſollten; daſs Hitze und Vorurtheil oft ein hartes Urtheil ſprechen, welches Vernunft und ruhige Unterſuchung ſehr gemildert haben würden; daſs ungeſittete Ausfälle und ſchnei-

bende Satyren oft da Statt finden, wo der Verfaſſer wohl auf Belehrung und Zurechtweiſung Anſpruch machen kann. Es iſt nicht minder wahr, daß ſich oft Knaben in dieſes Geſchäft miſchen, welches blos Männern, und zwar Männern von anerkannter Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit anvertraut werden ſollte, weil es in vielen Fällen weit leichter iſt, ein Buch zu ſchreiben, als es gehörig zu beurtheilen. Selbſt ſolche Männer ſollten nie öffentlich über eine Sache abſprechen, gegen welche ſie vorher eingenommen ſind, und deren Werth oder Unwerth gleichwohl unterſucht zu werden verdient; und eben ſo wenig das Werk eines Verfaſſers beurtheilen, dem ſie aus andern Gründen, oder weil ſie vielleicht ſchon einmal eine Lanze mit ihm gebrochen haben, nicht hold ſind; da wir aus der Erfahrung wiſſen, daß vorgefaßte Meinungen, ſelbſt wider unſern Willen, und wenn wir uns auf das ſtrengſte vorgeſetzt haben, unpartheiiſch zu ſeyn, nicht ſelten die Wahrheit mit einem Schleier überziehen, und

uns verleiten, ungerecht zu seyn. Zu nichts wird, wie mich dünkt, außer den andern nothwendigen Eigenschaften, mehr Besonnenheit und Ueberlegung erfordert als zur Kritik.

Auf der andern Seite ist es aber auch zum Erstaunen, und man muß fast alle Geduld verlieren, wenn man den Eigendünkel mancher Schriftsteller bemerkt. Man kann sich bisweilen kaum die Möglichkeit erklären, wie Produkte haben entstehen können, die aller gesunden Vernunft Trotz zu bieten scheinen; und doch glauben ihre Verfasser, sie hätten sich unsterbliche Verdienste durch sie erworben, und schimpfen auf ihre Recensenten, die ihnen nichts als die reine Wahrheit sagten, wie ein schlechter Schriftsteller nur immer schimpfen kann. — Andre wollen schlechterdings keinen Widerspruch dulden, und toben und lärmen bei dem geringsten Einwurf, der ihnen gemacht wird, als ob sie allein die Thürhüter am Tempel der Weisheit wären. In den sogenannten Antikritiken schütten sie alsdann ihre Herzen aus. Schon an dem Tone, der

in dieſen Aufſätzen und in andern Vertheidigungsſchriften herrſcht, kann man gemeiniglich erkennen, zu welcher Klaſſe von Schriftſtellern derjenige gehört, der ſich für beleidigt hält. Iſt es ein Mann von Geiſt, oder hat man ihm wirklich zu viel gethan, ſo wird er den Recenſenten zu beſchämen ſuchen, ſeine Schwäche zeigen, Beweiſe darlegen, und das übrige dem Urtheile der Leſer überlaſſen, welches faſt allemal günſtig für ihn ausfallen wird. Ein Stümper aber, oder einer der böſe iſt, daß man ſein Uebergewicht nicht anerkennen, und ſeine Meinungen als die einzig richtigen nicht annehmen will, ſpeit Gift und Galle, und ſagt ſeinem Gegner Grobheiten, die ſich im gemeinen Leben kaum der niedrigſte Pöbel, wenigſtens nicht ungeſtraft, erlaubt. Dies letzte ſollten Gelehrte um deſto ſorgfältiger vermeiden, je mehr ſie ſelbſt fühlen müſſen, daß ſie dadurch bei den Laien an ihrem Anſehen verlieren. Gleichwohl iſt jetzt bei den Schriftſtellern nichts gewöhnlicher, als dieſe Art einander zu befehden. Jedes Syſtem

in allen Theilen der Wiſſenſchaften hat überdies ſeine Anhänger, und unter dieſen giebt es viele, die keinen gröſſern Triumph kennen, als ihre Widerſacher mit Schimpfwörtern zu Boden zu ſchlagen.

In Einem Punkte treffen faſt alle Schriftſteller unſrer Zeiten, beſonders die ſchlechtern, zuſammen, (ein ſeltnes Phänomen!) und dieſer Punkt iſt: Verachtung aller Kritik, und Herabwürdigung aller derer, die ſich mit der Beurtheilung ihrer Produkte abgeben. Wohl dem der keiner Kritik bedarf! Wohl dem der ſo ſicher iſt auf der rechten Bahn zu wandeln, daß er alle diejenigen verlachen kann, die ſich unterfangen wollen ihn zurechtzuweiſen! Das iſt aber freilich nicht das Loos eines jeden, nicht einmal eines jeden groſſen Schriftſtellers. Selbſt Leſſing ſagt (Dramaturgie Th. 2.): „Was in meinen neuern Verſuchen „erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr be„wußt, daß ich es einzig und allein der Kri„tik zu verdanken habe. Ich fühle die leben„dige Quelle nicht in mir, die durch eigene

„Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft
„in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strah-
„len aufſchießt: ich muß alles durch Druck-
„werk und Röhren aus mir herauf preſſen.
„Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig
„ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt
„hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen,
„an fremden Feuer mich zu wärmen, und
„durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu
„ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder
„verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nach-
„theil der Kritik etwas las oder hörte. Sie
„ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte
„mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem
„Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lah-
„mer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke
„unmöglich erbauen kann.“ — So ſpricht
Leſſing; und wie ſprechen unſre Genies und
Kraftmänner, die ſchon mit ihrem erſten Pro-
dukte der Welt ein unſchätzbares Geſchenk zu
machen glauben? Was ſprechen vollends die-
jenigen Schriftſteller, deren frühere Werke be-
reits einigen Beifall erlangt haben? Ich will

gern zugeben, daß jene Stelle eben nicht buchstäblich genommen werden müsse, daß vielleicht eine stolze Demuth hindurchschimmere; den Fall aber auch als wahr angenommen, so ist dies doch weit erträglicher, als der übertriebne Eigendünkel und die unbegränzten Ansprüche jener Schriftsteller, die nicht einen Gran von Lessings Talenten besitzen. —

Man glaube ja nicht, ich sei selbst ein Theilnehmer an irgend einem kritischen Institut. Ich habe nie in meinem Leben ein Buch Kraft meines Amts recensirt, und der Fall möchte wohl schwerlich jemals eintreten daß ich es thäte, denn ich liebe meine Ruhe; wiewohl ich keinen großen Anstand nehmen würde, sie aufzuopfern, wenn man mich ungerechter Weise antasten sollte. — So wie die Sachen zwischen den Schriftstellern und Recensenten jetzt stehen, da jene keine Urtheile über sich, so fern sie nicht ganz nach ihren Wünschen ausfallen, dulden wollen, und diese sich nicht abhalten lassen, auf ihrem Wege fortzugehen, entsteht die Frage: Ob der Recensent

ver-

verbunden sei, der von ihm verfertigten Recension eines Buchs seinen Namen beizusetzen? Denn das verlangen fast alle diejenigen Autoren, die mit ihren Beurtheilern unzufrieden sind; sie verachten jede anonyme Recension, und sprechen von heimlichen, hämischen und hinterlistigen Ausfällen, die sich nur solche Menschen erlaubten, welche das Tageslicht scheuten, und es nicht wagen dürften, einem Manne frei ins Gesicht zu sehen. — Wiewohl der Name des Verfassers einer Schrift oder einer Recension nichts beiträgt, ihren innern Werth zu erhöhen; so wenig als überhaupt der Name, oder die Person, bei Erwägung der Güte irgend eines Werks in Betrachtung kommen sollte, um es zu erheben oder herab zu würdigen; so tritt doch bei einer Recension der Fall ein, daß der hinzugefügte Name des Verfassers, wo nicht für die Wahrheit und Gründlichkeit derselben, doch wenigstens dafür zu bürgen scheint, daß er das Buch nach seinem besten Wissen und Gewissen beurtheilt habe, weil es doch nicht

leicht zu vermuthen ſteht, daß ein Mann mit einer hämiſchen, partheiiſchen und albernen Recenſion ſich öffentlich vor das ganze Publikum hinſtellen, und ſeine Ehre Preis geben wird. Es iſt alſo, von dieſer Seite betrachtet, beſſer, wenn der Recenſent ſich nennt. Es hat aber auch wieder ſeine Unbequemlichkeiten. Mancher der die ungeheure Anzahl unreifer Geiſtesfrüchte nach ihrem Verdienſt beurtheilen würde, wenn er unbekannt bleiben könnte, wird ſeine Ruhe auf Koſten der Wahrheit erkaufen, und glimpflicher zu Werke gehen, wenn er ſich nennen müßte, um ſich nicht ein Heer mißvergnügter Autoren auf den Hals zu ziehen, die alles mögliche anwenden würden, ihm das Leben zu verbittern, und ihn zu dem Entſchluß zu bringen, ihrentwegen nie eine Feder wieder in die Hand zu nehmen. Auch hat die Neugier verunglückter Skribler nach den Namen ihrer Recenſenten keinen Grund in dem Verlangen, ihre Vertheidigung darzulegen, wie ſie gemeinig-

ſondern vielmehr in der Begierde, ſich auf eine auffallende Art zu rächen, ihren Gegner mit Krieg zu überziehen, Dinge mit einzumiſchen, die gar nicht zur Sache gehören, ſkandalöſe Hiſtörchen und Anekdoten aus dem Leben deſſelben, ſie ſeien nun ganz oder zur Hälfte wahr, ſchön ausgeſchmückt der Welt zur Schau und Beluſtigung darzuſtellen, und ſogar ſeine Jugendſünden, wenn ſie deren in Erfahrung bringen können, auszuposaunen. Man hat dergleichen Beiſpiele zur Genüge, und daher Urſach vorſichtig zu ſeyn. Die Befehdungen der Gelehrten, deren ohnehin leider! nur allzuviele ſind, würden auf dieſe Art unzählbar werden und ins Unendliche laufen. Alles genau abgewogen, ſcheint es alſo noch immer beſſer, daß die Sache ſo bleibe wie ſie iſt, und daß es dem Gutbefinden des Recenſenten überlaſſen werde, ob er ſeinen Namen nennen wolle oder nicht, wenn er nur ſonſt gegen Wahrheit und Anſtändigkeit ſich nicht verſündige.

Es giebt noch verschiedne Mißbräuche, die mit der Kritik getrieben werden und Erwähnung verdienen. Die gröbsten und schändlichsten lassen sich diejenigen Herren zu Schulden kommen, die einen Handel damit treiben, und sich ihr Lob für klingende Münze bezahlen lassen. Diese Auswüchse in der gelehrten Republik, so schädlich und verächtlich als die Kornjuden in einem Staate, sollte man billig wegschneiden, und ihr Andenken auf immer vertilgen. Im eigentlichsten Verstande ist es hier wahr: Ihr Tadel ehrt weit mehr als ihr Lob. Denn der erste ist ein sicherer Beweis, daß Verfasser oder Verleger nicht niedrig genug dachten, um sich das letztere zu erkaufen. — Ein zweiter Mißbrauch ist, wenn die Herren Recensenten alle diejenigen Artikel auf eine vorzügliche Art herausstreichen, die der Verleger der gelehrten Zeitung, an welcher sie Mitarbeiter sind, auf seine Kosten hat drucken lassen; die andern aber theils sehr streng beurtheilen, theils sehr spät, bis-

Menken S. 149. in der Note.) Hier heißt es: manus manum lavat. Sie wollen es mit einem Manne nicht verderben, mit dem sie in so genauer Verbindung stehen. Freilich ist in diesem Falle die Partheilichkeit so sichtbar, daß nicht leicht ein Leser getäuscht werden kann. — Es giebt auch Gelehrte, die dergleichen sogenannte Recensenten in ihrem Solde haben, welche verbunden sind, alles was jene schreiben mit lauter Stimme anzupreisen, um Leser und Käufer anzulocken. Diese stehen in gleichem Range mit den Savoyarden, die auf den Jahrmärkten mit einer Leyer und einem Schattenspiel umherziehen, und immer schöne Raritäten rufen, obgleich derjenige, der Lust hat sie in Augenschein zu nehmen, weder etwas schönes noch etwas rares zu sehen bekömmt. — Seit einiger Zeit sind auch die Selbstrecensionen Mode geworden. Bei der Anzeige daß ein Buch fertig sei, fügt der Autor oder dessen Verleger eine Beurtheilung desselben

gezeigt wird, daß es ein ganz vortreffliches Werk ſei, ein Werk, welches ein Mann von Verſtand oder Geſchmack gar nicht entbehren könne. Dies heißt in der gelehrten Sprache, eine raiſonnirende Anzeige, und wenn mehrere Werke zugleich bekannt gemacht werden, ein raiſonnirendes Verzeichniß; auf gut deutſch eine Mausfalle, an welcher der wohlriechende Speck nicht geſpart iſt, um die Lüſternen hineinzulocken. Dieſe Herren fürchten entweder, die eigentlichen Recenſionen möchten zu ſpät erfolgen, oder nicht nach ihrem Wunſche ausfallen, daher übernehmen ſie dieſe Mühe lieber ſelbſt. Sie ſtehen auch wohl in der Meinung, der gute Eindruck, den ſie gleich anfänglich durch dieſe Anzeigen bewirken, werde ſich in der Folge auch durch die härteſten und ihnen geradezu widerſprechenden Urtheile nicht gänzlich vertilgen laſſen. Daß übrigens in dieſen Selbſtrecenſionen die lautere Wahrheit herrſche, kann nur ein Blinder bezwei-

und der Verleger der es bezahlt hat, müssen das doch wohl besser verstehen als alle andere, die nicht so sehr dabei interessirt sind.

So viel von der Kritik und ihrem Mißbrauch. Ich werde nun noch einige Mißbräuche anführen, die Gelehrte von ihren Talenten machen, oder mit den Wissenschaften treiben, so wie sie sich mir zuerst darbieten.

Daß die Anzahl unsrer deutschen Schriftsteller jetzt sehr groß, und die Produkte, die sie jährlich liefern, beinahe unzählbar seien, ist jedem bekannt. Sehr natürlich ist es, daß die Achtung des Publikums, die es sonst für diese Männer hegte, in dem Maaße abgenommen hat, in dem ihre Menge zunahm; denn der Werth, den die Menschen auf einen Gegenstand oder auf eine Sache legen, wird vermindert, wenn dieser Gegenstand vervielfältigt, oder diese Sache in Ueberfluß zu haben ist — im Fall auch der innere Werth derselben sich gleich bleibt. Die Gelehrten

diese Achtung zu verringern. Dies geschieht unter andern, wenn sie sich es zu sehr merken lassen, daß sie lediglich um des Brodverdienstes willen die Feder führen. Daß der Gelehrte allen möglichen erlaubten Nutzen aus der Anwendung seiner nicht ohne Kosten und Mühe erlangten Kenntnisse zu ziehen berechtigt sei, ist keinem Zweifel unterworfen wenn aber die Füllung seines Magens oder seines Beutels der einzige Endzweck seiner Geistesarbeiten ist, so wird er wenigstens, sobald es nämlich allgemein bekannt wird, oder er selbst es gesteht, das Zutrauen verlieren, das man sonst zu seinen Talenten hätte Er wird sich dem Verdachte aussetzen, daß er manches gegen seine bessere Ueberzeugung schreibe, wenn ihm das Aufsehen, das er dadurch macht, besser bezahlt wird, als die Wahrheit. Sehr oft sieht man es auch solchen Produkten an, daß sie nicht von dem Autor fürs Publikum, sondern von ihm und zugleich blos für ihn selbst geschrieben sind. Diese Verringerung der Achtung geschieht

ferner, wenn ſie in gar zu auffallenden handwerksmäßigen Ausdrücken von ſich und ihres gleichen ſprechen und ſchreiben. Dergleichen ſind: Er ſchriftſtellert — er treibt Schriftſtellerei — er lebt vom Schriftſtellern. Das ſoll weiter nicht böſe gemeint ſeyn, allein wenn man ſo etwas lieſt, kann man doch unmöglich an einen Mann denken, der ſeine Kräfte zur Verfertigung einer Geiſtesarbeit anwendet. Bei dergleichen Aeußerungen fällt mir immer ein, daß man ja auch ſage: Er bindet Beſen — er lebt vom Holzſpalten ꝛc. ꝛc. und ich denke an die berühmte eigenhändige Reſolution des verſtorbenen Kaiſers Joſeph, die Buchdruckereien und den Buchhandel betreffend, wo er die Buchhändler den Käſekrämern gleich ſetzt, und unter andern ſagt: Ein jeder müſſe ſich die Gattung von Büchern oder von Käſe zeitlich einſchaffen, die am meiſten geſucht werde. Dieſe Herren ſcheinen vorauszuſetzen, daß ein Gelehrter und ein Schriftſteller

daß folglich jeder Gelehrte das Bücherschreiben als einen Erwerbszweig ansehen könne. Der Fall kann aber sehr leicht eintreten, daß ein großer Gelehrter nur ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller ist, so wie es in unsern Tagen sehr oft der Fall ist, daß mancher Schriftsteller auf nichts weniger als auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen kann.

Hieher gehört besonders das

imitatorum pecus.

Diese Leute haben freilich von je her ihr Unwesen sehr stark getrieben; es ist folglich nichts Neues, nichts, das unsre Zeiten besonders charakterisirte. Aber heut zu Tage ist ihr Name Legion. Ohne Lachen kann man ihre Betriebsamkeit, ihren Eifer sich mit fremden Federn zu schmücken, alles in die Augen fallende, alles wovon sie sich einigen Erfolg versprechen, zu benutzen, nicht ansehen. Kaum tritt ein Schriftsteller auf, der sich durch sein

ſeinen Vortrag, durch neue oder ſchimmernde Ideen, kurz, durch irgend etwas auszeichnet und Ruhm erwirbt; ſogleich werfen ſich ihm einige Dutzend hinter drein, die alles, was ſie nur von ihm habhaft werden können, ſogar jede Kleinigkeit die er wegwirft, auffaſſen, um ſich damit zu putzen. Ob ſie ſie kleidet oder nicht, ob ſie ſelbſt dadurch lächerlich werden, das iſt ihre geringſte Sorge. Jeder Nachtreter bekennt öffentlich und vor dem ganzen Publikum, daß er kein Fünkchen Hervorbringungskraft beſitze, durch eignes Nachdenken nichts darlegen könne, was der Mühe des Leſens werth ſei, daß er ſich aber dem ungeachtet für ein ſehr brauchbares Mitglied der gelehrten Republik halte, weil er gut nachbeten könne. Es iſt ein intereſſantes und ſehr ergötzendes Schauſpiel, wenn ein großer Schriftſteller einen Ball hinwirft, als ob es von ungefähr geſchähe; wie ſich da gleich eine Menge Affen einfinden, die mit dieſem Balle ſpielen, bisweilen jeder auf eine

wegzudrängen ſucht. Erſcheint ein Buch das Glück macht und Aufſehen erregt, ſei es auch nur ein Roman oder eine Komödie, ſo kann man ſicher wetten, daß ſchon in der nächſten Meſſe ein Schwall andrer zum Vorſchein kömmt, die es mit ſichtbarer Aengſtlichkeit nachahmen. Zum Beiſpiel: der berühmte Kirchen- und Ketzer-Almanach zog eine Menge andrer, aber auch höchſt elender Almanache nach ſich. Da gab es Belletriſten-Almanache, Schauſpieler-Almanache, u. ſ. w. deren Verfaſſer ſich ſo viele Mühe gegeben hatten, jenen genau zu copiren, daß es wirklich zum Ekel war. Ihre Verſuche waren auch ſämtlich verunglückt. — Nach dem Hintritt des ſeligen Siegwarts wollten alle um des geliebten Gegenſtandes willen bei Mondenſchein auf dem Kirchhof ſterben — Das war eine böſe Zeit!

Ein großer Grund zu den Nachahmungen liegt auch in dem Geſchmack des Publikums, der faſt ſo veränderlich iſt wie [illegible]

jede Klasse von Schriften hat ihren Zeitraum, in welchem sie ihr Glück macht. Alsdann wird sie von andern verdrängt; man wirft jene weg, und was man vorher fast angebetet hatte, wird nun, wenn es hoch kömmt, ein Gegenstand der Satyre. Wir haben eine empfindelnde Periode gehabt; eine Periode, worin Sturm und Drang herrschte, und wo die Kraftgenies sich wacker herumtummelten; eine andre wo man nichts als Theaterschriften, wieder eine wo man nur Romane lesen wollte u. d. g. Jetzt haben wir, ausser der Politik, die viele Anhänger findet, und deren Gebiet durch die verschiednen Revolutionen in unsern Zeiten erweitert worden ist, hauptsächlich die Periode der Taschenkalender. Welch eine Menge von diesen giebt es nicht! Und von Jahr zu Jahr erscheinen neue. Sie sind zum Bedürfniß geworden, besonders für diejenigen, die einmal gewohnt sind, alle ihre Kenntnisse aus ihnen zu schöpfen, und die in eine klägliche Unwissenheit versinken würden, wenn diese Quellen versiegen.

Hier iſt, dünkt mich, der ſchicklichſte Ort, wo ich

der Vielſchreiber

Erwähnung thun kann. Menke hat ſie am beſten geſchildert in folgender Stelle (S. 43. f. f.): „Weil ich einmal auf die Bücher gera„then, ſo muß ich diejenigen nicht vorbei „laſſen, die ſich für höchſt glückſelig halten, „wenn ſie nicht leicht ein Jahr oder einen „Monat vorbeiſtreichen laſſen, in denen ſie „nicht der gelehrten Welt etwas neues aus „ihrem fruchtbaren Kopfe mittheilen ſollten, „und die ſich abſcheulich ärgern, wenn ſie ſe„hen, daß ihre ſo herzlich geliebten Geburten „in den gelehrten Journalen übergangen, „oder nur nicht genug gelobt, und den Leſern „angeprieſen worden. Denn (ich gebrauche „mich hier der Worte eines gelehrten Man„nes, Lilienthal von der Machiavelliſterei „der Gelehrten) wir leben jetzt in einer feucht„baren Zeit, in welcher, wie jener gar artig „ſcherzet, ſelbſt die Verſchnittenen Kinder zeu-

»gen, und die Maulesel Füllen bekommen. »Die Schreibsucht hat viele dermaßen einge»nommen, daß sie glauben, es würde die ge»lehrte Welt in unwiederbringlichen Schaden »gesetzt werden, wenn sie mit ihren schönen »Gedanken, die ihnen selbst so wohl gefallen, »zu Hause bleiben sollten. Deshalb machen »sie aus eignem Triebe und mit großer Be»hendigkeit alle Monate was neues fertig, »und schätzen es sich bei ihren unzeitigen Af»tergeburten für eine gnugsame Ehre, wenn »sie sagen können, sie haben das Werkchen »in sehr kurzer Zeit und ohne merkliche Be»schwerung zu Stande gebracht; weil sie dies »ihre vornehmste Sorge seyn lassen, daß ihre »unnütze Arbeit in den Buchläden vorne an »liegen, und ihr unwürdiger Name in allen »Bücherregistern fein oft wiederholt werden »möge.« —

Wie treffend paßt dies auch auf unsre Zeiten! Es ist fast unmöglich, daß ein Schriftsteller, der sehr viel schreibt, auch sehr gut schreiben könne. Denn wo soll er die Zeit

hernehmen, durchzusehen und zu feilen, wenn er nichts thut als schreiben? „Ich denke „immer," sagt Lessing (in seiner Dramaturgie Th. 2.) „daß die ersten Gedanken die „ersten sind, und daß das Beste auch nicht „einmal in allen Suppen obenauf zu schwim„men pflegt. Meine ersten Gedanken sind „gewiß kein Haar besser, als Jedermanns „erste Gedanken: und mit Jedermanns Ge„danken bleibt man am klügsten zu Hause." Gleichwohl findet man unter uns Deutschen Schriftsteller, deren sämtliche Werke eine ganze und zwar nicht kleine Bibliothek ausmachen könnten. Und oben drein sind es vollkommne Werke, das heißt, jedes derselben hat einen Titel, Anfang und Ende, wie alle andre; ließt man es durch, so findet man daß es wirklich ein Buch sei, was man gelesen hat, dessen Verfasser auch ein Dreieck von einem Cirkel gar wohl zu unterscheiden gewußt habe. Man versteht es so ziemlich; es fällt einen Platz aus so gut wie ein andres, und kann eben so schön gebunden werden,

Was will man mehr? Freilich muß man nicht alles ſo genau nehmen. Die große Eile des Autors hat ihn bisweilen Kleinigkeiten überſehen laſſen, es fehlen hie und da Nachſätze zu den Vorderſätzen, manchmal iſt auch kein rechter Sinn herauszubringen; um deſto beſſer kann aber der Leſer ſeinen eignen Verſtand üben, um das fehlende zu ergänzen. Die Sprache iſt auch nicht ganz rein und richtig, aber am Ende iſt deutſch doch immer deutſch, und wer es beſſer verſteht kann es ja corrigiren. Und ganz ſchlecht kann es doch auch nicht ſeyn, ſonſt würde ſich ja kein Verleger dazu gefunden haben.

Eine andre Klaſſe von Schriftſtellern, die hieher gehört, ſind

die gelehrten Abentheurer.

Dieſen iſt es nicht darum zu thun, **viel** zu ſchreiben, ſondern ſich auf eine ganz beſondere Art in ihren Schriften, auch wohl in ihren Handlungen, auszuzeichnen, damit man überall von ihnen als von außerordentlichen

Leuten ſprechen, und über ihre Unternehmungen erſtaunen möge. Es iſt ihnen auch oft gleich viel, ob Gutes oder Böſes von ihnen geredet wird, wenn ſie nur der Stoff der Geſpräche ſind. Von ihnen ſchreibt Menke S. 104. „Ja, endlich fehlet es auch an dergleichen Leuten nicht, die ſich ſelbſt mit Fleis „zum Gelächter machen, wenn ſie es nur ihrer Meinung nach dahin bringen, daß man „allenthalben von ihnen, als von neuen und „ungewöhnlichen Abentheurern zu reden „pflegt.“ — Eitelkeit und Großmannsſucht heißen die Dämonen, von denen dieſe Herren beſeſſen ſind. Weit entfernt die Luftſprünge, die ſie ſchneiden, ſelbſt ſchön zu finden, wollen ſie nur, daß andre ſich darüber verwundern ſollen. Sie halten die Paradoxe, die ſie ohn' Unterlaß auskramen und von allen Seiten darſtellen, gröſtentheils ſelbſt nicht für wahr, ſie werfen ſie nur als eine Lockſpeiſe für andre hin. Findet ſich nun einer der ſie beſtreitet, dann haben ſie ihre Abſicht erreicht; denn nun fallen ſie über ihren Gegner her, ſuchen ihn

lächerlich zu machen, beſtürmen ihn mit Trug-ſchlüſſen, überſtrömen ihn mit der ganzen Fülle ihrer Beredſamkeit — ein Talent das dieſen Herren immer eigen iſt — und trei-ben es ſo arg, daß jener oft froh iſt, mit hei-ler Haut davon zu kommen, und ihnen gern das Feld überläßt. Nun brüſten ſie ſich mit ihrem Siege und ſinnen auf einen neuen Kampf. — Will ſich aber Niemand mit ih-nen einlaſſen, dann ſteht es übel mit ihrem Humor. Sie begehen dann verſätzlich noch tollere Streiche als zuvor, um nur nicht in Vergeſſenheit und aus der Mode zu kommen, welches ſie mehr als den Tod fürchten, und wenn dies noch nicht hilft, ſo binden ſie von freien Stücken mit andern an; wie Menke ſchreibt S. 56. „Andre Bücherſchreiber ſu-„chen ſich mit Fleis einen Widerſacher, durch „deſſen Beſtreitung ſie berühmt zu werden „hoffen. Dieſe ärgert nichts mehr, „als wenn ſich Niemand über ſie „ärgern will, und daher erdenken ſie, wie „Seneca ſagt, allerhand abgeſchmackte Poſ-

„ſen, welche geſcheiten Leuten kaum im Schlafe „einkommen würden. Ja, damit es nur das „Anſehen habe, als hätten ſie was Neues „erfunden, ſo ſcheuen ſie ſich nicht, alles, „was der Vernunft und den Sinnen gemäß „iſt, anzufechten, in der einzigen Abſicht, ei„nen berühmten Gegner zu bekommen, mit „dem ſie ſich auf das zierlichſte nach Klopf„fechter Manier herum ſchlagen können.“ — Sie wollen es mit allen aufnehmen, trachten darnach, allgemeine Geiſeln zu werden für alle diejenigen, die es nicht nach ihrem Sinn machen, theils damit man ſich um ihre Gunſt und Freundſchaft bewerbe, ſie in wichtigen Dingen um Rath frage, ihnen den Hof mache, theils damit man immer vor ihnen und ihrer Feder zittere. Wahr iſt es, ſie unternehmen, aber blos ihres Ruhms, nicht des gemeinen Beſten wegen, oft Dinge, an die kein gemeiner Kopf denken, vielweniger ſich an ſie wagen wird, und die jeder, der ſeine Ruhe liebt und ſich nicht über jedes Verhältniß des bürgerlichen Lebens hinwegſetzen kann

oder will, gern unberührt läßt. Aber wie ſelten führen dieſe Abentheurer etwas aus! Sie ſtürmen entweder gleich im Anfang mit Gewalt drein, um zu zeigen, daß ſie alle Gefahr verachten, da ſie doch durch Behutſamkeit weit mehr ausgerichtet haben würden, oder ſie laſſen es an irgend einer nöthigen Regel der Vorſicht fehlen, ſo, daß ſie am Ende den Schaden allein tragen, und Märtyrer ihres Ruhms werden.

Ihnen am ähnlichſten ſind

die Schwärmer.

Es iſt gewiß eine der ſonderbarſten Erſcheinungen, daß gerade in unſern aufgeklärten Zeiten, die Schwärmerei, dieſe Tochter des Aberglaubens und der Dummheit, von der man längſt glaubte, daß ſie in ihre finſtern Wohnungen zurück getrieben, und mit unzerbrechbaren Ketten daſelbſt angefeſſelt ſei, ihr Haupt wieder ſo hoch empor hebt. Zu läugnen iſt es doch wahrlich nicht, die Allestadler mögen auch ſchreien ſo ſehr ſie wollen, wir

haben eine groſſe, eine ſchöne Bahn zurück gelegt, und können mit Stolz in jene Zeiten blicken, in denen die Menſchheit an ſchimpflichen Gängelbändern geleitet wurde. Das Gebiet der Philoſophie hat ſich erweitert, rein vom ſcholaſtiſchen Wuſte ſtrahlt ſie wie eine neue Sonne in einer ſchönern Welt. Der Freiheit zu denken iſt ein gröſſerer Spielraum verſtattet, und die Preßfreiheit, ohne welche ſie nichts wäre, drückt ihr das Siegel auf. Die Intoleranz ſchwingt ihre Fackel nicht mehr, um Scheiterhaufen in Brand zu ſetzen, auf denen der Auswurf der Menſchen ihre beſſern Brüder angeſchmiedet hatte; kaum glimmt ſie noch an einigen Orten. Der Deſpot wagt es nicht mehr, Geſchöpfen, denen er ſeine bürgerliche Exiſtenz zu danken hat, und die kniend vor ihm um Erbarmung flehen, mit ſeinem eiſernen Scepter das Hirn auszuſchlagen; man hat angefangen einzuſehen, daß es Rechte giebt, die von unſerm Daſein unzertrennlich ſind, und ſie geltend zu machen. Man hat die groſſe Wahrheit entdeckt,

daß die ſchwarze Farbe und die krauſen Haare kein Brandmal ſeien, das die Natur ſelbſt einigen ihrer Kinder aufgedrückt, und ſie von ihrer Geburt an beſtimmt habe, von andern ihres Gleichen, die aber weiß und glatthaaricht ſind, in die ſchmälichſte Sklaverei geſchleppt zu werden — man hat es aber nicht allein entdeckt, man hat auch Anregung gethan, der Natur in dieſem Punkte ein wenig nachzuhelfen. Welch eine Menge von Vorurtheilen hat man abgelegt! Selbſt in Dingen, von denen man ehemals glaubte, ſie wären zum Heil unſrer Seelen unumgänglich nothwendig. Möncherei und Pfafferei ſchleichen jetzt nur noch im Finſtern, und verhüllen, voll Wut daß man ihre Heiligkeit anzutaſten wagte, ihre grinſenden Häupter. Schon ſträubt man ſich gegen das drückende Joch, das ſie uns auflegen, und welches zu tragen unſre guten Väter für Pflicht und Ruhm hielten — vielleicht ſchüttelt man es einſt ganz ab. Eine Reihe theils glänzender, theils nützlicher Erfindungen zeugt von der Regſam-

keit unſers Geiſtes, von der Anwendung der in uns liegenden Kraft, von dem lobenswürdigen Emporſtreben nach höhern Preißen — Unthätigkeit, Schlafſucht und fromme Gefangennehmung der Vernunft in Sachen, die uns nicht geradezu ins Geſicht ſpringen, ein Kunſtgriff der mönchiſchen Herrſchſucht, um ihren Thron zu ſichern, werden mit der Verachtung angeſehen, die ſie verdienen. Wir beſtreben uns der Natur auf ihren verborgenen Wegen nachzuſpüren und ihre Wirkungen zu zeigen, ohne fürchten zu dürfen, daß man uns der Zauberei beſchuldige, und zum Dank für unſre Bemühungen an einem langſamen Feuer brate. Dies iſt im Allgemeinen wahr und unwiderſprechlich — denn einige Ausnahmen kommen hier nicht in Betrachtung.

Woher alſo auf der andern Seite die abſcheulichen und lächerlichen Verſuche, die Menſchheit wieder in eine Barbarei zu ſtürzen, vor der ſie zurückſchaudern ſollte? Wie iſt es möglich, daß ſie nicht allein Fortgang

haben, daß ſie auch Anhänger finden, und zum Theil gelingen können? In der That, ein beinahe unerklärbares Phänomen. Nur dadurch kann man das Räthſel vielleicht auflöſen, wenn man die Stimmung des menſchlichen Geiſtes, und die Art, wie er auf der vorgezeichneten oder ſelbſt gefundenen Bahn fortzuſchreiten gewohnt iſt, betrachtet. So lange er die Feſſeln, die Aberglaube, Vorurtheil und Tyrannei ihm anlegen, für heilig und unverletzlich, die Irrthümer, mit welchen man ihn beſtrickt, für ehrwürdig hält; ſo lange wird er alles, was nur einigermaßen außer ſeinem Geſichtskreis liegt, mit dumpfer Empfindung, oder vielleicht ohne alle andre Empfindung, als die ihm das Bewußtſein ſeiner Schwäche darbietet, anſtaunen, ohne ſich die geringſte Mühe zu geben, es zu unterſuchen, oder gar ergründen zu wollen. Er wird es für ſtrafbare Frechheit halten, nachzugrübeln, weil er ſich nicht vorſtellen kann, oder weil man ihm eingeprägt hat, daß er nicht hoffen dürfe, einigen Aufſchluß zu er-

halten. Er wird es nicht wagen, die Schranken zu überſchreiten, die man für ihn gezogen hat, theils aus kindiſcher und ſklaviſcher Furcht, theils weil er überzeugt zu ſeyn glaubt, daß jenſeits derſelben eine Region ſei, in die er weder dringen könne noch dürfe. Er wird ſich alſo ruhig am Gängelbande leiten laſſen, ſich an die Sagen und Ueberlieferungen halten, die man ihm als das höchſte Ziel, welches die menſchliche Vernunft erreichen könne, vorlegt, und nie weiter zu kommen trachten, da er überhaupt von einem weiter, wohin er noch gelangen könne, keine oder doch nur ſehr verworrene Begriffe hat. Unzählige Ereigniſſe, die ſehr natürlich ſind, hält er folglich für unmittelbare Wirkungen einer höhern Macht, weil ſie nicht in ſeine ſehr begränzten Einſichten paſſen, und er die Urſachen derſelben nicht aufſuchen kann. — Durch Zufälle, durch ungewöhnliche Begebenheiten, oder durch ein paar außerordentliche Menſchen, die ihren Nacken dem Joch entziehen, ohne erſt zu fragen, ob es auch erlaubt

ſei, und die ihre Vernunft freier wirken laſſen, wird die Dunkelheit allmählich verſcheucht — hie und da ſchimmert ein Licht, an welchem tauſend andre angezündet werden, die Klarheit wird immer weiter verbreitet und die Maſſe unſrer Kenntniſſe vermehrt. Nun iſt die Bahn gebrochen, alle Hinderniſſe werden beſiegt, man ſchreitet rüſtig fort, die Zurückbleibenden werden verſpottet, ſo, daß auch dieſe endlich erwachen und an der allgemeinen Kriſis Theil nehmen. So lange nun dieſer Geiſt der Forſchung, dieſer Trieb zur Vervollkommnung unſrer ſelbſt auf dem geraden Wege fortgeht, ſo lange dürfen wir ſchöne und reife Früchte erwarten — miſcht ſich auch hie und da etwas Unkraut unter den Waizen; bei einer ſehr geſegneten Erndte hat das nicht viel zu bedeuten, und es kann bald ausgerottet werden. Aber nun zeigt ſich eine gefährliche Klippe, an welcher es nur zu leicht iſt zu ſcheitern. Der menſchliche Geiſt macht Seitenſprünge und geräth auf Abwege, entweder weil er ſich ſchmeichelt,

auf dieſe Art eher zum Ziel zu gelangen, oder weil ihm die ebne, betretne Bahn zu einförmig dünkt. Die Wißbegierde, einmal aufgereizt, kennt keine Grenzen mehr. Derjenige der vorher nichts unterſuchen zu dürfen glaubte, wähnt nun alles ergründen zu können und zu müſſen, und geräth in bodenloſe Abgründe. Er macht den Schluß: Dies ſchien unſern Vorfahren unmöglich zu bewerkſtelligen, jenes unerforſchlich zu ſeyn; wir haben gefunden, daß beides ſehr leicht und ſehr natürlich war — warum ſollten wir nun ſtehen bleiben? Warum ſollten wir uns nicht bemühen, auch dasjenige zu entdecken, auch davon Gewißheit zu erlangen und durch Darſtellung anſchaulich zu machen, was noch mit Zweifeln umhüllt iſt, oder gar auſſer der Sphäre menſchlicher Kenntniſſe zu liegen ſcheint? Hätte man ſich durch Schwierigkeiten abſchrecken laſſen, ſo tappten wir ja ſelbſt noch im tiefſten Dunkel. — Der Schluß iſt richtig, in ſo fern dieſe Bemühungen auf gründliche,

nützliche Wiſſenſchaften abzwecken, in ſo fern man durch natürliche Mittel natürliche, obgleich auffallende und vorher unbekannte Wirkungen hervorzubringen ſucht, und in ſo fern derjenige der belehren will, nicht nur ſelbſt richtige und deutliche Begriffe von ſeinem Gegenſtande hat, ſondern ſich auch bemüht, andern richtige und deutliche Begriffe davon beizubringen. Wenn aber die vorgegebene Vermehrung unſrer Kenntniſſe in Spielereien oder ganz unnützen Spekulationen beſteht; wenn Träume, Viſionen und übernatürliche Alfanzereien mit eingemiſcht werden; wenn ſich der Lehrer in einen geheimnißvollen Nebel hüllt; wenn er, anſtatt den Verſtand ſeiner Schüler aufzuhellen, ihn zu betäuben ſucht — weil er ohne dieſe Betäubung keinen Glauben an ſich und ſeine Weisheit bewirken würde — dann iſt dies der gerade Weg, wieder dahin zu gelangen, von wo wir in der Kindheit unſres Verſtandes ausgingen.

Dies iſt unſre Epoche, und dies letzte könnte auch leicht unſer Fall werden, wenn wir uns in die Gebiete der Myſtik, der Theurgie, Alchymiſterei, Roſenkreuzerei, Geiſterbannerei, des thieriſchen Magnetiſmus, Somnambuliſmus, und wie ſie alle heißen mögen, noch weiter verſteigen. Welcher böſe Genius dieſe Sucht zum Wunderbaren und Uebernatürlichen unter uns erweckt hat, weis ich nicht; das liegt aber am Tage, und iſt ohne Zweifel jedem bekannt, daß, ſo bald Schwärmer aufſtanden, die einen Hang zu den ſogenannten verborgnen Wiſſenſchaften blicken ließen, ſich auch eine Menge Betrüger zeigten, welche die Thorheit jener ſich zu Nutze zu machen ſuchten. Einer der gern Geiſter ſehen will, findet bald einen Geiſterbanner; zu einem Narren, der den Stein der Weiſen ſucht, geſellt ſich geſchwind ein Gauner, der die dazu nöthigen Wiſſenſchaften zu beſitzen vorgiebt; und wer durch Wunderkräfte von Krankheiten geheilt ſeyn will, darf nur ſein Verlangen zu erkennen geben; an Charlatans

wird es ihm nicht fehlen, die ihn magnetisi-
ren, oder ihn durch andere Possen zum Ge-
genstand des Gespötts vernünftiger Männer
machen. Was den Hang zur Geisterseherei
insbesondere betrift, der sehr starke Fortschritte
auch in großen Cirkeln gemacht hat, so kön-
nen ihn nur diejenigen äußern, die selbst we-
nig Geist besitzen, und doch neugierig sind zu
wissen, was es mit einem Geist eigentlich für
Beschaffenheit habe. Sie ist unter dieser
Klasse von Thorheiten unstreitig die lächer-
lichste, und würde auch die unschädlichste seyn,
wenn sie nicht Betrügern zu viel Einfluß ver-
stattete. „Der kann sich am sichersten eines
„allgemeinen Beifalls versehen," schreibt
Menke S. 107. „welcher wie Amphion Per-
„len und Edelgesteine hervor zu bringen, und
„wie Gyges sich unsichtbar zu machen gelernt
„hat; der, wie der zweiköpfichte Janus, das
„Zukünftige so leicht als das Vergangne ein-
„sehen, und wie Dädalus durch die Lüfte
„fliegen kann; oder der von nichts als golde-
„nen Bergen, schwimmenden Inseln, Mis-

„geburten, Meerwundern, Kobolten, und „dergleichen Meluſinengeſchichten aufzuſchnei„den weis.“

Nicht jeder Schwärmer iſt aber auch ein Betrüger. Es giebt gutmüthige Schwärmer, die Leib und Leben für ihre Einbildungen laſſen, andre davon durch alle erſinnliche Gründe zu überzeugen ſuchen, Proſelyten zu machen ſich bemühen, und ſich von Herzen grämen wenn es ihnen mislingt; aber um alles in der Welt Niemanden vorſätzlich betrügen würden. Sie ſind ſelbſt entweder durch ihre verdorbene Einbildungskraft, oder durch die Liſt andrer verführt worden, und verdienen mehr Mitleiden als Spott. Hierunter gehört der verſtorbne Ziehe, der ſich damit abgab, zukünftige Dinge voraus zu ſehen, wovon freilich nichts eintraf, die aber doch manchen Schwachkopf ſo in Angſt ſetzten, daß er ſich zu einem ſeligen Ende bereitete. In manchen großen Städten, beſonders in ſolchen, wo zarte Sprößlinge, die kaum der Pflege ihrer Mütter entronnen

ſind,

ſind, ſich ſchon mit der Miene eines ſtarken Geiſtes brüſten, war die Furcht vor dem Untergang der Welt an den dazu beſtimmten Tagen ſo ſichtbar, daß man auch die nöthigſten Geſchäfte verſäumte und einander kaum anzuſehen wagte. Sogar der Verfertiger eines Bauernkalenders hatte zu dem ſchrecklichen Tage mit dürren Worten hinzugeſetzt, daß hier alles Elend und aller Jammer dieſer Welt ein Ende nehmen würde, war aber doch ſo ehrlich geweſen, den Kalender vollſtändig zu liefern, an jedem darauf folgenden Tage anzuzeigen, wenn gut purgiren und Haarabſchneiden wäre, und die Witterung zu verkündigen. Dieſer Mann machte unſtreitig, ohne daß er ſelbſt etwas davon wußte, die treffendſte Satyre auf jene Alfanzerei. — Der berühmte Semler hat ſich, wie bekannt, auch noch in ſeinen alten Tagen zum Geſpötte der Welt gemacht. Daß dieſer Mann einen guten, aber ſehr ſchwankenden Charakter beſitze, leuchtet aus allen Umſtänden ſeines Lebens hervor. Er machte ſich anfänglich durch

seine heterodoxen Grundsätze einen grossen Namen, und schien ein Licht werden zu wollen, das manche Dunkelheit erhellen würde. Auf einmal verfiel er auf das Gegentheil, wurde der eifrigste Orthodox, und bestritt alle diejenigen auf das heftigste, die nur im geringsten von den einmal angenommenen Lehrbegriffen der Kirche abwichen. Endlich erniedrigte er sich gar zum Quaksalber, und trieb die leidige Kunst der Goldmacherei, aber leider mit schlechtem und für ihn sehr unangenehmen Erfolg. Er liess sich von dem, durch seine vorgebliche Universalarznei und seine Federfechtereien bekannten Charlatan, Baron von Hirschen, einnehmen. Er ging selbst noch weiter als dieser, und wollte, aller Warnungen vernünftiger Männer und erfahrner Chymiker ungeachtet, Gold aus dem gepriesenen Luftsalz ziehen. Nun wurde er ein Raub der Betrüger, die ihn bald alles glaubend machten, was er zu sehen und zu erlangen so sehnlich wünschte. Er fand endlich sein gewachsenes Goldesgold, und schickte sogar

einige Ekan davon triumphirend an den Kronprinzen von Preußen. Seine Freude wurde ihm aber bald verdorben. Er mußte seinen Irrthum eingestehen, seinen Gegnern, die sich schon längst über ihn lustig gemacht hatten, den Sieg überlassen, und rettete durch sein Bekenntniß: daß er zwar ein Betrogner, aber kein Betrüger wäre, (welches ihm ohnehin Niemand Schuld gab) seine Ehre, aber nicht seinen Verstand. Wer hätte denken sollen, daß ein solcher Mann, mit so vielen gründlichen Kenntnissen, sich noch mit dergleichen Possen abgeben würde? Ohne Schwärmer und zugleich schwach zu seyn wär' es wohl nicht möglich gewesen. — Den ersten Platz unter den gutmüthigen Schwärmern verdient Lavater. Seine Seele wandelt stets in andern Welten, seine Ideen sind durchaus überspannt und dem Fassungsvermögen aller übrigen Sterblichen nicht angemessen, er sieht alle Dinge auf seine ihm allein eigne Art an, und entdeckt Seiten an ihnen, die jedem andern auch noch so hellem Auge unerforschbar

ſind, ſein Geiſt wirkt in ſo beſondern Richtungen, daß man ſich von ſeinem Erſtaunen darüber kaum erholen kann, und jedermann Urſache hat den Himmel zu bitten, daß er ihn mit ſolcher Klarheit und Helle, wie er Lavaters Späherauge lieh, verſchonen möge, weil ſonſt durch die allzu große Erleuchtung endlich wohl gar eine ſolche Unordnung unter uns entſtehen könnte, wie bei dem Thurmbau zu Babel, verworrnen Andenkens. Dieſes excentriſche Genie unternahm es, die mißliche Wiſſenſchaft der Phyſiognomik in ein Syſtem zu bringen, und behauptete, aus dem Umriſſe eines Kopfs nicht nur den Charakter und die Geſinnungen des Menſchen zu erkennen, dem dieſer Kopf gehörte, ſondern er prophezeite ihm auch oft ſeine künftigen Schickſale aus dieſen trügeriſchen Anzeigen. Was für Nutzen dieſe Bemühungen, Herzen zu erforſchen, hervorgebracht haben können, kann ein jeder leicht ſelbſt einſehen; der Misbrauch, der damit getrieben wurde, war weit größer. Denn auch Lavatern fehlte es nicht an

Nachfolgern und Nachbetern, die ſich damit brüſteten, es jedem an der Naſe anſehen zu können, was er für ein Mann ſei. Daß übrigens dieſe Kunſt nicht neu ſei, daß ſie ſchon ſonſt ihre Verehrer hatte, die tauſenderlei Fratzen mit ihr trieben, und den Aberglauben dadurch vermehrten, iſt bekannt. Auch Menke ſchreibt S. 185. „Wer weis nicht, daß zu „unſrer Zeit verſchiedene Künſtler aufgeſtanden ſind, die uns eine neue Kunſt haben „lehren wollen, wie man nicht nur die „innerſten Gedanken des menſchlichen Herzens auskundſchaften, „ſondern auch den Geiz, Zorn, Wollust und übrigen Paßionen zu „Pfunden und Unzen abwiegen „könne?“ — Da Lavater, wie geſagt, das Ueberirrdiſche und Uebernatürliche nicht blos liebt, ſondern in demſelben gleichſam lebt und webt, wie eine jede ſeiner Schriften bezeugt, und ſeine letztern noch viel deutlicher als ſeine frühern, ſo war es kein großes Wunder, daß er ſich auch in die

Cirkel begab, in welchen der thierische Magnetismus seinen Thron aufgeschlagen hatte, und dessen Heilkräfte versuchte. Er fand sie probat, und pries sie mit lauter Stimme seinen Mitbürgern an — das beste Gegenstück zu Semlers Goldmacherei. Auch wurde er dadurch, eben so wie dieser, ein Gegenstand der beissendsten Spötterei. Es wurden sogar darauf, so wie überhaupt auf seinen Aufenthalt in Bremen, Gassenhauer gemacht, und in periodische Schriften eingerückt. — Seine Religionsbegriffe, die sehr sinnlich, und eben nicht sehr empfehlend für die Religion sind, zogen ihm manche bittere Vorwürfe von seinen Gegnern zu, die sich mit Streitigkeiten endigten, ohne daß einer von beiden Theilen überzeugt wurde. Sein Ruhm ist theils dadurch, theils durch die Bremer Geschichte vermindert worden, aber ganz gesunken ist er noch nicht; viele seiner Jünger sind ihm treu geblieben. Dieß beweißt auch das in seiner Art einzige Journal das er herausgiebt, und welches blos Antworten von ihm auf die

Anfragen ſeiner Freunde und Verehrer enthält.

Schwärmer und Betrüger zugleich, oder Betrüger unter der Maſke der Schwärmerei, deren Mährlein Glauben gefunden haben, giebt es in groſſer Anzahl. Wem ſind die Namen eines Schröpfer, Caglioſtro, St. Germain, Meſmer, Gaſner, ꝛc. ꝛc. unbekannt? Wie viele gab es nicht, und giebt es zum Theil noch, die Schröpfers Gaukelſpiele für etwas übernatürliches hielten? Ewige Schande für unſer Jahrhundert! Die Menge der Leichtgläubigen iſt noch ſo groß, daß es Betrüger der Mühe werth finden, eine Farce nach der andern mit ihnen zu ſpielen. Wir Proteſtanten und alle aufgeklärte Katholiken glauben nicht an die wunderthätigen Kräfte eines Heiligenbildes — und viele unter ihnen glauben an die wunderthätige Kraft eines Schelms. Welcher Widerſpruch! — Selbſt diejenigen die nichts davon glauben, hören oder leſen gern etwas davon, theils aus Begierde nach etwas neuem, die jetzt faſt une-

sättlich geworden zu seyn scheint, theils aus einem gewissen Hang zum Wunderbaren, der uns unvermerkt hinreißt. Wir ergötzen uns an den buntfarbigen Spielen der Einbildungskraft, ohne sie darum für etwas wesentliches zu halten. Daher die Nachfrage nach Romanen, in welchen Geister oder unsichtbare Kräfte wirken, wenn sie auch nicht von der Meisterhand eines Schillers sind; daher die Menge der Zuschauer in Schauspielen, in denen ein vierschrötiger Akteur als Geist auftritt. In diesem Gebiet des Wundervollen und Uebernatürlichen liegt doch noch etwas Unterhaltendes, es liefert sogar Stoff zum Nachdenken — woher aber die Menge alchymistischer und rosenkreuzerischer Schriften — über die auch Menke klagt — noch in unsern Zeiten? In ihnen herrscht durchaus nichts als unverständliches, höchst unsinniges Gewäsch; es ist nicht möglich, daß Leute von gesundem Menschenverstand nur eine Seite ohne Ekel lesen können — und gleichwohl zeigt die große Anzahl derselben, die noch jährlich erscheint, daß sie Bei-

fall und Leſer finden müßten, und es giebt folglich noch ſehr Viele, die in dieſen Büchern verborgene Weisheit ſuchen, um ihre offenbare Thorheit damit zu übertünchen. Noch einmal: Schande für unſer Jahrhundert! Sollten die Verfaſſer ſolcher Schriften nicht die öffentliche Ahndung der Obrigkeit verdienen? In keinem wohlpolizirten Staat duldet man die Gaſſendiebe und Beutelſchneider; man beſtraft jedes Unternehmen auf Eigenthum, Freiheit und Leben eines Bürgers, und ſolche grobe Betrüger, ſolche Geiſtesmörder läßt man ungeſtraft. Der Starke widerſteht ihnen und verlacht ſie; der Schwache aber, der des Schutzes am meiſten bedarf, unterliegt. — Die Univerſität zu Leipzig hat ſich vor kurzem ein bleibendes Denkmal ihres Ruhms geſtiftet, da ſie dem Verfaſſer der Schrift: Feen-Geiſter-Geheimniß- und Zauberey-Journal. Veranſtaltet durch drey Feen, und herausgegeben von A. F. Geisler, dem jüngern auf die Denunciation eines auswärtigen Re-

censenten die Fortsetzung derselben streng verbot. Es ist doch wahrlich ein Verbrechen des beleidigten Menschenverstandes, wenn man solche Dinge, wie in diesem Buche stehen, dem Publikum vorlegt, und es ist ein elendes Handwerk, wenn man blos von solchen Personen Vortheile zu ziehen sucht, deren Leichtgläubigkeit und Dummheit sie beinahe zu Tollhaus-Kandidaten macht. Da lernt man unter andern die Tugenden und Wirkungen verschiedener Spiegel kennen, in welchen man alles sieht was man zu wissen verlangt. Z. B. Was macht der türkische Kaiser, oder ein andrer Potentat? Wie ist er gekleidet? Wer ist bei ihm? Warum thut er das, jenes? Was sagt dieser, jener von mir? Ist er ein Mörder, ein Dieb, ein Ehebrecher? Was steht in diesem versiegelten Briefe? Wer hat das gethan? Warum? ꝛc. Man sieht alles was einem Menschen innerlich und äußerlich fehlt; man erfährt alle Arkana und Künste, lernt eines Menschen Nativität daraus stellen; wenn zwei Prozeß führen, kann

man sehen wer Recht und wer Unrecht hat. In Summa, man kann alle Heimlichkeiten bei Tag und Nacht erforschen. Um aber diese Spiegel verfertigen zu können, muß man gewisse Signaturen, Karaktere und Beschwörungen haben, und — man erstaune! — Diese erhält man, wenn man sechs Louisdor franko Leipzig an Herrn Geisler einsendet. Die Abschrift der Beschwörung einer Wünschelruthe, um Gold, Silber und verborgene Schätze zu entdecken, kostet nur sechszehn Groschen, u. s. w. Aus diesen Proben kann man auf den übrigen Inhalt des Buchs schließen. „Welches al„les," sagt Menke S. 112. „wenn wir es „recht genau betrachten, mir nicht anders vor„kommt, als die Betrügereien der Marktschrei„er und Landstreicher, die ebenfalls, damit „sie den Pöbel an sich locken und hintergehen „mögen, allerhand Gaukler und Possenreis„ser, ja Affen und Meerkatzen mit sich herum „führen, und bei Vorstellung derselben, zu„gleich durch Herausstreichung ihrer Arzneien,

„Panaceen und Pflaster, die Beutel der Zu„schauer wichtig zu schneuzen wissen.“

Von den Streitigkeiten der Gelehrten in öffentlichen Blättern.

Auch diese sind Ursache zur Herabwürdigung des Standes der Gelehrten, besonders wenn sie nichts zur Vervollkommnung der Wissenschaften beitragen, sondern in Schmähungen und persönliche Beschimpfungen ausarten, wie jetzt der Gebrauch ist. Hier ist nicht von dem ewigen Kriege zwischen Schriftstellern und Recensenten die Rede — davon habe ich schon oben etwas gesagt; sondern von den Streitigkeiten der Gelehrten unter einander, über irgend einen sie betreffenden Gegenstand. Gemeiniglich zanken sie sich erst, und hernach untersuchen sie. Diese beliebte Methode hat wenigstens den Vortheil, daß der unpartheiische Leser und Zuschauer lange Zeit in Ungewißheit bleibt, nicht weis wer Recht

oder Unrecht hat und welchem Kämpfer der Preis gebührt. — Es giebt eine groſſe Menge ſolcher Fehden, und nicht wenig Gelehrte, denen ſie gleichſam zur ordentlichen Nahrung geworden ſind, ohne welche ſie nicht leben können. Kömmt es endlich gar von Worten zu Schlägen, ſo hört es von dieſem Augenblick an auf, ein gelehrter Streit zu ſeyn, und wird zu einer pöbelhaften Prügelei; die Zänker ſetzen ſich durch ihr Betragen in die Klaſſe des gemeinen Mannes herab. Auf dieſe Art entehrten ſich Herr Baſedow und Magiſter Reich, ehemaliger Aufſeher und Vorſteher der ehemaligen gelehrten Buchhandlung. Dieſer letzte fühlte überdies das Unwürdige ſeines Betragens ſo wenig, daß er eine eigne Schrift über dieſe Baxerei herausgab, wo er den ganzen Vorfall umſtändlich beſchrieb und erläuterte.

Unter allen Streitigkeiten in unſern Zeiten hat diejenige das gröſſte Aufſehen gemacht, welche von den Herren Gedike, Bieſter und Nikolai gegen Herrn Stark geführt

wurde, wozu ſich noch in der Folge die Herren Grollmann, Werth, Carl und Peter von Sacken, Frau von der Recke und eine große Anzahl Unbekannte geſellten, die ſich zu einer von den beiden Partheien ſchlugen. Sie betraf Jeſuitismus, Katholicismus, geheime Ordensverbindungen u. ſ. w. deren Herr Stark beſchuldigt wurde. Die Sammlung aller Schriften, welche bei dieſer Gelegenheit erſchienen, würde eine eigne Bibliothek ausmachen. Ganze dicke Bände, Aufſätze in periodiſchen Werken, beſonders in der Berliner Monatsſchrift und in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, kleinere Brochüren, fliegende Blätter und eine ungeheure Menge Satyren ſtrömten gleichſam hervor. Herr Stark ging ſogar den Weg Rechtens und verklagte ſeine Gegner, die Herausgeber der Berliner Monatsſchrift, bei ihrer Obrigkeit. Er verlohr den Prozeß. Dies unterbrach aber den gelehrten Zwiſt nicht, im Gegentheil, es gab Gelegenheit ihn noch zu erweitern und mehr auszuſpinnen. Hoffentlich

iſt er nun geendigt, denn er wurde mit einer Erbitterung geführt, die alle Gränzen des Wohlſtandes überſchritt. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wer Recht oder Unrecht hatte; würde auch zu nichts helfen. Nur das muß ich hinzuſetzen: Aus dieſer Streitigkeit zwiſchen Gelehrten wurde ein moraliſches Stiergefecht, ein höchſt ärgerliches Schauſpiel, für jeden Mann von Gefühl ſo zurückſchreckend, und für den Pöbel ſo beluſtigend, wie die Hetze in Wien.

Federfechtereien, die groſſes Aufſehen machten, waren die zwiſchen Voß und Lichtenberg über die Ausſprache eines griechiſchen Buchſtaben; die zwiſchen Platner und Wezel über Leibnitzens Theodicee; die zwiſchen Nikolai und Blumauer über einige in den Reiſen des erſtern gefällte Urtheile; die zwiſchen Moritz und Campe über nicht gehaltene Verſprechen und Geldangelegenheiten — vieler andern nicht zu gedenken. Einer der rüſtigſten Kämpfer, der bei der geringſten Veranlaſſung ſogleich in

die Kriegstrommete stieß, war der verstorbene Heinicke, Direktor des Churfürstlich-Sächsischen Instituts für Taube und Stumme. Er besaß eine unerschöpfliche Quelle von Schimpfwörtern und Grobheiten, mit denen er in einer originellen Sprache seine Gegner so überschüttete, daß kein ehrliches Fleckchen an ihnen geblieben wäre, wenn pöbelhafte Schmähungen schänden könnten. Man sehe davon das Journal: Verkappter Recensenten und Pasquillanten Jagd, wovon jedoch, dem Himmel sei Dank! nur ein Stück erschienen ist. Das lustigste dabei war, daß er alles dies noch für Höflichkeit hielt. Denn in einer kleinen, gegen den Kriegsrath Cranz gerichteten Schrift, der sein Institut getadelt hatte, belegt er diesen mit allen ersinnlichen Schimpfnamen, wovon Esel und Schurke noch die gelindesten sind, schreibt aber bald am Ende: Er möchte nicht so grob gegen ihn seyn als ers verdiente, sonst wollte er ganz anders mit ihm reden; räth ihm aber dabei, er solle sich

ja

ja nicht zu sehr auf seine Höflichkeit und Schonung verlassen! — Dies alles ist freilich nichts neues. In der Note zu Menken S. 94. werden einige Gelehrte genennt, „die sich „nicht anders als wie die Capitler und Heringsweiber in Paris, oder Johann Hagel „mit seiner Kompagnie Bootsknechte in den „Seestädten begegneten.“ Und S. 95. in der Note heißt es: „Im übrigen sind heut zu „Tage die Duelle und Schlägereien unter den „Gelehrten so gemein, daß man eher den „Sand am Meere, als die ungeheure Menge „Federfechter, die einander täglich in den „Haaren liegen, sollte zählen können.“ Wie denn auch Beispiele genug angeführt werden, wo es Ohrfeigen, Stoße und Wunden setzte. —

Mögen die Gelehrten sich immer streiten und befehden, wenn sie nur — und das ist gewiß der Wunsch jedes rechtschaffenen Mannes — in ihren Zänkereien nie darauf ausgehen, ihre Gegner um Brod, Ehre und guten Namen zu bringen! Denn dies

sind Dinge, die sie ihnen nicht wieder ersetzen können. „Die Gelehrten sollen Schlafpelze, „nicht Harnische anziehen; nichts desto weni„ger schneiden ihre Zungen schärfer als des „Actius Scheermesser, und ihre Federn sind „behender als der Blitz, und erschallen wei„ter als der Donner. Ich will mich lieber mit „einem erzürnten Renommisten herumschla„gen, als mit einer grimmigen Feder;“ sagt Thomas Brown. S. Menken S. 113. f. in der Note.

Es sind noch viele Gegenstände übrig, die hieher gehören, und über die es schwer ist keine Satyre zu schreiben. Aber das letzte wollt' ich nicht, und ich befürchte zu weitläuftig zu werden, wenn ich alles genau abhandeln, zergliedern und mit Beispielen belegen sollte, wie ich es bisher mit einigen Punkten, die mir vorzüglich zur Charlatanerie der Gelehrten zu gehören schienen, gethan habe. Ich will daher das übrige, was ich noch

glaube hinzusetzen zu müssen, nur kurz berühren.

Manche Schriftsteller thun sich auf ihre Grosmuth und Uneigennützigkeit sehr viel zu Gute, besonders bei Werken, wodurch sie andere ähnlichen Inhalts verdrängen wollen, und rechnen es jedem in der Ankündigung, Vorrede und an allen schicklichen Stellen vor, wie wohlfeil sie ihre Waare geben; beinahe so wie „diejenige kostbare Arznei, die „einen Herrn von hohen Stande zum Erfin„der hat, welcher nichts weniger als dabei zu „profitiren, sondern einzig und allein den „Nebenmenschen zu dienen, und Kranken zur „Gesundheit zu verhelfen sucht;“ welche in allen Zeitungen angepriesen wird. — Einige sagen gar, sie machten dem Publikum ein Geschenk mit ihrer Schrift, welches aber nur eine Formel ist. Man würde sich sehr irren, wenn man sie umsonst zu erhalten glaubte. Der Buchhändler muß dem Verfasser das Manuscript, und das Publikum dem Verleger das Werk bezahlen. Manche Autoren schrei-

ben sogar dem letzten vor, wie viel Buchsta-ben in jede Zeile beim Druck kommen sollen, um ein ansehnliches Honorarium zu erhalten. Die Lieblings-Schriftsteller besonders suchen die für sie günstige Stimmung des Pu-blikums zu nützen, und die größtmöglichsten Vortheile aus ihren Werken zu ziehen; wel-ches ihnen auch Niemand verdenken wird.

Es giebt auch Gelehrte, die aus Eitelkeit den guten Ruf in dem sie stehen auf Kosten andrer noch zu vermehren suchen. Z. B. Es erscheint ein Werk das sehr gut geschrieben ist, das Aufsehen macht, und dessen Verfasser man mit aller Mühe nicht entdecken kann. Nun legt man sich aufs Rathen. Aus der Aehnlichkeit der Schreibart, aus einigen Aeußerungen, schließt man auf diesen oder je-nen, und sagt es ihm wohl ins Gesicht. Mancher wird die Ehre, die man ihm erzeigt, geradezu ablehnen; mancher andre aber — und ich könnte davon Fälle anführen — fin-det sich dadurch geschmeichelt und benutzt den Irrthum. Er bekennt sich zwar nicht zu

der Schrift, wovon die Rede ist, aber er leugnet es auf eine Art, welche den Wahn noch mehr bestärkt, erkünstelt ein geheimnißvolles Lächeln, stellt sich ein wenig aus der Fassung zu kommen — und nun wird es in den Augen der andern zur Gewisheit, daß er der unbekannte große Mann sei, der das schöne Werk geschrieben hat. Wird nachher der wahre Verfasser entdeckt, so kann man doch jenem nichts zur Last legen; er hatte es ja deutlich genug gesagt, daß er es nicht geschrieben habe. — Von diesen blos durch ihre Eitelkeit Verführten sind die Plagiarii verschieden, die gelehrten Diebe, welche ohne Scheu andrer Arbeit für die ihrige ausgeben, oder Werke zum Vorschein bringen, in denen nichts eignes, sondern vom Anfang bis zum Ende alles aus andern wörtlich abgeschrieben ist, und so das Publikum und die Käufer betrügen. Diese genießen nun freilich ihren kleinen Ruhm nicht lange; es kömmt gemeiniglich bald an Tag, daß sie sich blos mit fremden Federn geschmückt haben, man reißt sie

ihnen aus, und sie stehen in ihrer eignen, wahrlich nicht liebenswürdigen Gestalt zur Schau da, jedem zum Gelächter der sie erblickt. Müller in seinem Siegfried von Lindenberg hat einen solchen Ehrenmann, den Herrn Plümicke, sehr derb, aber wohlverdienter Weise, abgefertigt. Auch an solchen fehlt es nicht, die aus hinterlassenen Manuscripten andrer Gelehrten, besonders aus den Heften, die akademische Lehrer zu ihren Vorlesungen brauchten, arbeiten, hie und da etwas einflicken, einige Noten dazu machen, und das Ganze alsdann mit einer sehr gelehrten Miene für ein Produkt ihres eigenen Fleißes ausgeben. — Es giebt aber auch andre, die gerade das Gegentheil thun, und ihre eignen ungenießbaren Sächelchen, von denen sie selbst überzeugt sind, daß sie ungekauft und ungelesen bleiben würden, wenn sie unter ihrer Firma erschienen, andern schon berühmten Männern aufbürden. Natürlich müssen dies Verstorbene seyn, denn sonst würden sie sich wohl schwerlich geduldig

zu solchen Sündenböcken brauchen lassen. Das sind die gelehrten Schleichhändler, die durch die Contrebande, die sie heimlich ins Publikum einbringen, sich zu bereichern suchen. Denn dies ist ihr Zweck, nicht etwa Ruhm und Ehre, welche sie, als sehr unwesentliche Dinge, nicht sonderlich achten. Beiläufig geben sie sich zwar auch oft in der Vorrede für sehr vertraute Freunde des Verstorbnen aus, der ihnen das Manuscript anvertraut hätte, welches sie jetzt aus angebohrner Herzensgüte der Welt nicht länger vorenthalten könnten. Fast allemal treten nach dem Tode eines großen Schriftstellers Werkchen ans Tageslicht, die aus seiner Feder geflossen seyn sollen, über die er sich, wenn er nur auf kurze Zeit wieder ins Leben zurückkehren könnte, so wie über seine vorgeblichen Freunde, denen sein Ruhm so sehr am Herzen liegt, und die er vielleicht nicht einmal den Namen nach gekannt hat, ziemlich verwundern würde. Das sind freilich vorsätzliche Täuschungen, die mit nichts zu entschuldigen

sind. Sie werden nicht aufhören, so lange das Publikum nicht gerechtes Mistrauen gegen dergleichen Produkte äußert, und gutmüthig genug ist sie zu kaufen. Man denke nur an die Ausgabe von Höltys Gedichten, die kurz nach dessen Tode herauskam. Solche Herren sind den Quacksalbern sehr ähnlich, die von irgend einem großen verstorbenen Arzt ein Arcanum erhalten zu haben vorgeben, mit welchem sie alle Schäden, Wunden und Krankheiten heilen wollen. — Auch ist es sehr zu mißbilligen, wenn die Erben eines berühmten Gelehrten aus Gewinnsucht oder andern Ursachen Schriften von ihm herausgeben, die er nicht zum Druck bestimmt hatte; oder jugendliche Arbeiten desselben, die man um seiner Ehre willen lieber unterdrücken als bekannt machen sollte; oder Privatbriefe von seinen Freunden und an dieselben, worin oft Sachen stehn, die nicht einmal ein Dritter, geschweige die ganze Welt wissen sollte, und wo bisweilen einer dem andern das Innerste seines Herzens entdeckte, wie das in Briefen

unter vertrauten Freunden gewöhnlich ist — welches alsdann sehr leicht zu Zänkereien und sogar Verfolgungen Anlaß geben kann; wovon wir Beispiele genug haben. Dergleichen Herausgeber versündigen sich dadurch an dem Andenken des Verstorbenen, welches ihnen heilig seyn sollte, und an dem Publikum, welchem sehr oft mit dergleichen Werken gar nichts gedient ist. Gleichwohl sieht man solche Erscheinungen in unsern ohnehin schreibseligen Zeiten täglich.

Bisweilen bieten auch Schriftsteller in einem ihrer Werke oder auf andre Art Manuscripte aus, die sie selbst verfertigt oder im Besitz zu haben vorgeben, deren Inhalt aber so äußerst merkwürdig sei, daß sie, ohne grosse Gefahr zu laufen, nicht damit hervorrücken können; erbieten sich aber allenfalls dazu, wenn sich eine bestimmte Anzahl Pränumeranten findet, die ihnen jedoch alle auf ihr Wort glauben müssen, daß sie für ihr Geld etwas ganz außerordentliches erhalten. — Gelingt ihnen diese List, welches jedoch jetzt wohl nur

selten der Fall ist, so ist ja bald etwas zusammengeschrieben.

Einige Schriftsteller hüten sich sehr die Quellen anzugeben, aus welchen sie ihre Weisheit geschöpft haben, weil sie dadurch ihre Armuth an Kenntnissen zu sehr verrathen würden. Unter allen Gelehrten voriger Zeiten wird wohl keiner mehr, und auf mannichfaltigere Art, geplündert, als der ehrliche Bayle; versteht sich, ohne ihn zu nennen. Ich habe manches dicke Buch gelesen, manches das den lautesten und allgemeinsten Beifall erhielt, und welches, ohne den Schatz jenes Philosophen, schlechterdings nicht zu seinem Dasein hätte gelangen können. Wenigstens würde es ohne denselben entweder nur auf wenige Seiten zurückgebracht werden, oder nicht den geringsten Eindruck machen. Bayle ist ein Tröster in der Noth, den man ehren und lieben muß. — Andre Gelehrte thun gerade das Gegentheil, und überhäufen, um ihre Belesenheit zu zeigen, ihre Schriften mit Stellen aus andern, besonders alten An-

toren, bei jeder auch der entfernteſten Gelegenheit, ſo ſehr, daß der Leſer alle Geduld verlieren muß.

Um einem, übrigens mittelmäßigen, Roman Leſer und Käufer zu verſchaffen, läßt man Kupfer von einem großen Künſtler hinzufügen, das wird in den meiſten Fällen helfen — oft ſind auch die Kupfer das Geld allein werth. So iſt es auch mit den neuen Fibeln und den Leſebüchern für Kinder. Die Sachen ſind alt, blos der Bilder wegen werden ſie gekauft.

Manche Gelehrte haben viel guten Willen zu ſchreiben, auch hinreichende Kenntniſſe, um etwas gutes zu liefern; aber es fehlt ihnen an Fleis, ſie ſcheuen die Arbeit, und gehen nicht eher daran, bis ſie die höchſte Noth dazu treibt. Sie fangen auch wohl hundert erlei an, können es aber nicht über ſich erhalten, bei einem auszuharren oder es zu beendigen. Es ſind Queckſilber-Genies, die von einem auf das andere hüpfen, aber bei keinem

lange verweilen können. Dafür lassen sie es aber nicht an Versprechungen mangeln, von treflichen Werken die sie schreiben wollen. Sie kündigen sie auch wohl im ersten Feuer in öffentlichen Blättern an; aber ihr Eifer erkaltet, und man erwartet das Versprochene vergebens. Einige vollenden auch ihre Werke nicht, geben den ersten Theil heraus, und der geneigte Leser mag sich die Fortsetzung davon denken. Er besitzt ein unvollkommnes Werk, das ihm unnütz ist. Dies ist auch der Fall bei Romanen, wenn der Autor den Knoten so sehr verwickelt hat, daß er selbst ihn nicht aufzulösen im Stande ist, und also lieber mitten in der Erzählung abbricht.

„Wir leben jetzt in Journals-Tagen;“ sagt der Hällische Uebersetzer in der Note zu Menken S. 148. Was würde er erst jetzt sagen? Wir haben eine ungeheure Menge Journale, und sie vermehren sich noch täglich — wiewohl freilich auch viele wieder eingehen, viele bald nach ihrer Geburt in ihr Nichts zurücksinken. Man liebt die Wissen-

ſchaften in nuce, oberflächliche Kenntniſſe, und vor allen andern Abwechſelung. Daher die große Vorliebe des Publikums für Zeitſchriften. Doch es iſt nicht zu läugnen, daß ſie vieles zur Aufhellung des Verſtandes und geſunder Begriffe bei allen Klaſſen der Menſchen, zur Verbreitung der Wiſſenſchaften, zur Verminderung ſchädlicher Vorurtheile, zur Erweiterung der Duldung und Denkfreiheit u. ſ. w. beitragen, und daher im Ganzen genommen großen Nutzen ſtiften. — Für manche Schriftſteller, beſonders aber für ſolche, welche glauben, man könne ihre Werke nicht theuer genug bezahlen, und nicht zu oft leſen, ſind Journale ſehr gut. Sie laſſen Aufſätze, die nicht allzu ſtark ſind, in Journale einrücken, einzeln abdrucken, und geben ſie alsdann auch noch in einer Sammlung heraus. Sie ziehen auf dieſe Art von den Verlegern ein dreifaches Honorarium, und der Käufer, der es nicht weis, bezahlt eine und dieſelbe Schrift dreimal. Da kann man doch wenigſtens nicht ſagen, daß ſie ihr Licht

unter einen Scheffel stellen, damit es nicht leuchte, oder daß sie ihre Talente vergrüben — sie wuchern damit.

Beinahe alle große Schriftsteller beklagen sich über ihre Gesundheitsumstände, und entschuldigen sich damit gegen ihre Leser, wenn sie diese oder jene Materie nicht so abgehandelt hätten, wie sie wohl wünschten. Es scheint mir fast auch eine hergebrachte Formel zu seyn, weil es schwer zu begreifen ist, wie man bei einem siechen Körper und bei schmerzlichen Krankheiten Geistesarbeit unternehmen könne.

Mit keiner Wissenschaft ward wohl von je her so viel Charlatanerie getrieben als mit der Arzneikunst; sie scheint bei ihr ordentlich einheimisch zu seyn — und so geht es noch immer. Nirgends giebt es so eine Menge Pfuscher. — „Es sind allenthalben viel mehr „Afterärzte als rechte Medici, viel mehr Lügner und Betrüger, als Doctores und wahrhafte Helfer — Viele die gestern kaum einen „Bart putzen können, wollen heute die schwer-

„ſten Krankheiten vertreiben.“ Menke S. 213. in der Note. Jede Quakſalberei wird bei uns öffentlich getrieben. Alle deutſche politiſche Zeitungen wimmeln von Avertiſſements, in welchen Arzneien zum Kauf ausgeboten werden, die für alles helfen ſollen. Und wenn keine Einladung mehr fruchtet, ſo heißt es: Den Armen zum Beſten; oder ſie ſchimpfen auf andre, die nichts beſſer ſind als ſie. Wenn wird doch die Welt von dieſer Thorheit zurückkommen, und einſehen, daß ſie die gerühmten Mittel, welche ſie ſolchen Saalbadern zu erſtaunend hohen Preißen abkauft, weit wohlfeiler und beſſer in jeder Apothek bekommen kann? — Es geht jetzt ſo weit, daß ſogar, zwar nicht Gelehrte, aber doch Schriftſteller, anfangen, ſich mit den Gebrechen des Leibes abzugeben, und mit Quakſalbereien, Salben, auch Schönheitsmitteln zu handeln; vermuthlich weil ſie ſehen, daß ihre Werke keine Gebrechen der Seele heilen können, und wenig Abgang mehr finden. „Denn ob ſie gleich in allen Dingen unerfah-

»ren sind, so pflegen sie nichts desto weniger »ihre Pillen, Syrupe, Tropfen, und andre »kostliche Sachen als grosse Geheimnisse und »allgemeine Hülfsmittel jedermann dermaßen »einzuloben, daß man meinen sollte, sie wä»ren vermögend die Todten selbst aufzuwek»ken.“ Menke S. 208. f.

Die Rechtsgelehrsamkeit hat nicht minder ihre Charlatans, ihre Zungendrescher, welche die Wissenschaft entehren. Ich mag die Vorwürfe nicht wiederholen, die man ihnen gemacht hat; sie sind allbekannt. Es giebt unter den Juristen besonders viele, die überall von nichts als von Klagen, Prozessen, Urtheln, Appellationen, Fristen, Terminen reden, und bei jeder Gelegenheit einen passenden Fall erzählen, wo sie selbst einer der beiden Partheien bedient gewesen sind. — In einer Gesellschaft behauptete einmal ein junger Doktor, der sehr für das römische Recht eingenommen war: Gott selbst, und wenn er alles könne, könne doch nicht das Corpus juris aufheben!

Endlich

Endlich ist auch die Kanzel nicht von der Charlatanerie frei, der Ort, von wo herab nur Wahrheit erschallen sollte. Statt deren suchen manche Prediger den Neid und Haß, den sie auf einen ihrer Kollegen geworfen haben, weil er vielleicht beliebter ist, oder mehr Beichtkinder hat; ihre Unduldsamkeit und Ketzermacherei; ihren Widerwillen gegen jede vernünftige Neuerung und Abschaffung religiöser Greuel; ihren Hang Stadtklatschereien und Familiengeschichten auszubreiten, in ihren Reden zu Tage zu legen. „Vor „allen Dingen aber gehören diejenigen hieher, „die sich bei ihrer Schalkheit noch scheinheilig „stellen, und doch in ihrem Herzen die Laverna „täglich anflehen:

— — — pulcra Laverna,
Da mihi fallere, da justum sanctumque videri,
Noctem peccatis et fraudibus objice nubem."

Menke S. 224. f. Viele dieser Herren stehen in der Meinung, daß alles was sie als

Diener Gottes an heiliger Stäte sagen, als wahr angenommen, aufs tiefste verehrt und ins Herz geschlossen werden müsse, es sei auch was es immer wölle. Sonst glaubte mans auch; jetzt ist man aber überzeugt, daß nicht immer Honig von ihren Lippen fließt, daß weder Person noch Ort eine an sich unbrauchbare, nichtswerthe Rede oder Handlung ehrwürdig machen können, und daß es Heuchler unter Ihnen gebe, deren Bosheit sich nicht einmal mit dem Mantel der Religion bedecken lasse, der doch seit Anbeginn der Welt so manchen bedecken mußte. — Ich hörte einmal so einen heiligen Redner, der, nachdem er eine Stunde lang die Ohren seiner Zuhörer mit dem fadesten, elendesten, unzusammenhängendsten Geschwätz gepeinigt hatte, nach geendigter Predigt anhub: Nachdem wir nun das allein seligmachende Wort Gottes angehört haben, so lasset uns ꝛc.

Auf manchen Lehrstühlen der Universitäten geht es nicht besser. Die Wissenschaft, die vorgetragen werden soll, wird bisweilen

zur Nebensache gemacht, und Dinge werden abgehandelt, die dem kleinsten Theil oder gar keinem der Zuhörer etwas nützen können. Sie suchen wohl gar durch allerhand pias fraudes einander die Zuhörer abzulocken. Fast jeder Lehrer hat auch seine gewissen Späschen und bon-mots, die er allemal und jedes halbe Jahr bei einer und derselben Stelle seines Lehrbuchs, und bei einer und derselben Gelegenheit anbringt: so daß derjenige, der das Collegium zum zweitenmal hört, sicher wetten kann, der Herr Professor werde in dieser oder jener bestimmten Stunde den und den Scherz vorbringen. — Es könnte auch wohl bisweilen geschehen — welches ich mich jedoch nicht unterstehe zu behaupten — daß in den öffentlichen akademischen Disputationen, deren Endzweck ist, die Geschicklichkeit des Kandidaten zu zeigen, und die Wahrheit streitiger Sätze zu erörtern, etwas Charlatanerie mit unterliefe. In den ehemaligen düstern Zeiten entstanden bei dieser Gelegenheit manchmal Schlägereien; jetzt

ist man gesitteter worden — man läßt es bei Grobheiten bewenden oder schweigt.

Die Preisfragen der Akademieen der Wissenschaften zeugen auch von mancher Charlatanerie. Es werden oft große Preiße auf Fragen ausgesetzt; von denen jeder voraussehen kann, daß sie nie, oder wenigstens nicht befriedigend beantwortet werden können. Dies geschieht auch. Nun werden die folgenden Jahre hindurch die Preiße verdoppelt. Immer noch Niemand der das Räthsel lösen kann. Endlich wird die mit so großem Pomp angekündigte Frage zurückgenommen, und eine andre, vielleicht von gleichem Gehalt, tritt an deren Stelle. Nach Dingen aber die vor der Nase liegen, und deren Auflösung und Erläuterung doch von großer Wichtigkeit ist, oder nach solchen, die das Wohl und Weh der Menschheit betreffen, fragt man nicht; oder geschieht es, so wird eine kleine Denkmünze dafür geboten, die dem Verfasser kaum das Papier und Abschreiberlohn bezahlt. — Vor einigen Jahren gab eine berühmte

Akademie die schön klingende Frage auf: „Ob „man dem Volke, um es glücklich zu machen, „gewisse Irrthümer lassen, oder es völlig auf„klären müsse?“ Sie war in der That sehr unnütz, denn jeder Mann von einiger Kenntniß und Einsicht, der in dieser unsrer Welt und nicht etwan im Monde lebt, konnte sie sich selbst beantworten. Sie gab zu vielen Erörterungen Anlaß; man setzte Regeln fest, machte wieder Ausnahmen davon, und es fanden sich sogar Leute, welche behaupteten, man müsse das Volk völlig aufklären. Diese wußten wohl selbst nicht, was sie eigentlich wollten — so wenig wie auf einer andern Seite diejenigen Schriftsteller, welche in die Posaune der Freiheit stoßen, überall Freiheit verkündigen und anpreisen, dabei aber keinem andern Menschen diejenige Freiheit lassen, auf die sie selbst Anspruch machen. Es ist hier der Ort nicht, mich deutlicher darüber zu erklären, indessen bin ich fast überzeugt: In unsern jetzigen Zeiten würde es kein Fürst einer seiner Akademien

erlauben, eine solche Frage aufzuwerfen wie jene war. Vestigia terrent.

Wer nicht fähig ist etwas eignes zu schreiben, übersetzt aus andern Sprachen. Bei weitem der größte Theil unsrer Uebersetzungen ist, wie bekannt, Fabrikenarbeit. Sie müssen wegen der häufigen Konkurrenz, welche fast allemal bei ausländischen Werken, die von berühmten Verfassern herrühren, oder sonst von Bedeutung sind, Statt findet, schnell verfertigt werden; und was schnell gemacht wird, gerath selten gut. Bei aller Eile trift es sich doch oft, daß ein Werk zu gleicher Zeit mehreremal übersetzt wird. Dann setzt der Verleger des einen das andre so viel möglich herab, und erhebt das seinige; und die Uebersetzer selbst beginnen einen Federkrieg. Bisweilen taugen sie beide nichts. Einer läßt auch wohl einen Auszug daraus machen, der andre es ganz übersetzen, und Käufer und Leser können wählen. — Es ist lobenswürdig, daß wir fremde Schätze uns zu eigen zu machen und unsre Litteratur damit zu berei-

chern suchen, wenn es nur wirklich Schätze sind; aber es scheint als ob viele glaubten, wir hätten selbst noch nicht deutschen Wust genug, holen daher aus fremden Ländern allen Wust den sie nur auftreiben können, und übersetzen ihn wohl noch obendrein schlecht — und ein mittelmäßiges oder gar schlechtes Produkt, schlecht übersetzt, ist doch wahrlich ungenießbar. Wir haben Männer, die uns vortrefliche Uebersetzungen fremder Werke geliefert haben, einen Forster, Bode, Mylius, Rosegarten und mehrere, sie verhalten sich aber immer zu den Brodübersetzern wie Eins zu Hunderten wenigstens. Diese liefern täglich ein paar Bogen Arbeit, ohne sich große Gewalt anzuthun. Können sie in der bestimmten Zeit dennoch nicht fertig werden, so nehmen sie einige gute Freunde, oder noch ärmere Schächer als sie selbst sind, zu Hülfe, denen sie einen kleinen Antheil ihres Gewinnstes überlassen, und ein jeder übersetzt dann sein Pensum frisch von der Faust weg, daß es eine Lust ist. Gleichheit des Styls,

Richtigkeit und gute Wahl des Ausdrucks, sind Kleinigkeiten, die ihnen sehr wenig am Herzen liegen; der Leser kann sich Glück wünschen, wenn er nicht gar auf Stellen trift, die schlechterdings keinen Sinn geben. Dies kommt theils daher, weil diese Herren wenig Lust noch Zeit haben, ihre Arbeiten durchzusehen — denn es wartet oft schon eine neue auf sie — theils weil sie nur sehr geringe Kenntnisse von der Sprache haben, aus der sie übersetzen — Sie haben vielleicht kaum zwei bis drei Monate Unterricht darin gehabt, so wollen sie schon die Früchte ihres Fleißes der Welt darlegen — Daß sie die Sprache, in die sie übersetzen, nicht verstehen, ist ganz gewöhnlich, und eigentlich in der Regel — das Gegentheil macht die Ausnahmen.

Nun noch etwas von der Bescheidenheit der Gelehrten — eine Tugend, die sonst unsern großen deutschen Schriftstellern eigen war, und durch die sie den Werth ihrer Schriften, so wie ihren persönlichen, erhöhten. Man lese die Werke eines Lessings,

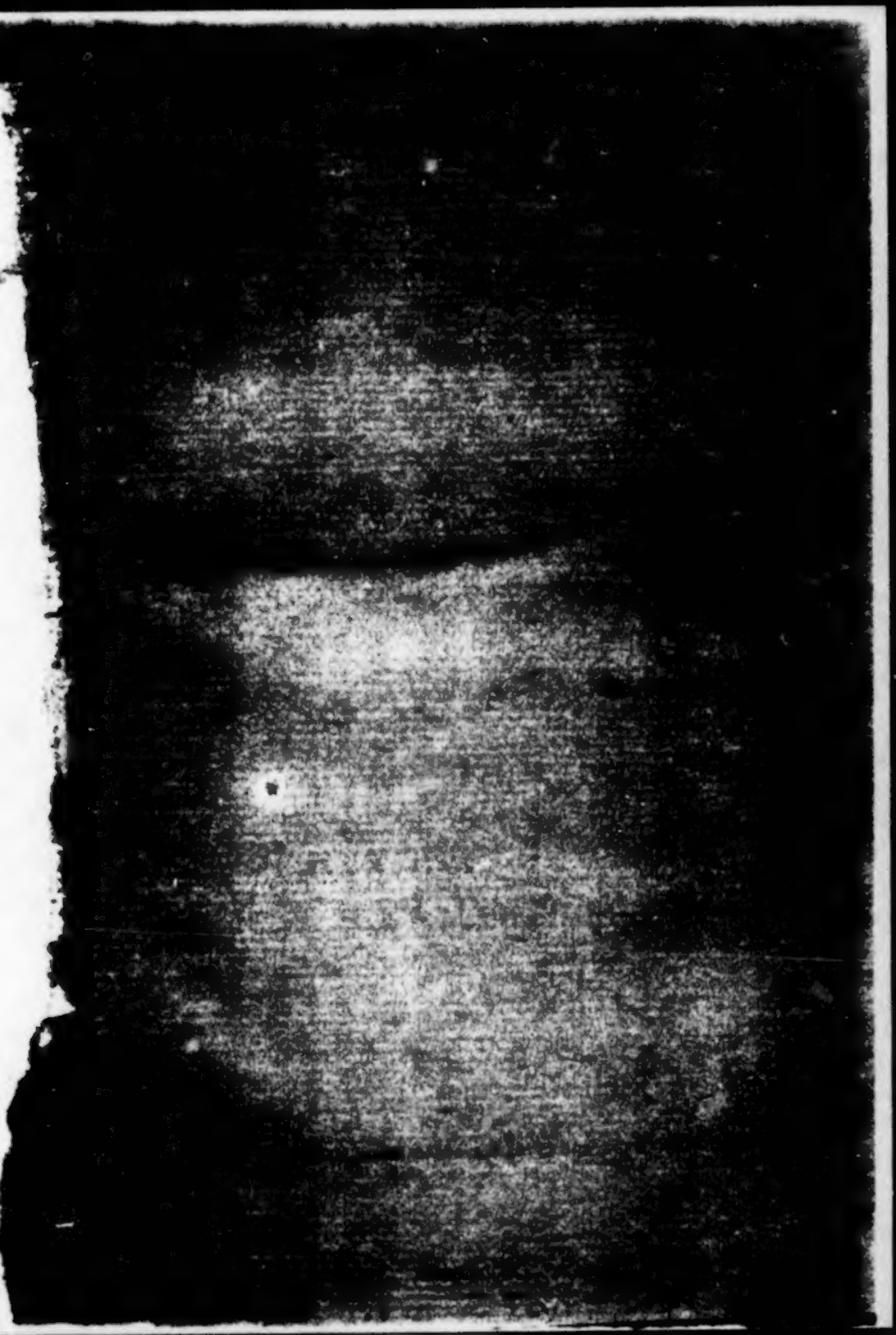
Wieland, Salomo Geßner, Haller, Utz, Gellert, Rabener, Weisse, Kleist, Mendelssohn u. s. w. ob man darin eine Spur von Anpreisung ihrer Verdienste, von Selbstlob, von eigner Beurtheilung und Zergliederung der Schönheiten ihrer Schriften, von Ausposaunen ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit antreffen wird. Sie überließen dies andern, traten blos mit ihren Werken auf, und diese zeugten für sie. Sie strahlten im Glanze ihrer Würde, aber im eignen, nicht durch Kunstfeuer erregten. Sie erwarteten Verehrer, aber ruhig, ohne sie zusammen zu treiben. Das ist nun jetzt ganz anders. Ruhmredigkeit und Selbstlob sind an die Stelle jener Bescheidenheit getreten — man verachtet eine Tugend, von der man nur magre und späte Vortheile zu erndten glaubt. Sollte man sich nicht irren? — Ueberließe man das Selbstlob Schriftstellern, die auf das Lob Andrer keine Ansprüche machen dürfen, und doch gleichwohl nicht ganz leer ausgehen wollen, so wäre

„einen eignen Courier zuzuſchicken?“ ꝛc. ꝛc. Genug davon. Warum ich den Namen dieſes Mannes nicht nenne, wird man leicht einſehen — es iſt von Privatbriefen die Rede.

Das zweite Beiſpiel ſei Herr Hermes. Er ſchrieb ein Buch: Für Töchter edler Herkunft, mit dem äußerſt prahlhaften Motto auf dem Titel: Nemo apud nos qui idem tentauerit; nemo apud Graecos qui ppus omnia ea tractauerit. — Das iſt doch wirklich, von ſich ſelbſt geſagt, etwas ſtark, im Fall es auch wörtlich wahr wäre. Das iſt ihm aber lange noch nicht genug; denn aus Furcht, daß einige ſeiner Leſerinnen nicht Latein verſtehen möchten, und vermuthlich um ſeine Verdienſte noch mehr ins Licht zu ſetzen, macht er Th. 1. S. 19. noch folgende Note: „Wir können auf Leſerinnen treffen, „welchen alles bis hierher zu trocken ſcheine; „aber dieſe verſichern wir, daß ſie dem ſehr „Anziehnden mit dieſer Blattſeite ſchon viel „näher gekommen ſind, als ſie nicht denken. „Wir bitten ſie, keine Zeile zu über-

„schlagen: denn sonst können sie die Folge „nicht verstehn, auch so gar da nicht, wo sie „ganz Erzälung ist. Wir können ihnen da„bei nicht bergen, daß sie niemals ein „Buch wie dieses ist, gelesen ha„ben. Das sagt das Motto unsers Titels: „Keiner, (so heissts aufs deutsch) keiner „unsrer Schriftsteller hat so was „unternommen; und keiner der „noch bessern, hat allein etwas so „Grosses ausgeführt.“ Das ist doch — das königliche Wir nicht gerechnet — eine Ruhmredigkeit ohne Beispiel. Ich fordre jeden meiner Leser auf, mir eine ähnliche Stelle von irgend einem deutschen Schriftsteller zu zeigen. Selbst das Horäzische: Exegi monumentum aere perennius, und das Ovidische: Jamque opus exegi, quod nec Jovis ira, nec ignis, Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas — kömmen diesem lange nicht bei; denn, bei allem Werth den sie auf ihre Arbeiten setzen, sprechen sie doch andern ihre Verdienste nicht gänzlich ab. —

Aber das ist noch nicht hinlänglich: Um zum drittenmal das beliebte Motto anzuführen, und seine Leser darauf aufmerksam zu machen, schreibt er in dem Werke: Zween litterarische Märtyrer Th. 2. von jenem Buche: „Es ist noch Handschrift (damals, aber jetzt herausgekommen) wird „aber, wie ich gewis zusichern darf, zu seiner Zeit unter dem Titel: Für Töchter „edler Herkunft erscheinen; oder wofern „es diesen Titel nicht behalten solte: so „wirds doch an diesem Motto aus dem „Plinius kenntlich seyn: Nemo apud nos „qui idem tentauerit; nemo apud Graecos „qui unus omnia ea tractauerit. Ich konnte „mich hier nicht enthrechen, dieser wichtigen „Schrift zu erwänen; denn unter dem Schwall „von Büchern, welcher in diesem Jahrzehnd „mit jeder Messe in immer gleichem Verhältnis zunimmt, vermehrt sich auch meine „Furcht: im Umlauf von noch eben soviel „Jahren werde immer nur das hundertste „Buch der Lesewelt wirklich bekannt werden

„wenn nicht ein Verfaſſer oder einer ſeiner „Freunde einen Herold vorausſchikt, zumal „da man anfängt nur die wohlfeilern der ge„lehrten Zeitungen zu leſen, die denn, um „recht viel Artikel liefern zu können, nur ganz „oberflächlich von jedem Buch urteilen.“ — Ich unterſtehe mich hier abermals, ſeiner Meinung geradezu zu widerſprechen — Vino vendibili etc. und ein gutes, brauchbares, leſenswürdiges Buch bedarf keines Herolds, weder in der Perſon des Verfaſſers, noch eines ſeiner Freunde; das lehrt ja die tägliche Erfahrung. Im Gegentheil, es wird dadurch verdächtig gemacht. Soll es aber blos darauf ankommen, ſich ſelbſt anzupreiſen, und zwar ſo, wie es kein Recenſent thun kann, thun darf — dann iſt es freilich etwas anders. — Und was enthält denn jenes Buch aller Bücher, jenes mit nichts zu vergleichende Werk? Freilich viel Gutes, das iſt nicht zu läugnen, aber dieſes Gute in eine höchſt abenthenerliche Geſchichte eingekleidet.

Es giebt viele welche glauben, ein bescheidner, stiller Mann, der seinen Werth andern zu beurtheilen überläßt, keine auffallende Außenseite zeigt, seinen Gang ruhig fortgeht, sich nirgends eindringt, sich nirgends nothwendig zu machen sucht, könne im bürgerlichen Leben nie, auch nur ein mäßiges Glück machen — eben so sei es auch im Stande der Gelehrten. Ein Gelehrter, der sich durch nichts sonderbares auszeichnete, nicht durch irgend etwas Aufsehen zu erregen suchte, nicht bisweilen andern auf die Achseln träte, um desto größer zu scheinen, würde nie emporkommen, wenn er auch noch so gründliche Kenntnisse besäße. — Ich zweifle sehr an der Allgemeinheit dieses Satzes; aber ist es wirklich so — dann freilich wär' es schlimm — dann wär' auch dieses Werk größtentheils überflüßig. Größtentheils sag' ich, nicht ganz, wie ich glaube — welches ich schließlich der Beurtheilung derjenigen überlasse, welche davon urtheilen können.